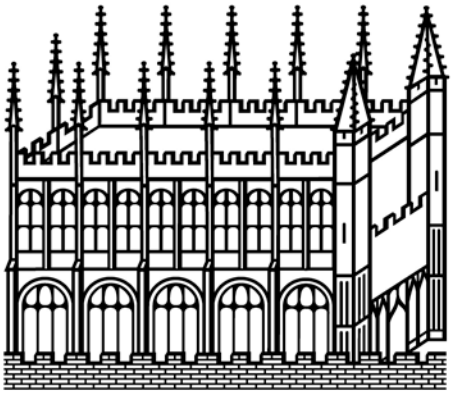


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



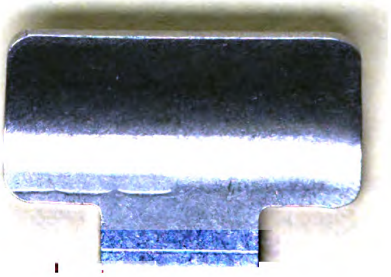
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

CAESAR

VON FRIEDRICH GUNDOLF

Taylor Institution Library
OXFORD
PRESENTED BY
Dr. G. Weiler
Bequest
1996

Rep. G. 13346



TAYLOR INSTITUTION LIBRARY
OXFORD OX1 3NA

PLEASE RETURN BY THE LAST DATE STAMPED BELOW
Unless recalled earlier

24 OCT 2002

CAESAR

CAESAR

GESCHICHTE SEINES RUHMS

VON FRIEDRICH GUNDOLF



1 · 9 · 2 · 4

BEI GEORG BONDI IN BERLIN

DRUCK VON JULIUS KLINKHARDT · LEIPZIG
COPYRIGHT 1924 BY GEORG BONDI · BERLIN

INHALT

MYTHISCHE GESTALT 7

EINLEITUNG 7. CAESARS SCHRIFTEN 8. CICERO 14. CATULL 18. SALLUST 19. VERGOTTUNG 22. AUGUSTUS 24. DIE HISTORIKER DER KAISERZEIT 27. LUCAN 32. SOPHISTIK UND PATRISTIK 37. SPÄTANTIKE STIMMUNGEN 39. BILDNISSE 41. CAESARENTUM UND CAESAREN 43. JULIAN 48.

MAGISCHER NAME 51

NAMENZAUBER 51. QUELLEN MITTELALTERLICHER CAESARKUNDE 53. IHRE ÄUSSERUNGSART 55. IHRE SCHICHTEN 57. GALLISCHES GEDÄCHTNIS 57. GERMANISCHES 60. SCHRIFTLICHE ÜBERLIEFERUNGEN 65. GEISTLICHE CHRONISTIK UND RITTERLICHE FABULISTIK 66. RANG UND EIGENSCHAFTEN CAESARS IM MITTELALTER 68. KIRCHLICHE WERTUNG 73. CAESAR ALS MEMENTO MORI 75. DER KAISERGEDANKE 77. JUSTINIAN 79. KARL DER GROSSE 80. OTTO III. 84. KAISER UND PABST 87. BARBAROSSA 88. FRIEDRICH II. 90.

GESCHICHTLICHE PERSON 93

SCHOLASTIK UND STÄDTEWESEN 93. JOHANNES VON SALISBURY 94. DANTE 99. PETRARCA 105. BOCCACCIO 116. RIENZI 118. HUMANISTISCHE RHETORIK 119. FORSCHUNG 125. KRIEGSLITERATUR 127. WELTGESCHICHTE 129. CAESAR ALS VORBILD DER TÄTER 131. CONDOTTIEREN UND TYRANNEN 132. JULIUS II. 134. KARL DER KÜHNE UND MAXIMILIAN I. 135. FRANZ I. UND HEINRICH VIII. 138. KAISER KARL V. 138. HABSBURGISCHE HOFLITERATUR 141. SOLIMAN 144. FESTKUNST 144. MANTEGNA 145. REFORMATION 149. SCHULE 153. SEBASTIAN FRANCK 155. AVENTINUS 156. HANS SACHS 157. JUAN DE LA CUEVA UND LASO DE LA VEGA 161. MONTAIGNE 164. BODINUS 169. BACON 171. SHAKESPEARE 174. HEINRICH IV. UND SULLY 187. LUDWIG XIV. 192. BOSSUET 195. BAYLE 198.

LAROCHEFOUCAULD 199. LABRUYÈRE 200. GRAZIAN 201. SAINT-EVREMONT 202. LAFONTAINE 203. CORNEILLE 204. THEATER UND OPER 208. RIBADENEIRA 209. MILTON 210. EINZELWERTE UND GEMEINSCHAFTSWERTE 212. MONTESQUIEU 213. VOLTAIRE 217. ROUSSEAU 223. DEUTSCHER BRUTUSKULT UND TYRANNENHASS 225. FRIEDRICH DER GROSSE 226. KRIEGSWISSENSCHAFT 230. FÜRST VON LIGNE 231. HERDER 233. GOETHE 236. SCHILLER 242. JOHANN VON MÜLLER 244. FRIEDRICH SCHLEGEL 250. ROMANTIK UND REVOLUTION 253. NAPOLEON 255. NEUNZEHNTES JAHRHUNDERT 264. NIETZSCHE 265.

REGISTER 267

I. MYTHISCHE GESTALT

HEUTE, da das Bedürfnis nach dem starken Mann laut wird, da man der Mäkler und Schwätzer müd sich mit Feldwebeln begnügt statt der Führer, da man zumal in Deutschland jedem auffallenden militärischen wirtschaftlichen beamtlichen oder schriftstellerischen Sondertalent die Lenkung des Volkes zutraut und bald soziale Pfarrer bald unsoziale Generäle bald Erwerbs- und Betriebsriesen bald rabiate Kleinbürger für Staatsmänner hält, möchten wir die Voreiligen an den großen Menschen erinnern dem die oberste Macht ihren Namen und Jahrhunderte hindurch ihre Idee verdankt: Cäsar. Nicht als könnte solche Beschwörung einen Cäsar zeitigen. Nie wiederholt die Geschichte die Erscheinung ihrer immer gleichen Ideen und kein Wissen um Gewesenes erschafft das notwendig Neue. Nachahmungen aus politischer Gelehrtheit sind immer falsch und fruchtlos. Wie der künftige Herr oder Heiland aussieht, weiß man erst wenn er waltet. Seine Stunde und sein Werk weiß nur er selbst. Doch wie er nicht aussieht, das kann Kenntnis lehren, und nicht um der Politik sondern um der Bildung willen, das heißt um der Menschenwürde und der Scheu willen müssen die ewigen Gestalten wach bleiben, geschützt vor den Ansprüchen des dumpfen und gierigen Tags. Der Historiker, der Hüter der Bildung (das ist sein Hauptamt) kann nicht gute Politik machen, nicht die fruchtbaren Entschlüsse fassen im werdenden Schicksal von Stunde zu Stunde. Doch die Luft kann er regen helfen worin einsichtige Taten gedeihen und Geister werben für kommende Helden. In diesem Sinn ruft er die Geschichtskräfte und ihre Leiber, die Völker und die Führer.

*

Cäsars mythisches Dasein ist immer wieder dringlich geworden, von den Fehden zwischen Kaiser und Papst bis zu Napoleon. Nach seiner Stellung heißt eine Würde, nach seiner Wirkung eine Regierungsart. Seine Schicksale, Rubico, Cato, Brutus sind nicht nur Dichtermären sondern Schlachtrufe geblieben und immer noch weckt seine Person den Streit um Recht und Gewalt, um Freiheit und Herrschaft, um Glück und Größe. Bei Alexander und Karl

steht er als eines der ewigen Bilder, bei Napoleon, noch bei Bismarck als eine der heutigen Mächte. Sein römisches Altertum hat ihn nicht erstarrt, seine Gegenwart nicht verkleint.

Seine Dauer wie sein Wandel kommt aus der einzigen Verbindung von Größe mit Norm. Unter den Weltwundern ist er der richtigste Mensch: Perikles erreicht ihn an Gleichmaß bei geringerem Umfang, Goethe, reich und schön wie er, ist minder stark, und Shakespeare, der Inbegriff der Menschheit, als Person ein Rätsel. Die andern schwellt ein oft erhabenes, oft bezauberndes, oft erschreckendes Übermaß: der Rausch Alexanders, das Terribile Michelangelos, die Verzückung Dantes oder Napoleons freudlose Stärke, zu schweigen von den Gottesstimmen oder Gottesgeißeln. Lassen wir die Glaubensfrage, ob der vollkommen gesetzliche Mensch die höchste Offenbarung der vielgestaltigen Gottheit sei oder ob sie reiner aus Einbruch, Sprengung, Überschwang rede. Ob wir Gott lieber als Gesetz oder als Zauber verehren: in keinem Heros wird das Gesetz so feste Gestalt, die Natur so reicher Zauber wie in Cäsar. Keiner ist so klar und dicht bei schöpferischem Geheimnis, keiner so sehr Genius bei klassischer Zucht, keiner so ganz bedingt durch Stätte und Stunde und doch gültiges Muster der wandellosen Ordnung. Darum wählen wir ihn als das schlichteste Bild des wahren Gebieters.

Wir wollen nicht seine Taten oder Eigenschaften zum tausendstenmal betrachten, sondern seinen Gang durch das Gedächtnis der Völker. Das Erscheinen der Gewaltigen gehört zu ihrer Geschichte wie ihr Schaffen, die Bilder die sie in die rege Zeit prägen, oder was dasselbe ist, in diesem zugleich gewirkten und bewirkten Stoff empfangen, sind Formen ihrer eigenen Kraft. Sie offenbaren sich zeugend in immer neuen Schößen, strahlend aus immer anderen Augen, ihr g a n z e s Wesen kommt erst zum Vorschein, indem die Jahrhunderte es erwidern.

Die Bilder von Menschen, Dingen oder Ereignissen die ein Geschlecht dem andern weitergibt, klarer oder stumpfer, verschärfend oder verwischend, weisen zurück auf ganz wenige Urheber mit beginnlichem Blick, Griff oder Wort. Diese schaffen den energischen Mythus, die nachhaltigen Motive woran die Menge glaubt und weiterarbeitet. Sie festigen schwanke Vorstellungen zu Gestalten,

Meinungen zu Urteilen und Formeln, und wenn sie auch selten die Sprache der Geschichte schaffen, so doch oft ihre Sagen und Sätze. Manchmal sind die ersten Präger ihrer eigenen Mär die Helden und Heilande selbst, manchmal ihre Gefährten und Jünger, manchmal spätere Dichter, Berichter und Künstler. Seine Taten hat Cäsar selbst verewigt, wie Jahrhunderte sie behalten haben. Über sein Wesen und seinen Wert hat sein bewundernder Widersacher Cicero die frühesten fruchtbaren Worte gesprochen, sein erstes bestimmtes Bild malt Sallust, sein Anhänger und Schützling. Diese drei sind die Gewährsmänner des Altertums die ihn selber gekannt haben. Ihre Einklänge und Widersprüche bestimmen die nach Farbe, Herkunft, Höhe und Absicht mannigfache Überlieferung, sie verdichten zuerst die cäsarische Atmosphäre, das Gefühl das er von sich selbst hatte und wollte, das Raunen, Staunen, Grollen und Schmiegen der andern, das Murmeln, Jauchzen, Murren der Menge, die Furcht oder den Kult der geblendeten Länder. Denkmale sind nur Niederschläge raschen Geschehens das ohne sie verschollen bliebe, doch das man mitvernehmen muß, um sie zu verstehen.

Wir versuchen kurz die Gesichte und Gerüchte zu fassen die Cäsars frühesten Zeugen vorschwebten. Cäsars Schriften wollen wirken, nur wirkend konnte er denken. Sie werden dadurch nicht fragwürdig, wie man romantisch empfindsam oder altklug warnt, sondern wahrer. Die Zwecke des echten Täters sind Ausdruck und nicht nur Gegenstand des Willens. Wie ein Cäsar oder Napoleon erscheinen will, so sieht er sich, und was ihr Wort und Wink zeigt, das ist nicht Lug und Pose sondern ihre Wirkungsform selber, wie des echten Dichters Stil kein Schmuckmittel sondern Seelenwuchs. Kleinen Schwindel übt kein großer Mann. Auch wo er Tatsachen preßt, waltet der werkträchtige Wille, der nur sieht was ihm entspricht, nicht der nutzsüchtige Verstand, der es heimlich besser weiß. Beides wird oft verwechselt, indem man die Pragmatik des Lebens als Utilität des Verstandes auslegt. Bewußtsein und Trieb sind in solchen Naturen nur zwei Formen des einen Willens den sie besitzen und der sie besitzt.

Schon der Stil der Kommentarien gibt den Cäsar, wie er sich meinte. Sachliche Kunst und persönliche Natur sind hier eines,

das sprechende Ich ist sein ausgesprochenes Selbst, ohne pathetische Erlebnisse oder artistische Kenntnisse, ein reines Geistgewächs, von der Dürre der Schulbücher unterschieden durch den bewußten Genius der Sache die hier zu Wort kommt, von der Schlichtheit eines Herodot durch die männliche Willenshelle, von der homerischen Einfalt durch das Selbstgefühl der Person. Unter allen Naiven hat noch keiner so bewußt als Genius, unter allen Genies keines mehr so episch simpel geschrieben. Die es später versucht oder fast erreicht haben — Macchiavelli, Friedrich, Napoleon — kannten schon den Cäsar als Stilmuster und die Schlichtheit als Stilmittel. Cäsar wollte nicht schlicht schreiben aus Geschmack, Einsicht oder Wahl — er konnte nicht anders. Es war seine Art des Atmens, Gehens und Sehens. Wenn seine verlorenen Reden prachtvoller waren als seine Berichte, so muß auch ihre Pracht mehr die gepflegte Form angeborener Hoheit gewesen sein als Faltenwurf und Pomp.

Wie sein Stil zugleich Gesamtstil des Römertums ist und persönlicher Stil des Genius, so auch das Bild seiner Taten. Er sieht sich als den römischen Feldherrn, eins mit dem Volk dessen Eifer Vergil in dem berühmten Vers formuliert:

Tu regere imperio populos, Romane, memento.

Doch nimmt er Rom und den römischen Sinn erobernder Herrschaft nicht pathetisch — kein alexandrischer Drang ins Weite, kein achilleischer Heldenschwung. Das zähe tiefwurzelnde Wachstumsverlangen eines starken und festen Stammes, der zuständliche „staatliche" Kampf von Mensch mit Mensch und Tier und Erde, die triebhafte Sicherheit des Weitergreifens, Ausweichens, Aneignens und Eindringens, das Wechselspiel womit er Luft und Boden sich dienstbar macht und ihnen dient — all diese Naturformen römischen Gemeinwesens werden in Cäsar Geist, und der Wille der von den Latinerfehden bis zu Pompejus die Mittelmeerländer durchgriff klärt sich bei ihm zum Genie mit gesteigerter Schnelle, Weite, Wucht und Weisheit. Doch wie er Gebiete abgrenzt, Nachbarn bemißt, trennt und bindet, darin waltet noch der uralte Bauernsinn, und noch seine Kriegszucht stammt nicht aus schweifender Jägerei sondern aus geduldigem Feldbau. Der Orbis Terrarum ist ihm

so geläufig wie einem Grundherrn sein Meierhof, und gerade diese Nüchternheit, die vor solchen Weiten nicht staunt, gehört zu seiner Größe, wie zu der Alexanders der Rausch vor dem Geheimnis der grenzenlosen Ferne. Dem Römer war die eroberte Erde ein Acker, dem Hellenen die zu erobernde ein Wunder.

Die gallischen Kommentarien zeigen fremde bedrohliche, doch bezwingbare Völkerschaften, den Bereich den Cäsar zur Sicherung des ihm anvertrauten Römerbesitzes erwerben muß, die dauernde Art von Land und Leuten, die gegenwärtigen Zustände mit den daraus entspringenden Vorteilen Gefahren Ereignissen, und seine eigenen Mittel, Wege und Taten zum Ziel.. zahllose Rotten bunter Barbaren mit fremden Sitten, Stammesfehden und Bündnissen, trotzige listige heldische Häuptlinge, waldige und nasse Länder mit wilden Wassern und Tieren, ein fremdes Meer mit der geheimnisvollen Insel, als Raum des umsichtigen kühnen Imperators samt seinen getreuen siegesgewissen, übermenschlich mutigen und geduldigen Legionen. Unglaubliche Märsche, gräßliche Schlachten, mühselige Belagerungen, ein halber Erdteil (das war Gallien im damaligen Gesichtskreis) entdeckt, durchdrungen und erstritten: all das, erzählt „mit fröhlicher Eile", haftet als Wunder von Tat und Geschehen. Cäsar wußte wie es wirke, ihn selbst verwirrte es nicht. Er meldet das Ungeheure mit der Ruhe des Gutachters, mit leisem Lächeln über das Staunen der Hörer.

Diese cäsarische Ironie fehlt seinen Fortsetzern, die seiner Schlichtheit sich befleißigen ohne seine Höhe. Sie fehlt Napoleon, der alexandrisch vom Taumel seiner Taten selbst bebte und sie nicht nur sachlich sah, sondern sie auch leidenschaftlich empfand. Friedrich des Großen Ironie galt weniger dem Leser als ihm selbst. Er kennt schon den müden Spott über die Eitelkeit der Größe, und er spielt damit. Zwinkernde Skepsis ist Cäsar fremd. Von Friedrich aus hat man ihn wohl so gesehen und voltairische Aufklärung und Zynik ihm zugeschrieben — eines der falschen Gleichnisse zwischen alter und neuer Geschichte. Cäsars olympische Heiterkeit ist kein mephistophelischer Zweifel am Wert seiner Wirkungswelt, sondern die Miene des vornehmen Menschen der naiv sich überlegen fühlt und seine Riesenkräfte gebraucht ohne Prunk und Mühe. Er blickt weder zu sich empor noch dräut er herab — die

TAYLOR INST. OXFORD

Höhe ist ihm natürlich. An dieser fröhlichen Ruhe hat den Knaben schon Sulla erkannt, mit ihr hat er die Seeräuber geduckt, Volk, Heer und Frauen verführt, den kundigen Cicero verwirrt, beschämt und entzückt. Die majestätische Grazie — sein Merkmal unter den Herren der Welt, wie unter den Kündern eigener Taten — gleich entfernt von schwanker Tänzerei wie von steiler Würde, von Rokoko wie von Hieratik, dankt er doch dem tiefen Sachenernst, der gedrungenen Erdendichte seines Volkes.. nur aus so massigem Grund konnte die Triebsicherheit, der Takt, die Gelassenheit gedeihen, der lange Atem voll Zucht und Glut. Doch ist dies römische Bauernerbe nur die Unterlage der Stärke, die zur heroischen Anmut, zum tätigen Adel gehört. Zum klassischen Menschen geläutert hat ihn erst Licht und Luft der hellenischen Bildung. Von ihr empfing er zu der römischen Gewalt der Rasse die Freiheit der Person, die kein Römer mehr so erreicht hat, wie kein Grieche, auch Alexander nicht, solche Gewalt zog aus so gründigem Erbe. Wir können Cäsars Genius nicht erklären, doch sehen welch besondere Erbschaft er glücklich verkörpert: die Erdenbreite und Blutsstärke der Römer und die Geistesfülle der Griechen in der Weltstunde, als beide einander durchdrangen. War es julische Samenmischung seit Urzeiten, war es freie Bildung des späten Jünglings: nur in Cäsar sind Rom und Hellas zu reinem Einklang gekommen, römische Macht und griechisches Maß, Zähheit und Schnellkraft, Schwung und Willenszucht. Schon sein Bild konnte er nur vermöge der griechischen Helle verewigen. Bildermachen ist nicht römisch — ohne den Griechen Polybius sähen wir keinen römischen Scipio.

In den gallischen Kommentarien hat Cäsar sein Römertum bekundet, nicht im Griechenstil (wenn ihm auch hellenistische Hypomnemata vorgeschwebt haben) doch aus griechentümlicher Zeigelust und Bewußtheit. Die Bücher vom Bürgerkrieg, sein zweites Selbstbildnis — für die Nachwelt die Urkunde seiner Weltherrschaft — tragen bei gleicher Beschränkung auf den Kriegsbericht doch schon die Farbe des Kaisertums. Cäsar spricht hier nicht mehr als Führer und Statthalter, der im Namen des Römervolkes Barbaren zähmt und Provinzen gewinnt, sondern als Herr des Reiches im Namen nicht nur seines staatlichen Rechts sondern auch

seiner durch Tat, Ruhm und Einsicht befugten Person. Die Optimaten erscheinen als unbillige, gehässige, unfähige Neider des sieghaften Mannes, den Volk und Untertanen als Schützer und Anwalt ehren. Doch ist von Volksrechten weniger die Rede als vom Imperator und Heer. Die Demokratenmaske hat Cäsar hier verschmäht, und erst Historiker des 19. Jahrhunderts haben ihn so gewünscht. Das Altertum hat ihn rühmend oder schmähend gelesen wie er sich hier zeigt, als den Eroberer des Imperium Romanum, genötigt durch die Unbill des Adels, des Neiders Pompejus, des starren Cato, berechtigt durch seine Sorge für die allgemeine Wohlfahrt, ermächtigt durch seine Taten und seine Legionen. Mehr als der gallische Krieg, das rechtliche, doch begrenzte Unternehmen des letzten römischen Prokonsuls, hat das bellum civile die Gemüter beschäftigt. Der Erdkreis als Schauplatz, Italien Spanien Griechenland Asien Ägypten Numidien, die beiden mächtigsten Kriegshelden als Gegner, die Völker der Welt als Hilfsscharen, die Alleinherrschaft über das größte Reich als Kampfpreis, das Wagnis der unermeßbaren Entscheidung, der Schritt über den Rubico, die Schlacht bei Pharsalus mit ihrem Verhängnis für Jahrtausende, der Fall des Magnus vom Gipfel des Ruhms und sein grausamer Tod an einsamer Düne, die stoischen Untergänge der stolzen Erdverwalter und das Ende der herrischen Republik zu Füßen des einen glückhaften und unwiderstehlichen Venus-enkels: auch wer nicht wußte daß damals das Kaisertum begann mit all seinen Folgen für Aeonen, die Weltzeit Europas, spürte den rein sinnlichen Schauder und die Großheit der Verhängnisse im Getümmel der Waffen ums Mittelmeer und im blitzenden Zug und Schlag des allgegenwärtigen Siegers. Noch bei Dante schwingt dieser staunende Schauder nach, der Flug des Adlers: „Che nol seguiteria lingua nè penna." Cäsar selbst hat die Stimmung dieses Weltkriegs mit seiner leichten Schnelle gebannt.. vielleicht mehr schon als im bellum gallicum mit einem Hauch von Hast und Unmut, von Frohlocken und Schicksalspochen. Die rasche Aufzählung der vielen omina nach Pharsalus soll den Mann der Notwendigkeit zeigen, dem die Götter selber winken, die Mitte der Natur und der Menschheit.

Cäsars Kommentarien mit ihren Anhängen geringeren Stils, doch

verwandten Stoffs geben die Geschichte seiner Taten ohne Urteile über ihren Wert und den Charakter des Vollbringers. Wir gewahren die Welt die er bezwang, samt ihrem Widerstand, nicht wie Er dieser Welt während dieses Kampfes erschien. Die ersten Reflexe seines Wesens finden wir bei Cicero, Catull, Sallust. Sie bleiben die sichtbarsten Vertreter des weiten Parteilärms und Personenklatsches der den dämonischen Mann schon früh umtobte oder umraunte. Dessen Niederschläge haben fast unverarbeitet später Sueton und mit eigenem Sinn Plutarch uns aufbewahrt. Hier kommt es uns nicht auf die Quellenkritik der Cäsar-historiker sondern auf das Bild selbst an das von ihm umlief, nicht auf die philologische Frage, wer es wem weiter gab, sondern die geistesgeschichtliche, welche Bilder überhaupt entstanden und wirkten. Nur soweit die Überlieferer als Personen wichtig sind für das Schicksal von Cäsars Ruhm, kümmern sie uns, ohne Blick auf ihre Schreibe- oder Abschreibetechnik.

Nächst und neben Cäsar selbst ist für sein Fortleben niemand entscheidender durch seine Gesinnung und durch seine Begabung als Cicero. Er hat Jahrhunderten den Ton angegeben für den moralischen und politischen Widerstand gegen Cäsars Werk wie für die ästhetische Verherrlichung seines Wesens. Das Cäsar-bild Ciceros schillert vom Gott zur Fratze. Er hat ihm als „dem Glanz der Zeiten" Lobreden gehalten, worin er seine Kriegstaten, seine Seelengröße, seine Geistesgaben feiert mit so herzlich hohem Ton, wie niemand nach ihm, nicht nur ins Gesicht als schmeichelnder Werber für sich und seine Klienten Dejotarus, Marcellus, Ligarius oder aus heimlicher Angst vor dem rätselhaft milden Mann, dessen Gewalt er kannte, sondern noch nach dem Tod im Ausbruch des haßbeklommenen, rachesatten und widerwillig staunenden Gemüts. In der zweiten „Philippica" soll zwar Cäsars großer Schatten zunächst den Antonius beschämen und drücken, der im Mantel des Riesen prunkte, doch die Beschwörung selbst ist nicht ein Redekniff sondern Ciceros Ernst. So hat er Cäsar gesehen durch alles Schwanken des Parteihaders und der persönlichen Beziehungen: als ein Wunder von Kraft, Geist, Feinheit und Fülle, groß durch Gaben und Taten.. und als den ruchlosen Staatsverderber und Volksverführer, der sein Ingenium zum Unheil übe, ja mit einer Lust am Bösen.

Auch das ist nicht nur Redner-antithese, obwohl es bei empfindsamen Schönschreibern von Livius bis Lamartine als solche weiterlebt. In Cicero führte das römische und das hellenistische Erbe sein Leben lang jenen Kampf der Stimmungen, Urteile und Blicke, der ihn so schwank, feig, tückisch und wieder so vielfältig regsam und empfänglich macht. Ein Römer mit festen Gründen, Zwecken und dem bequemen Pragmatismus, dem der Nutzen sittlich, das Sichere heilig erscheint, mit der naiven Selbstsucht einer machtgewohnten Kaste, deren Tonart er als Neuling, Rhetor und Temperament noch überhob, ward er locker, schmiegsam und wach von den hellenistischen Wellen und Strahlen und ergab alle seine Nerven und Sinne dem Lichtreiz des Geistes, ohne doch von den starren Werten seiner engeren Ahnen zu lassen. In Cäsar wirkte das Römertum als Kraft, nicht als Lehre und Wunsch, und ergriff daher triebsicher die Bildungsstoffe der erweiterten Welt, die sein Geist beherrschte, beirrt weder von rücksichtigen Lehren noch von neugierigen Gefühlen. Bei Cicero blieb aber gerade das Bewußtsein römisch und das Geblüt ward hellenistisch. Statt eines römischen Täters mit griechischem Geist wurde er ein hellenistischer Empfänger mit römischer Meinung. Wo seine Empfänglichkeit zu Wort kommt, da mutet er uns neben den Alt- und Strengrömern als ein leichteres und helleres Wesen an, doch sie fälscht sich oft mit altrömischen Gemeinplätzen und wirkt dann unecht, weil man sie seinen fibernden Nerven nimmer glaubt, trotz der Pracht und Schnelle seiner Sprache, die vom Römertum die gewichtigen Worte, vom Griechentum die geschmeidigen Töne hat.

Der Zwiespalt zwischen hellenistischer Empfänglichkeit und römischem Programm, zwischen unbewußter Durchgriechung und bewußter Römerei erklärt auch Ciceros zwiespältiges Verhältnis zu Cäsar. Dem Zauber seiner Gebärde, Taten oder Schriften, dem Glanz seiner Gestalt, dem Odem seiner dämonischen Gegenwart erlag er immer, bald gerührt, bald widerstrebend, meist mit nachträglicher Scham, Reue oder Wut. Ciceros Reden vor Cäsars Antlitz oder seine Kennerurteile über Cäsars Schriften sind solche Ausbrüche oder Eingeständnisse seines überwältigten Griechensinns für Größe und Anmut. Hatte er aber Zeit sich in der Entfernung auf seinen römischen Beruf und Rang, auf seine republikanische

Partei und Lehre und auf seine persönliche Würde und Bahn zu besinnen, so übermannte ihn der Groll wider den Allverführer, der Haß wider den Tyrannen und der Neid, das „ressentiment" wider den einzigen Mann den er sich unbedingt überlegen fühlte ohne das Rettungsmittel der Liebe. Aus solchen Stunden stammen die leisen Flüche Seufzer Bisse des Briefwechsels, die lauten Rügen der Moraltraktate und der fast tierische Jubelschrei nach Cäsars Tod: erst die befriedigte Rache stellt (in der zweiten Philippica) seinem Bewußtsein die echte Gestalt des gewaltigen und holden Feindes wieder her, die seinem Gefühl niemals entschwunden war, das Bild des wundervollen Verderbers.

Seit der Renaissance erst gilt rein persönliche Größe auch als ein fragloser Wert, das Altertum kannte und scheute sie als Kraft und Zauber: als W e r t ehrte sie nur die staatsdienliche oder göttergeweihte Größe. Das noch so ragende Einzelselbst, der Titan, der Tyrann, blieb Frevler, Verbrecher, Zerbrecher, bis er Staat schaffen, Götter bringen oder Gott werden konnte. So auch Cäsar für Cicero und dessen Sinnesgenossen. Die Flüche gegen Cäsar kommen nicht aus Blindheit für sein Genie — dies hat man immer deutlich wahrgenommen, nur nicht wie seit der Renaissance wert genommen sondern abgewogen und zu leicht befunden an den platonisch stoischen Werten der Tugend und der Freiheit oder an den römischen Werten des Staatswohls und des Bürgerrechts. Wenn Cäsar immer wieder als der große Schänder dieser Gemeinwerte verdammt und als ein großer Träger der Einzelwerte gepriesen worden ist, als Meister der Tat wie der Rede, des Schwertes wie des Stils, als gebildeter Krieger und milder Tyrann, so stammt dies Widerspiel von Cicero, dem allempfindlichen Kräftespürer mit dem zu kurzen Maßstabe.

Cicero folgt der Laufbahn Cäsars von der catilinarischen Verschwörung bis zu seiner Vergottung, und trotz allem Schwanken von Sorge Furcht Haß Staunen Qual und Verzicht, trotz allen Blendungen und Trübungen des Parteihaders, trotz der befangenen Nähe nimmt er ihn als Ganzes — und wie sehr er auch seinen W e g verkennt und verabscheut: seine S c h r i t t e und seine Gangart sieht er klar und richtig. Die Zeitgenossen haften weit mehr an kleinen Einzelzügen und Einzeleigenheiten, und wenn diese auch das

Gesamtbild färben, so verwirren und erniedrigen sie es meist, einerlei ob sie wohlwollend oder gehässig gemeint sind. Cicero selbst (dies bleibt sein Lob) verfällt niemals in Lakaientum oder Schulmeisterei — das sind die beiden Denkarten welche die Geschichte heilloser verfälschen als aller Sektenzwist. Ein gescheiter Gegner bemißt einen Helden sicherer als noch so fleißige Schranzen oder Kleinbürger. Cicero hat keine „Partikularitäten" Cäsars gesammelt, trotzdem er geschwätzig, boshaft und witzig war, und keine Eigenschaftspsychologie getrieben, sondern bis in den Tagesklatsch hinein den Gesamthauch Cäsars gewittert und bewahrt und noch in den Schilderungen einer Audienz oder Gasterei den Geist und die Geste, nicht nur das Kostüm oder die Laune Cäsars aufgefaßt als seinesgleichen. So hat ihn auch Cäsar immer behandelt mit der Huld kaum merkbarer Überlegenheit, er übersah seine Schwächen und begegnete ihm nur dort wo er danken, huldigen, fast bitten durfte. Den Herrn hat er vor Cicero nie gespielt, weil er sicher war daß keiner ihn heimlich besser ehre und scheue als dieser feinste Feind, dessen vergeblicher Widerstand ihn vielleicht mehr lockte als der Gehorsam seiner Klienten, Gehilfen und Soldaten oder gar die knirschende Beugung des stiernackigen Adels.

Cäsar hatte als Jüngling durch seine Herkunft, Schönheit, verschwenderische Lebensfülle, die sich noch ohne große Aufgabe in modischem Genuß, geistigem Spiel und tapferm Abenteuer entlud, die Phantasien beschäftigt und erst recht nach seinem verwegenen Trotz gegen Sulla und nach den ersten Schritten in die marianische Demagogie viel Munkeleien und Geschichtchen gezeitigt. Diese häuften und rundeten sich, je höher er wuchs und waltete, der Schreck, der Abscheu und der Abgott der Parteien, keinem gleichgültig, vielen anziehend unheimlich, umworben und befehdet mit der skrupellosen Leidenschaft südlicher Parteizwiste und großstädtischer Lästerkunst. Da wurde zu politischen Waffen was man vorher über ihn getuschelt oder geschrien, seine Buhlschaft mit Nikomedes oder mit adligen Frauen, seine Seefahrt bei den Piraten, seine höflichen Gesten, seine hochfahrenden Worte, sein Prunk, seine Schulden, seine Eleganz. Seine Staatsakte, Reden Ämter Bündnisse Ackergesetze Feldzüge, umlagerte eine Schicht nicht minder öffentlicher Privatsachen, die sein Bild mitbestimmten und

seine Macht förderten oder hemmten. In dieser Schicht bewegten sich vor allem die jungen Literaten die neben den führenden Politikern sich mit Cäsar befaßten, auch sie nicht unpolitisch — das war kein Römer vor der Kaiserzeit — doch ohne den Blick von der Höhe oder in die Mitte, und daher zufrieden mit dem beiläufigen oder anekdotischen Geplänkel und mit klugen Betrachterglossen über die Führer, Ursachen und Ergebnisse.

Catulls Schmähverse gegen Cäsar übermitteln uns die Stimmung der leidenschaftlichen Adelsjugend die, selbst durch muntere Schnellkraft und Genußsucht, durch Witz und Schwung ihm verwandt, doch ohne seinen tiefen Schicksalsblick und seine Glut (von der Größe ganz zu schweigen) in ihm den Zerstörer ihrer alten Freiheiten und Sitten, den Herrn des Pöbels haßten und fürchteten — Jünglinge von gutem Geschmack, halb geistigem halb ständischem Hochmut, mit empfindlicher Nase für die Gerüche anderer Lebenskreise, exklusiv und aggressiv, weniger von Einsichten und Grundsätzen als von Trieben und Hängen gelenkt, nicht scheu oder sittlich, doch in Grimm und Liebe heftig und darum oft vom Schein eines sittlichen Feuers verklärt, im Grund ideenlos und deshalb um so heißer in ihren Zuneigungen und Abneigungen. Jede sterbende Aristokratie findet solche Verfechter, meist unter den Poeten und Künstlern, die naturgemäß den verfeinerten Genuß suchen und den Ausgleich der Schichten, den Massenschweiß meiden.. darum stand fast die ganze Bildungsjugend später zu den Cäsar-mördern. Noch in Shakespeare und Goethe sind solche Wallungen, wennschon gedämpft durch das Allgefühl der weltweiten Seelen. Den ärgsten Unmut der Junker erregt weniger der Pöbel und seine Tribunen, die unter ihnen dröhnen oder maulen, als vielmehr der abtrünnige Sohn ihrer eigenen Art, der aus Stolz oder Geist sich der Massen bedient, um höher zu steigen als die Hohen, oder der gar aus Gerechtigkeit sie entlastet. Der ungeheure Tyrannenhaß des Altertums entsprang diesem Neidstolz und heiligte ihn fast zur Sitte und Religion. Catulls Angriffe richten sich nicht gegen die Grundsätze Cäsars — grundsätzlicher Gesinnungsernst hat nie als vornehme Haltung gegolten — sondern gegen persönliche Blößen, zumal gegen den gierigen, schmierigen Anhang des Pöbelfürsten, seine „Höllenmeute", wie der bange Cicero sie nennt. Und manchem

Braven, den die republikanischen Tränen Ciceros nicht rührten, hat die beißige Lauge des Catull den Geschmack an Cäsars Nähe verleidet. Mamurra und seinesgleichen, wie Catull sie brandmarkt, sind Flecken Cäsars geblieben.

Derselben Gesellschaft wie der Hohn Catulls über Cäsars Troß entspringt der Eifer des Sallust, der selbst zu diesem Troß gehört. Dieselbe Genußsucht oder Geistigkeit die den Pöbelhaß nährt kann sich auch gegen verjährten Geschlechterdünkel und enge Rangschranken kehren, gegen die Vornehmtuerei träger und eitler Machtsassen. Wie der ästhetische Widerstand der Feinen sich aus regsamem Blutadel und ehrsüchtigem Bildungsadel schart, die Romantik des ehrwürdig Alten, so auch die intellektuelle Gefolgschaft des Cäsar, die Hellen, die „Fortschrittler". Dabei werden freilich Vergangenheits- oder Zukunftsideale oft mißbraucht zu Vorwänden für Gelüste und Interessen. Cäsar verhieß den jungen Talenten — Genießern Strebern Tätern — neue Bahn und weiteres Wirken, und wenn auch kaum ein Schwärmer für Menschenrecht und Völkerglück seinen Anhang mehrte (so wenig wie außer Cato und Brutus echte Tugendgläubige und Altväter dem Senate folgten), so mag doch mancher die Mißwirtschaft der rückständigen Republik geahnt oder begriffen, und von Cäsar nicht nur Güter und Ehren sondern auch Zuwachs der römischen Macht erwartet haben. Denn diese Art römischen Staatssinns lebte noch durch alle Genußsucht hindurch bei vielen, ja bei den meisten. Weder die Cäsarianer noch die Optimaten hegten „Ideale", doch fast alle spürten noch staatliche Leidenschaften und einige hatten staatliche Einsichten (zwar mehr in das unhaltbare Alte als in das nötige Neue) und ein Gefühl für den Mann der das Richtige könne. So kam Sallust zu Cäsar und übernahm wider die Verfechter der guten Vorzeit gerade Cäsars sittliche Verteidigung mit beredt gemimtem, nicht voll durchlebtem, doch auch nicht nur rednerisch gemachtem Ethos und mit dem geweckten Verstand eines Politikers aus Cäsars Schule.

Die lebendige Ansicht seines Meisters hat Sallust um der Abwehr willen in eine Antithese gepreßt, die mehr moralische Typen als politische Personen bezeichnet. Dem Cato-ideal der strengen reinen Sitten setzte er das Ideal des großen reichen Lebens entgegen. Ohne Cato zu erniedern verdunkelt er ihn, indem er seine Größe

als Mangel von Lastern und Fehlern zeichnet, die Cäsars als das Dasein von Gaben, den einen als den Träger der achtbaren Ehre, den andern als Inbegriff des wünschenswerten Überschusses. Doch ist der moralische Gesichtspunkt den er wählt (vielleicht wider sein tieferes Wissen verführt durch die schon rhetorisierte hellenistische Geschichtsschreibung) zu eng für Cäsar, und aus Eigenschaften oder Absichten faßt man ihn flacher als in Gebärden und Kräften. Wenn Cäsar selbst in seinem Stil seine Taten zeigt, wenn Cicero im Stimmungswandel Cäsars Art und Macht spürt oder spiegelt, wenn die junkerliche Feindschaft seine kleinen Fehltritte und Makel bemerkt, so hat Sallust ihn zuerst auf allgemeine Eigenschaften abgezogen und damit schablonisiert für die Redner und Schulmeister, die weniger das einmalige Gesicht suchen als das brauchbare Muster. Diesen Schulmeistern dankt Sallust seinen Ruhm als historischer Bildner, als Ahn des Tacitus. Er ist nur Schilderer. Sein Cäsar ist kein Gewächs aus Kräften sondern ein Gestell von Werten oder Zügen wie die Charaktere des Theophrast, nur mit geschichtlicher Farbe — der erste römische Typus des Megalurgos, des hochstrebenden freisinnigen großmütigen Machtsuchers, keineswegs die bestimmte Monas eben dieser Seele, Stunde und Sache (wie etwa der Tiberius des Gebärdensehers und Kräftespürers Tacitus trotz der kindlichen Seelendeutung). Den Gemeinplatz Cato-Cäsar als Gegensatz zwischen Tugend und Größe, oder Tugend und Glück, hat Sallust der Weltliteratur vererbt. Wahrscheinlich von Livius erweitert hat ihn Lucan zum Mythus gesteigert, der die Phantasie der Poeten, besonders der Szeniker, seit der Renaissance immer neu erregt und die Begriffshülsen der Moralisten immer wieder gefüllt hat. Noch den jungen Friedrich Schlegel hat Sallusts Paar erbaut. Der freundliche oder feindliche Ton ist dabei minder wichtig als der plastische Griff. Was bei Sallust selbst zu Cäsars Gunsten gemeint war und bei Lucan zu Catos Ruhm, das hat als Bild und Spannung den Wechsel der Richtungen überdauert. Erst im 19. Jahrhundert ist Cato neben Cäsar erblichen.. vielleicht durch die napoleonische Wiedergeburt der Cäsar-idee, der keine gleichgewichtige Wiedergeburt des Catonentums folgte, vielleicht durch die bestimmtere Kenntnis der römischen Geschichte, vielleicht auch weil mit der alten Gesellschaft

rasch das Würdegefühl sank, welchem Cato trotz und wegen seines Unterganges das Ethos seines Ruhms und seinen ernsten Glanz zumeist verdankt hatte. Catos Hoheit gehört zu Cäsars Höhe. Die Erfolgssucht und der Zweifel an unbedingten Sittenwerten hat das Cato-ideal entkräftet, und wenn man heute neben dem schöpferischen Sieger das würdevolle Opfer belächelt, statt es zu vergöttern, so mag man sich dabei wissenschaftlicher Reife rühmen oder sittlicher Mürbe schämen. In dem stechenden Scharfblick und ätzenden Krittel Mommsens, dessen Gelehrtenmacht am wirksamsten die platonische und stoische Andacht zu Cato zerstört hat, wirkt beides, und freilich kehrt die Forschung der Neuzeit damit wieder zu dem parteipolitischen Wunsch des Sallust zurück: den düsteden Mahner zu verdrängen durch den glänzenden Meister.

Vielleicht hatte Sallusts verlorene Zeitgeschichte ein weiteres Blickfeld als die Schrift mit Cäsars und Catos moralisch-politischen Umrissen. Seine Gutachten über die Ordnung der Republik nach dem Bürgerkrieg sind dem Staatsgeist seines Meisters näher und wohl auf dessen Wink verfaßt, um die neuen Gedanken in der öffentlichen Meinung vorzubereiten und zu begründen, ehe sie als Gesetze erschienen. Ein Abglanz der cäsarischen Helle und Schnelle liegt darüber, obwohl sie mehr sittlichen Nachdruck und rednerische Kunst wollen als Cäsars eigene Worte selbst in der sallustischen Fassung. Noch Cäsars Rede gegen die Todesstrafe der Catilinarier — in Sallusts „Catilina" — wirkt nur durch die sachliche Wucht und enthält sogar in dem Hinweis auf das Drüben keinen empfindsamen oder pathetischen Ton, wie Sallust ihn gelegentlich übt. (Ein Grund übrigens, den schlimmen Gerüchten über den Zwiespalt seiner geschriebenen und seiner gelebten Moral zu trauen). Auch Sallust gehört wahrscheinlich, wie Macchiavelli, Johannes von Müller und Rousseau zu den schwachen Seelen mit starkem Geist, die in erhabenen Wunschbildern männlicher sich ausleben als im eigenen Tag, Mimen, nicht Heuchler der Würde, der Freiheit, der Tugend. Mag er die hohe Stille Cäsars nicht erreichen (der Geschichte nicht erlebte sondern lebte, der so wenig wie Natur und Schicksal reflektierte was er sah sondern wirkte was er sann) so überragt doch Sallust die Flugschreiber seiner Zeit, die den Cäsar noch im Werden erblickten und mit Moral oder damit auf-

geputztem Klatsch seine Bahn begleiteten. Auch hier antworteten den republikanischen Angreifern cäsarianische Anwälte gleicher Ebene. Wenn die einen etwa Cäsars Ehebrüche nachzählten, so errechneten die andern die Summen seiner Spenden und Gefechte.. dem Geschrei über seine Erpressungen erwiderten die Hymnen auf seine Milde im Geben und Vergeben.. die Wirtshausgespräche seiner Legionäre aus Märschen Lagern Schlachten in drei Erdteilen mischten sich mit dem Bädertratsch über seine Häuser Kleider Gastmähler zu einem vielstimmigen Gemurmel, das seinen schriftlichen Abhub in den Tagesbüchern des Titus Ampius, Cäcina, Oppius, Hirtius, Pollio und anderer gefunden haben mag. Verdichtet sind diese Reste des Lärms um die werdende Cäsargestalt zu Bildern der gewordenen bei Sueton und Plutarch. Deutlicher als die breiteren Annalen des Appian und Dio Cassius, des Livius und Diodor, welche Geschichtchen und Geschichte als Selbstzweck zusammenstellen mit mehr oder minder deutlicher Gesinnungsfarbe, je nach den benutzten Gewährsmännern, haben jene beiden den Menschen Cäsar sehen und zeigen wollen, Plutarch mit dem bis in den Verfall hinein unverwüstlichen Griechensinn für Gestalt, Sueton, ein viel engerer und stumpferer Kopf, mit einer halb bedientenhaften, halb sammlerischen Aufmerksamkeit für Begebnis und Eigenschaft. Sie schrieben, als Cäsar aus dem Wirbel der Gegenwart bereits in die Geschichte, und als Divus Julius in den Mythus und Kultus entrückt war. Diese Verewigung wohnt bereits allen späteren Cäsarbildern inne und unterscheidet sie grundsätzlich von ihren Quellen aus cäsarischer Zeit, einerlei ob sie republikanisch oder monarchisch getönt sind. Die Geisterfehde zwischen Cäsar und Cato spukte noch in den Büchern weiter, nachdem sie auf der Walstatt entschieden war. Doch die Gottschaft des Juliers nahmen als eine fertige Weltsache die Zweifler, Hasser und Mäkler hin so gut wie die Schmeichler und Gläubigen. In Sueton und Plutarch ist sie bereits eingegangen, und ehe wir diese folgenreichsten Cäsarbildnisse betrachten, müssen wir den Grund, den Sinn und das Gesicht des Cäsar-kultes erst kennen.

Vergöttern heißt die gefühlten Weltkräfte, das mit Lust oder Schauer erfahrene Lebensgeheimnis in Gestalten anbeten. Dies war antikem Sinn gemäß, wie den Neuern das Gestaltige als vor-

läufig oder unwirklich zurückzulösen in Gefühl, Ahnung, Begriff. Im Kult Julius Cäsars vermischen oder verbinden sich drei antike Vergottungsarten: die östliche Demut vor der Macht an sich, sie sei Schicksal oder Natur.. die griechische Feier der menschlichen Fülle — Schönheit Genie Stärke.. der italische Schauer vor Dämonen der Seelen, der Stätten oder der Stunden. Wie Cäsars Reich die Machtidee der östlichen Großkönige und das Alexander-erbe, die hellenistische Bildungsfülle dem römischen Staat einwirkt, der vor allem aus der Sorge für den heiligen Fug jedes besonderen Menschentums oder -zustands in Ort und Frist stammt, so ist Cäsars Person der erste europäische Gott geworden in welchem Machtkult, Heldenkult, Staatskult sich finden. Den ersten der im eigentlichen Europa die Groß-Monarchie gegründet, die in Asien heimisch, von Alexander europäisiert und dadurch übertragbar wurde, hat man auf asiatische Weise als den Herrn des Verhängnisses, als Weltheiland oder Weltgebieter umkniet und gefürchtet, auf griechische Weise als wundervoll begabten und sieghaften Menschen verehrt und bestaunt, auf römische Weise als den Träger geweihter Ämter, den personalen Inbegriff der sakralen Ordnung gescheut. Schmeichelei mischte sich wohl in diesen Kult, doch sie schuf ihn nicht. Die Spannung zwischen den drei Kultarten hat Cäsars Arbeit erschwert, wie schon Alexander zwischen Cyrus und Achill, Großkönig und Heros, Ammon und Dionysos schwanken, fast taumeln mußte. Bei Cäsar kam noch die römische Amtsbindung hinzu, die sich mit dem unbedingten Herrentum Asiens und dem freien Heroentum von Hellas noch weniger vertrug. Ihm selbst und seinen hellenistischen Untertanen konnte sein göttlicher Genius als Grund seiner Macht genügen. Seinen Römern suchte er sich durch die Abkunft von Venus und die Häufung der Würden zu rechtfertigen. Doch als in Ägypten ihn der Ost-zauber berührte, ward die römische Ordnung ihm zu eng und begann in ihm der alexandrische Schwung über die Grenzen hinaus und das Verlangen nach unbedingter Gottheit, die ihm für seine ungeheuren Pläne Zeit und Wege ersparen sollte. Der kleinen Reibungen müde, war er über den Bann der Republik hinausgestiegen, zu hoch um als Pontifex Konsul Zensor Diktator, selbst Imperator noch frei zu atmen. Und doch nur diese Formen heiligten und sicherten ihn in Rom.

Ob er nach dem Königsnamen strebte und von Ilion oder Alexandria aus herrschen wollte — solche Gerüchte, wahr oder falsch, kamen aus dem richtigen Gefühl daß er die römischen Grenzen sprengte, frevelnd an dem römischen Gott, der ihn groß gemacht. Er suchte ein neues Maß, das für die Römer ein Unmaß war. Das Gottkönigtum des Welteroberers konnte Cäsar mit seiner Person füllen und in Asien wollen, doch Rom durfte ihn so nicht dulden. Er ist daran zugrundegegangen.. über seiner Leiche triumphierte dann sein persönlicher Genius. Die Andacht von Volk und Untertanen an seinem Scheiterhaufen ist weder italisch noch östlich sondern hellenistisch — der letzte Heroendienst des Heidentums der sich an einer menschlichen Größe entzündet, an einem mächtigen Wesen und Schicksal, ohne die Vermittlung asiatischer Gottesmythen (wie das Christentum), ohne römischen Staatskult, wie später doch noch die Gebete zu Trajan und Marc Aurel. Sein letzter Vorgänger war Alexander. Es ist darum mehr als Redespiel, wenn man die beiden letzten Heidengötter immer gepaart hat. Alexander ist vergottet als die Wiedergeburt einer der ewigen Mächte, als Sohn des Zeus, als Herabkunft des Höchsten, Cäsar in seinem bestimmten Menschtum als eben diese einzige und einmalige Gestalt, als Aufstieg des Gajus Julius zu Göttern und Sternen. Das ist nur die Zeichensprache ihres verschiedenen Wesens: Alexander ist der Einbruch der ungeschiedenen Lebensfülle ins Menschenreich, Cäsar die Entfaltung der menschlichen Gaben und Spannen bis zur göttlichen Vollkommenheit.

Auf dieser frischen Heldenverehrung Cäsars gründete dann Augustus den Kult des Divus Julius, wie die Ptolemäer den Alexanderglauben in eine dynastische Stadt- und Staatsreligion einfingen. Seit dem Principat erstarrt der Eroberer Galliens, der Besieger des Erdkreises, der holdeste und gewaltigste Mensch zur Kultfigur, zum Heiligenbild, zum Reichsgesetz, als Vater des Princeps, als Erzeuger des Imperiums und julischer Sippengott. Dies war die Form unter der Augustus, mit seinem feinen Takt für das karg Richtige und seiner Scheu vor jedem Überschuß, zugleich der Ehrfurcht vor seinem Wohltäter, Vater und Meister und dem geheimen Grauen vor dessen rätselhaft weitem und freiem Geist genug tat. Die Adoption des bleichen und kränklichen Neffen gehört zu Cäsars

dämonischen Glücksgriffen. Ohne ihn hätte kaum sein Werk und Ruhm gedauert. Das Verhältnis des Augustus zu Cäsar hat Grundzüge des römischen Kaiserreichs geprägt.. persönliche Gefühle durchdringen sich hier mit sachlicher Einsicht und Staatsnöten. Augustus hat zu Cäsar hinaufgesehen, staunend, dankbar und ängstlich zugleich. Er wollte von seinen Schmeichlern nicht über ihn erhoben werden, doch er schämte sich etwas der Wollust und Verwegenheit seines reicheren Vaters und meinte dessen Andenken zu dienen nicht nur durch Tempel und Altäre sondern auch durch Unterdrückung seiner minderen Schriften. Er war durch ihn zur Gewalt gelangt, die er für staatsgerecht hielt, und durfte diesen Grund seiner Größe nie verleugnen. Doch den Bürgerkrieg hielt er bei aller Bewunderung Cäsars für Frevel, den er sühnen müsse. Cäsars Ermordung empörte seine Sohnes- und Schülerdankbarkeit und weckte mit seiner Rache auch seinen Machtsinn. Seine Rache selbst war weniger leidenschaftlicher Trieb als heilige Pflicht der Sippe und des Erbes. Er hat Brutus nicht gehaßt, seine Proskriptionen kommen aus Staatshärte, nicht aus Gefühlswildheit. Er fürchtete nicht nur Cäsars Ende, sondern teilte auch heimlich das Urteil das darin lag. Er war mit seinen Wünschen vielleicht mehr bei Ciceros Republik als bei Cäsars Despotie, nur zu gescheit, um sie noch möglich zu halten, und mit seinem Willen der Erbe Cäsars, den er wider Willen verehrte. Er mußte das notwendige Werk des Vaters zugleich retten und begrenzen, seine Macht nützen und seine Vermessenheit meiden, seinen Ruhm festigen und seinen gefährlichen Zauber bannen. So hat er ihn zum Gott erkältet und zum Stern entrückt, seine Person mit mehr feierlicher als herzlicher Scheu umhegt, doch republikanische Rügen gern geduldet, solange sie höflich und schriftlich blieben. Dem Vergleich mit Cäsar wehrte er nicht nur aus Demut sondern aus Stolz.. eitel war er nicht. Die persönliche Magie Cäsars kam später nicht mehr ihm zugute und setzte seine Arbeit in falsches Licht oder ins Dunkel. Was er brauchte, pflegte und forderte, war die staatliche Feier eines festen und fernen Numens, das seinem Haus und Werk Segen bringe vom Himmel her ohne eigene, unmittelbare Strahlung. So hat er den Kult des Divus Julius gestiftet und in seiner sechsundfünfzigjährigen zähen Herrschaft zum sicheren Bestand und zur heiligen

Grundlage des Reichs gemacht. Doch die wirkende Kraft und die sehnsuchtweckende Gestalt des Helden ist in diesem Tempel eingebaut und begraben. Cäsar war der verewigte Zeuger, der Amtsgott des Imperium Romanum, doch nicht mehr der gegenwärtige Geist. Man gehorchte dem Augustus, man träumte von Alexander.. man opferte dem Divus Julius.

Die Scheu vor der persönlichen Nähe Cäsars spürt man in der ganzen augusteischen Dichtung. Ohne die vom Kaiser gestattete Opposition, besonders des Livius, wäre Cäsar schon damals zum unpersönlichen Götterbild gefroren, etwa wie die Memnonsäulen der Pharaonen. Vergil, Horaz, Ovid, Tibull, Properz, Manilius meiden es von Cäsars Taten und Eigenschaften zu reden und malen lieber die Zeichen und Wunder seiner Himmelfahrt oder seines Himmelsglanzes mit huldigenden Blicken auf den glücklicheren Sohn, den Erfüller, den Retter und Gebieter des Erdkreises. Dies ist beinah wie eine stillschweigende Übereinkunft, als bereite man nach dem Wink von oben eine höfische Astralmythe, doch ist es mehr unbewußte Mimicry als bewußte Mache. Cäsar verschwindet in seinem eigenen Nimbus und sein Name wird gleichbedeutend mit einem Gestirn. Bei der Nachwelt hat dieser goldene Prunk mehr seiner Glorie als seiner Gestalt gedient. Vergils feierlicher Vers auf ihn:

Imperium oceano famam qui terminet astris.

Der mit dem Weltmeer das Reich, den Ruhm begrenzt mit den Sternen

(vom Altertum bis zum 19. Jahrhundert mit Recht auf Julius gedeutet) ist die majestätische Formel für Cäsars Ruhm geblieben.

Daß seine lebendige Macht während der Kaiserzeit nicht erlosch, daß sein Gedächtnis mehr blieb als ein hieratischer Name, das dankt er außer dem Bestand seiner Denkmäler und Gesetze und der Erinnerung im eroberten Westen dem zähen Kampf des Republik-gespenstes wider die Monarchie. Solang Catos Geist umging. kam auch Cäsar nicht zur Ruh. Während seine Erben ihn mit Weihrauchwolken verhüllten, wollten die Geschichtsschreiber immer wieder den Bürgerkrieg vergegenwärtigen zum Lob der letzten Römer oder zum Schutz der neuen Ordnung und ihrer Gründer. So-

lange diese Fehde währte, blieb Cäsars Dasein wach und dessen Wucht und Maß konnte keine freundliche oder feindliche Bewertung verringern. Die Völker vergessen die Urteile, sie behalten die Gesichte. Wenn Livius, der gelesenste Herold der guten alten Zeit, rednerisch erörtert ob Cäsars Geburt oder Cäsars Tod dem Römervolk mehr genützt, so bejahte er schon damit was die Bildwerdung allein entscheidet: seine schicksalhafte Größe. Wo Tatsachen nur halbwegs anschaulich gezeigt werden, da bleibt die sittliche Bewertung, die psychologische Deutung, die kausale Verknüpfung für das innere Auge machtlos. Die Werte der großen Menschen schwanken, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, vielleicht in der Moral, fast niemals ihre Bilder in der Geschichte. Die wandeln sich nur durch neue Visionen schöpferischer Geister. Der Ruhm ist unabhängig von Haß und Gunst, sobald ein Heros mythisch geworden.

So verschieden die Historiker über Cäsar richten mögen — der römische Spätrepublikaner Livius, die hellenistischen Hofhistoriker Nikolaus Damascenus, Strabo, Diodorus, der Cäsarianer Asinius Pollio, zu schweigen von des Tiberius Schranzen Vellejus Paterculus und Valerius Maximus — ihren Meinungen und ihren Sprüchen liegt doch fast dieselbe Vorstellung zugrunde, geformt vor allem aus Cäsars und Ciceros Schriften und aus der willigen, wehmütigen oder trotzigen Einsicht in die Herrschaft seiner Idee. Man kann hier absehen von den moralischen Betrachtungen wie von den schriftstellerischen Talenten der späteren Cäsar-historiker und bemerken welch besondere Züge Cäsars sie fassen, über abhängige Chronik und übliche Rhetorik hinaus. Vellejus ist ein Schmeichler, dessen Lobworte auf viele passen und mehr dem Ahnen seines Herrn als dem Helden selbst gelten. Des Valerius Maximus Anekdoten und Sinnsprüche sind mehr stilistischer Tanz als geschichtliche Lehre und bekunden den Hofton, womit man vom Divus Julius unter dem ersten Claudier reden mußte. Tiberius hielt strenger auf den Dienst des Stifters als Augustus, gleichviel ob aus persönlicher Verehrung, monarchischem Grundsatz oder Haß gegen den Senat. (Als Feldherr und Verwalter im Norden hat er die Leistung Cäsars begriffen.. auch Germanicus nennt seinen Ahn mit mehr als nur enkelhafter Ehrfurcht.) Dio Cassius und

Appian sind Chronisten mit rednerischen Ansprüchen und Anlagen, doch ohne eigenen Blick und Griff.. Dio Cassius mehr aus republikanischen, Appian mehr aus cäsarischen Quellen gespeist. Beiden ist der Divus Julius ein großer Feldherr, ein milder Sieger, ein Opfer seines Übermuts und der Vollender des römischen Weltreichs beim Sturz der Republik.. bei Diodor überdies der Beginner einer neuen Ära — ein römischer Gott.

Bei Appian finden wir zum erstenmal die ausführliche Vergleichung mit Alexander, die schon ein Gemeinplatz der Schulen gewesen sein muß, wahrscheinlich seit Cäsars eigenen Tagen. (Darauf weist die Geschichte von Cäsars Seufzer über Alexanders Ruhm bei Sueton und ein Satz des Vellejus.) Alexander war als der erste hellenistische Gesamtheros noch das Vorbild für Gebieter, und jedem neuen Sieger lieh man von seiner Glorie. Doch erst Pompejus hatte sich durch Zahl und Glanz der Erfolge ihm so genähert, daß nicht nur schönredige Schmeichler beide zusammen reimten. Der Überwinder des Magnus, der neue Herr der Welt, erbte mit anderen Kränzen auch den Alexanders, und ein echtes Gefühl der Völker für verwandte Art und Höhe sicherte diesem sinnvollen Vergleich die Dauer. Hier war eines der Paare die in zwei Menschen zwei Gesetze verkörpern — wie Platon und Aristoteles. Appian freilich begnügt sich mit stofflichen Einzelzügen der Herkunft, des Lebenslaufes und der Eigenschaften ohne geistige Einheit.

Wie wenig die republikanische Gesinnung den Blick für Cäsar bei denen getrübt die mit eigenen Augen sahen, bezeugt der Ton womit Tacitus von ihm spricht, dem höchsten Gewährsmann, dem vorbildlichen Schriftsteller, dem sieghaften Imperator. Es ist noch der Ton des staunenden Cicero, nur gedrungener, entrückter, abgefundener. Auch den sichersten Umriß Cäsars aus dem Altertum, ohne den panegyrischen Schwall von Ciceros Marcellus-rede, ohne den Tratsch oder Krittel der Chronisten, ohne die dürftige Merkmal-suche der Biographen, mit Empfindung für das menschliche Gewächs hat ein eher republikanisch gestimmter Autor gegeben: Plinius. Unter den menschlichen Naturwundern rühmt er den Diktator als den stärksten weitesten schnellsten feurigsten Geist, als die gütigste Seele, und beklagt zugleich seine über alles

Römermaß hinaus zahlreichen und blutigen Siege. Dies wird das Durchschnittsurteil über Cäsar gewesen sein. Die Naturgeschichte des Plinius ist das sachliche Sammelwerk des römischen Altertums, ein Handbuch des Wissens, welches zwar nie die tiefe Einsicht und die frische Wahrheit enthält, doch den Niederschlag der geläufigen Meinungen und der greiflichen Kenntnisse. Plinius bietet mehr eine dichte Formel für Cäsars Wesen als ein Bild seines Lebens.

Von den beiden Biographen Cäsars die sein abgeschlossenes und verewigtes Dasein als solches nicht im Fluß römischer Gesamtgeschichte darstellen, nicht von fremden Ereignissen sondern von seinen Eigenschaften her, ist der eine Sueton, ein gelehrter Antiquar und Sammler, der andere Plutarch, ein vielseitig gebildeter, künstlerisch beanlagter Sittenlehrer.. gewissermaßen der erste Essayist des Altertums, wenn man dabei an Montaigne denkt und den Unterschied bewahrt zwischen dem sinnigen Durchwanderer einer fertigen Welt und dem unruhigen Witterer einer neuen. Weder Sueton noch Plutarch suchen Staat und Geschichte. Beide sehen Cäsar gleichsam als riesenhaften Einzelmann der durch Ruhm, Macht und Tat die Augen der Welt auf sich gelenkt.

Sueton ist hart und trocken wie eine römische Bildnisbüste, doch sein sorglicher Sammeleifer, der weniger ein Ganzes umfassen als alles Stückwerk beisammen haben will, hat uns manche häuslichen Eigenschaften des großen Daseins gerettet oder genähert. Wer den Helden lieber im Schlafrock als im lebendigen Kleid der Gottheit betrachtet der wende sich an Sueton. Der wirkliche Held, zumal der antike, gewinnt auch aus solcher Nähe, wenn der Besichtiger kein Lakai ist, sondern noch in Gewand und Haartracht den Stil hohen Menschtums gewahrt. Sueton bedeutet für unsere Cäsar-kenntnis, was Pompeji für unsere Altertumskunde überhaupt: gleichsam die privaten Anmerkungen, die den öffentlichen Text seiner Geschichte belegen, auch hie und da erweitern. Er beginnt die Privatliteratur über Staatsgestalten. Was Cäsar mit vielen Römern geteilt.. seine Nußschalen zum Wegsengen der Körperhaare, seine Brechmittel, seine Togafransen, seine Hauszucht und -unzucht, seine Reisewagen und Kunstsachen, das erscheint bei Sueton als sein Eigenes und Besonderes, und da in der

menschlichen Natur ein tiefes Bedürfnis nach Nahheit gerade dort sich regt wo sie staunt und schauert, so meint man den Herrn der Welt heimlicher zu kennen, wenn man in seine Schüsseln und Schränke geguckt. Ein sinnlicher Hauch weht uns aus Sueton an, doch nicht der frische Odem der Seele sondern der Geruch der Dinge, der alte Winkel und Trödelbuden oder Wohnstätten Verstorbener umwittert. Die antikische Bedingtheit Cäsars durch Ort und Stunde, seinen römisch-hellenistischen Dunstkreis, seine fröhliche und feurige Helle, seine schmiegsame Feinheit und strenge Ordnung, die wir aus seinen Werken als Ergebnis oder Geist fühlen, bestätigt uns Sueton mit bestimmten Merkmalen. Der italische Sinn für Faktum und Funktion ist sein eigentliches Verdienst. Seine Cäsar-kunde ist weder weit noch tief noch hoch, doch genau.

Plutarchs biographische Tugend ist weniger geschichtliche Einsicht oder geniales Seelenverständnis als plastisches Vermögen. Wie noch die letzten Alltagsdinge des Altertums einen Schönheitssinn bezeugen der sogar Schöpfergeister späterer Zeiten beschämt, so hat auch Plutarch bei all seinen flachen Urteilen noch die griechische Kunst des bildhaften Zeigens bewahrt.. und ob man seine Meinungen teilt oder nicht — man sieht seine Inhalte. Man vergleiche etwa die Szene seines „Alexander" — das Vertrauen zu dem verdächtigten Arzt, mit Arrian und Curtius. Bei Arrian Bericht des Geschehenen, bei Curtius rednerisch-empfindsame Erörterungen der begleitenden Seelenvorgänge, bei Plutarch anschauliches Bild der Gebärden. Im Daß hat Plutarch immer das Was und das Wie vergegenwärtigt, ohne sich in das Warum und Woher zu verlieren. Um dieser sinnlich sauberen Erzählungskunst willen haben ihn die gedanken- und gesichtereichsten Geister geliebt, die nicht Deutungen brauchten sondern Bilder. Zwar sind auch seine Lebensbilder mehr Vorgangsreihen als Geschichte einheitlicher Kräfte und Schicksalswesen. Doch da er jedes Geschehnis und jede Gebärde mit sicherer Anmut berichtet, so schafft die gutgeführte Vorstellung seiner Leser sich das dazu gehörige Gesamt unwillkürlich von selbst. Drum hat Shakespeare aus einigen Winken des Plutarch die ganze Seele und Welt der Kleopatra erraten und beschworen, wie ein guter Anatom aus einem Glied den ganzen Wuchs erraten könnte. Plutarch hat Cäsars Leben weder um Tatsachen

noch um Sinn vermehrt.. Sueton ist genauer, Appian und Dio Cassius reichhaltiger: keiner so gebärdig, so dichterisch prägsam und regsam. Er hat Geschichten von Cäsars Leben erzählt, nicht die Geschichte Cäsars vermeldet, und seine Geschichten haben die Phantasie von Dichtern und Helden immer wieder bewegt, immer wieder vor allem die fruchtbare Jugend befeuert, mehr als wahre Sachen und tiefe Lehren es vermöchten. Die geflügelten Worte, die Omina und Wahrzeichen, die bezaubernden oder erschütternden Schritte Cäsars, seine sinnbildlichen Lagen oder Geschicke sind zumeist in Plutarchs Fassung dem europäischen Gedächtnis eingegangen. Sein Mut vor Sulla und Sullas Seherblick in den leichtgeschürzten Knaben, sein schlanker Hochmut bei den Piraten, seine glühende Ungeduld am Alexander-bild, die ehrgeizige Weissagung im Alpendorf, die Nachtstunde am Rubico und die Fahrt im Nachen mit dem Glück, das Ringen um Brutus und der Mord selbst voll Graus, Pomp und Schauder.. all das hat Plutarch gleichsam ausgestattet, und nicht zufällig hat gerade Shakespeare aus Plutarchs Szenarium seine Tragödie erschaffen. Auch hier ist die Frage der Bewertung Cäsars durch Plutarch unwichtig: gewirkt hat er durch seine Sinnenbilder und nicht durch seine Moralglossen oder gar durch seine rednerischen Vergleichungen. Seine Synkrisis mit Alexander ist verloren oder unterblieben.. sie würde die Schularbeit Appians schwerlich überragen, doch wohl mehr dem hellenistischen Hang für Alexander geschmeichelt haben auf Kosten des Römers.

Plutarch erzählt Leben fast nur in Anekdoten.. daß er damit mehr als vereinzelte Zufälle bietet und den Gehalt eines geschichtlichen Daseins faßt, das dankt er der gedrungenen Erscheinungskraft alles antiken Wesens. Der Geist der modernen Geschichte liegt vor oder hinter den Gesten und Sichten, er spielt in bildlosen Funktionen und Bezügen, in stummen Papieren oder geheimen Gesprächen. Selbst unsere Bauten sind keine Formen unseres Daseins mehr sondern bestenfalls Mittel oder Stoff. Im Altertum drängte Geist, Sinn und Schicksal nach weithin sichtbarer und körperlich greifbarer Äußerung, Gestalt Gebärde Gebäu — und die Entscheidungen vollzogen sich im einzelnen Hier und Jetzt.. die Ehe von Europa und Asien als Hochzeit im Zelt von Susa,

der Wandel der Republik zur Monarchie im Schritt über den Bach Rubico. Darum sind antike Anekdoten nicht wie die vom alten Fritz oder Napoleon kauzige Schnörkel, privater Behang öffentlicher Menschen, sondern verdichtetes Schicksal. Und wie noch eine antike Münze oder Gemme monumentaler wirkt als unsere meisten Denkmalsstatuen, so hat Plutarch auch in seinen kleinen Cäsar-zügen, vermöge der antiken Gegenwart des Alls im knappen Nu, den Heroengehalt gebannt über sein eigenes Wesen und Wünschen hinaus. Er meinte belehrende und unterhaltende Beispiele zu bieten und hat uns den Zauber der griechischen und römischen Helden gerettet, die farbigsten Mythen der geschichtlichen Größe.

Was dem gelassenen Plutarch absichtslos gelang durch seine hellenistische Plastik, das hat ein spanisch-römischer Dichter bewußt unternommen: einen cäsarischen Mythus. Lucan wetteifert mit Homer und Vergil, und seine „Pharsalia" sollen als Gigantenkampf die Ilias, als dichterische Redekunst die Aeneis überbieten. Über das hellenische und italische Epos wollte er die riesigste Mär des Orbis Terrarum türmen, zugleich aber eine neue Bahn aufreißen: statt der fernen Götter- und Heldensagen die Begebenheiten verewigen von denen der Boden noch dröhnte und seine Gegenwart noch durchwirkt war. Zu diesem Stoff stand Lucan mutatis mutandis ähnlich wie wir zur napoleonischen Zeit. Ihn hob und lockte die fraglos mythische Großheit, ihn hemmte und verwirrte die Nähe und die genaue Einzelkunde der Geschehnisse. Die kaum verjährte politische Leidenschaft des Bürgerkriegs, dem die Monarchie entstiegen war, widerstrebte der epischen Verklärung. Dem Lucan fehlte das schmerz- und grimmfreie Gedächtnis worin epische Bilder sich runden. Aus dieser Not hat er eine Tugend machen wollen und statt der väterlichen Ruhe Homers, in dem ein Volk seiner Vorzeit gedenkt, statt der priesterlichen Weihe Vergils, der des Reiches Gründung und Ahnenschaft feiert, brachte er den heißen Eifer für Römerwürde und -freiheit und durchdrang den mächtigen Stoff mit politischer Lohe. Der Ehrgeiz und Ungestüm eines Zwanzigjährigen, die heftige Grandezza und der Ingrimm eines müßigen Republikaners, das waren keine Epiker-anlagen. Auch gebrach ihm der ruhige Bildnersinn der Griechen und die festliche

Helle des Mantuaners. Doch kein zweiter Römer hatte so sehr das schwellende Gefühl und die steile Vorstellung seines Gegenstandes. Lucan war zugleich davon ergriffen und überwältigt wie ein Teilnehmer und er blickte empor zu ihm wie zu unersteiglichen Gebirgen. Das Pathos des „bellum civile, plus quam civile", welches gerade Cäsar selbst in seiner fröhlichen Höhe nicht entlädt, hat Lucan mit inbrünstiger Phantasie nachgeholt und mit bauschiger Rhetorik gesteigert. Hier liegt seine Schwäche und sein Schwung. Er war seinen Inhalten entfremdet, ohne ihnen entrückt zu sein, er nachempfand und begrübelte sie als erregtes Ich, während etwa Homer seine Inhalte als personales Volksgedächtnis erinnerte und kundgab. Auch Vergil — des Augustus dichterischer Helfer — war viel weniger Privatmann, viel mehr öffentlicher Anwalt oder Mitverwalter der von ihm verherrlichten Werte als Lucan, des Artistenkaisers Kunstgenoß und Nebenbuhler, ein Literatengenie mit romantischen Staatsgefühlen, doch ohne staatliche Gabe und Aufgabe. Freilich immer noch ein Römer und noch als Poet mit dem Blick auf den Erdkreis und dem Drang der ungeheuren Erbschaft. Und nur damals war solcher Seelenzustand möglich, solch beklemmende Wucht bei solcher Öde. Aus der F ü l l e dieser Qual ragt der lapidare Stil des Tacitus, in dem unromantisch das Heute entmachteter Altrömer sich ausdrückt.. aus ihrer L e e r e, aus dem Durst nach Schicksalsgröße, aus einer Romantik wie nur die altrömische Praktik nach ihrem Verschwinden sie hervortreiben konnte, aus einem neronischen Traum von catonischer und cäsarischer Tat stammt der Redeprall des Lucan. Rhetorik war ohnehin das eigentliche Wirkungsmittel auch der römischen Dichtkunst, geradezu ihr Ersatz für die Plastik. Doch sie ward auch mehr und mehr Ersatz für die Tat, und all die Kräfte die sich nicht mehr im Staat ausleben konnten, schossen in das mimische, steigernde, fordernde und überforderte Wort. Cicero war der letzte der Staatsideale als Orator noch lebte und wirkte, indem er sie spielte..und da solche Rhetorik zugleich aus Armut des Könnens und aus Schwall der Phantasie kommt, so erscheint oder wird sie leicht Lug. Es kommt darauf an wieweit man die Wunschbilder der Phantasie wirklich und ernst nimmt. Fast alle große Geschichtsschreibung und Redekunst stammt aus unerfülltem Tatendrang und ist doch

nichts Ungefülltes. Lucan hat sich als Neros Schmeichler der Unechtheit seines Pathos so verdächtig gemacht wie Sallust, und gewiß war auch er kein Heuchler sondern ein romantischer Mime ehrlich geglaubter Ideale. Seine „Pharsalia" sind ein Wunschbild ungeheurer Geschicke, nicht nur, wie man meist meint, eine Art dichterisch verkleideter Werberede für die untergegangene Adelsrepublik, Schmähschrift gegen Cäsar, Verherrlichung des Pompejus und Cato. Gewiß war er Republikaner. Das gehörte damals fast zum guten Bildungston, wie zur Hegel-zeit der Idealismus und zur Voltaire-zeit die Skepsis. Doch schwerlich war er ein Sektierer der Stoa und ein Fanatiker des Tyrannenhasses. Größe an sich, ja Kolossalität der Ereignisse Räume Figuren um jeden Preis lag ihm am Herzen — noch vor jedem Parteieifer. Wie viele Dichterjünglinge stieg er gleich nach den höchsten Gipfeln und berauschte sich an der Wucht noch eher als am Wert. Vieles an seinem Werk, auch die Stoffwahl, ist wohl weniger Politik als „Sturm und Drang", wie die Titanenpläne Marlowes, Schillers, Büchners, Grabbes oder die Römer- und Stauferdramen geschichtstrunkener Schüler. Helle und finstere Gigantengesichte viel mehr als gute und böse Vorbilder wollte er türmen, und der Redemaler war in ihm mächtiger als der Republikaner. Manches was man aus republikanischem Haß gedeutet ist nur der barocke Künstlerwille zum steilsten und buntesten Ausdruck. Cäsar war ihm zunächst weniger das Widerideal, das er brandmarken wollte, als der finstere Riese, ein erhabenes Ungeheuer wie Marlowes Tamerlan, Shakespeares Richard, Miltons Satan — eine lockende Schreckgestalt, keine Fratze des Hasses. Pompejus und Cato sind freilich von vornherein mehr Ideale, doch auch mit schwächerem Griff, lahmer und blasser gemalt. Die Eingebung Lucans hat sich übrigens weniger an guten und bösen Menschen entzündet oder gar am politischen Zweck als — wie schon der Titel verrät — am Weltereignis, am Erdgetöse, grausigen Wundern und Zeichen, blutigen Schlachten, Stürmen und Wüsten. Wie seine Sprache mehr rednerisch als dichterisch, so ist seine Phantasie mehr malerisch als plastisch, mehr bunten Bewegungsmassen gewidmet als durchseelten Gestalten. Der Bürgerkrieg ist ihm wichtiger als seine Helden, die Helden sind nur Träger des Fatums, das er mit eigener Jünglingswollust am Unge-

heuren ausmalt und mit römisch-asianischem Redeprunk glossiert. Soweit ihn Personen überhaupt dichterisch erregen, ist Cäsar der Held, eben wie Satan (und nicht Adam) der Held des „Verlorenen Paradieses" ist. Pompejus und Cato sind nur strahlende Folien von denen der titanische Verderber sich um so düsterer abhebt. Lucans Werturteil beeinträchtigt kaum seine Vision. Er sieht Cäsars Maß, Gestalt, ja selbst Gebärde meist würdig und gewaltig, trotz den feindseligen Tugend- und Rechtsglossen die er ihm anhängt oder als wütigen Schwulst mit widersinniger Psychologie in den Mund legt.

Cäsar ist ihm der Beginner des Erdkrieges, den er als gesamtrömisches Verhängnis, nach livianischer Art, minder aus Einzelschuld als aus Pracht und Macht und Unmaß des zu riesig gewordenen Reichs herleitet. Nur in dem fetteren Farbenauftrag, in dem wilderen Pinselstrich, nicht in der grundsätzlichen Gesinnung unterscheidet sich sein Cäsar-bild von dem des Cicero und dem mutmaßlichen des Livius. Lucan war Jüngling und Spätling und wollte seinen Cäsar nicht politisch würdigen oder historisch zeigen, sondern poetisch schmücken und schwellen. Cäsars schöpferische Tiefe blieb ihm freilich ebenso verschlossen wie dem Cicero und Livius, doch was aus Cäsars Taten erschien, die Verbindung von kriegerischem Feuer und blitzgleichem Geistesflug, von verwegenem Hochsinn und rastlosem Tatendrang, von Spielertrutz und spöttischer Großmut, von Raschheit, Helle und Weite — das hat Lucan nicht nur markig gesagt im Vergleich der beiden Führer am Anfang, sondern auch vielfach getönt und gestimmt. Cäsar am dunklen Rubico das Heil der Welt wägend gegen sein Glück, der trutzige Heerfürst als Werber seiner Soldaten, Cäsar und Amyklas im Sturm am Meer, die sorg- und grauenvollste Nacht im Lager bei Pharsalus, die Tränen des Siegers beim Haupt des Pompejus und die Lust- und Weisheitsgelage der Kleopatra.. all das haftet düstergedrungen in der Phantasie und hat sich immer wieder wie echte Mythenmotive in der Seele echter Dichter erneuert. Wie Plutarch Shakespeares Cäsar-gesicht bestimmt, so haben Dante und Corneille, ja noch Goethe und Victor Hugo — um nur die Höchsten zu nennen — aus Lucan geschöpft. Der Gegensatz des ruhmgekrönten, würdeschweren Pompejus, der Recht und Sitte, Altertum

und Freiheit trägt, und des gewaltigen Frevlers, den nur sein Genius, sein Glück, sein Heer und die dämonische Kraft der Schuld selber ermächtigen, hat Lucan erst gezeigt. Den Gegensatz zwischen Cäsar und Cato, den Sallust formuliert, hat Lucan inszeniert und instrumentiert. Freilich schwellt und bauscht er seine Umrisse bis zur Fratze, eben mit jener Wut des Ausdruckskünstlers die man für Parteiwut nahm. Doch das düstere Verhängnis — die Hybris und die Nemesis Roms hat er, wenn auch schwelgend, so doch echt und tief empfunden und verkündet wie kein zweiter römischer Dichter. Er gibt keine Epopöe des Geschehens selbst und keine mythischen Gestalten, doch das Pathos der Völkertragik, das Wehen des Schicksalswindes über der riesigen Schicksalslandschaft bebt in seinen tosenden Verskatarakten, der napoleonische Schauder des cäsarischen Weltgangs.

Eben durch diese Stimmungswerte zog Lucan die Späteren zumeist an. Begebnisse fand man bei den Geschichtsschreibern (man hat ja Lucan vorgerückt daß er fälschlich mit ihnen wetteifere), die Gesinnungen beherrschte Cicero, die Charaktere waren bei den Biographen beschrieben: doch die Schrecknis, Trauer und Höhe der weltweiten Verhängnisse hat erst Lucan in Worte gefaßt. Jahrhunderte hin hat man die Alpen gekannt, ehe das Alpengefühl Stimme fand — Lucan war der Herold des pharsalischen Pathos. Mehr durch dieses Pathos des Untergangs als durch seine republikanische Richtung hat er gewirkt. Schon sein Zeitgenosse Petron wollte ihn mit einem noch üppigeren Stimmungsgedicht vom Bürgerkrieg überbieten oder parodieren. Gestalten und Gesinnungen werden darin gedunsen in mastigem Wortpomp. Auch die späteren lateinischen Geschichtsschreiber von Florus bis Orosius, wem sie auch sonst ihre Berichte oder Urteile über die Bürgerkriege entnehmen, schulden dem Lucan den Endeshauch und die Untergangsrührung. Im selben Maß als der klassische Sinn für Gestalt, Werk und Ziel im Römertum schwand gedieh die stimmungshafte Geschichtsbetrachtung — dürre Notizen und weichliche Gemeinplätze statt der Bilder und der Gründe. Sueton und Lucan bestimmen von entgegengesetzten Seiten her den Ton der sinkenden Römer über Cäsar.

Auch die Griechen werden trockener und müder, doch sie be-

halten bis zuletzt etwas von der Darstellungshelle ihrer großen Zeit. Ihre Historien und Reden wirken neben den römischen der Kaiserzeit ähnlich wie die Neulateiner im 16. Jahrhundert neben den Deutschen, gewandter, doch künstlich — wie aus einer Schicht in die ihre Zeit kaum einging. Es ist eine stationäre Literatur, welche in die mehr oder minder zart gehegten Formen zwar neue Stoffe, doch keinen wandelbar lebendigen Gehalt mehr aufnehmen kann. Das Cäsar-bild hat sich nach Lucan, Sueton und Plutarch im Altertum nimmer gewandelt. Die frühen Kirchenväter haben einzelne Tatsachen und Figuren von den Heiden übernommen und sie eingebaut in ein ganz fremdes Gefüge. Die Moral haben sie umgewertet, die Geschichte, soweit sie geistlichen Zwecken dienen konnte, vom geschichtslosen Jenseits aus gesehen. Heidnische Einzelzüge verloren für sie ihren Eigengehalt und dienen nur noch als rhetorische Flicken und Beispiele. Augustinus, der hier für alle stehe, wiederholt etwa den sallustischen Gegensatz Cato—Cäsar, mit Begünstigung der stoischen Tugend, doch nur um beide aufzuheben in den christlichen Werten. Die Bürgerkriege erwähnt er mit lucanischer Stimmung, doch sie haben ihren Schicksalssinn verloren in dem göttlichen Heilsplan. Scheinbar sind ihm noch die klassischen Dinge und Menschen gewärtig, die ciceronianische und virgilianische Bildung leuchtkräftig, und doch erstarren sie bereits zu Formeln Namen Zeichen für gestaltenfremde Meinungen, wie auf einem Perserteppich Blumen Tiere Menschen nur noch Linien und Flecken eines Gewebes sind, ohne selbständigen Bildinhalt. Mit der Jenseits-schau verschwindet auf lang hinaus der Eigenwert der Geschichte. Bei Augustin, der persönlich noch aus dem vollen Schatz des Heidentums schöpft, waltet doch schon der Geist der die Antike verschüttet und zerbröckelt. Der dumpfe Mönch, der zur Ehre Gottes seine Jahrbücher zusammmenschrieb, ist grundsätzlich in seinem Verhältnis zu Göttern, Helden und Mächten verwandt dem universalen Kirchendenker, der die Gestalten und Schicksale auflöste in sein Gottesreich der Seelen und der Vorsehung.

Die späten literarischen Erwähnungen heidnischer Geschichte sind nicht mehr Niederschläge des Geistes den ihr Wortlaut noch zu bekunden scheint sondern losgerissene Reste einer schon ver-

westen Zeit.. ähnlich wie die Motive der frühen Bildkunst auf Särgen oder die Särge selbst in einem ihnen fremden Sinn verwendet werden. Man muß das Ganze der jeweiligen Schriftsteller, ihren gesamten „moralischen Raum" überblicken, um jede Formel richtig zu deuten, sonst nimmt man zumal bei einer so rhetorischen Bildung, wie auch die frühkirchliche war (darin echter Spätling der Antike) geläufige Zeichen für lebendige Bilder, Namen für Sichten und rednerische, ja musikalische Floskeln für Glaubensinhalte. Cäsar, Pompejus, Cato bedeuten in der Patristik nicht geschichtliche Erscheinungen sondern sittliche Begriffe. Sogar Orosius, der chronistische Ergänzer des Augustinus, schreibt die Alten nicht ab, um Geschichte weiterzugeben, sondern um einen Mustervorrat zu sammeln für die neue Vorsehungslehre, — etwa wie in einer Grammatik die Beispielsätze aus fremden Büchern nicht deren Meinung geben, sondern nur Sprachregeln erläutern sollen. Das Fatum des Lucan entlehnt er als Redeschmuck, doch nicht aus dieser Stimmung ist sein Buch geschrieben, vielmehr aus einem sicheren Zukunftsgefühl. Augustinus und Orosius schweifen nicht zurück über die Trümmer des Weltreiches, sondern dringen voraus in den aufgerissenen Himmel des Gottesreiches. Wenn später Bossuet die augustinische Geschichtstheologie erneuert und dennoch kräftige Charaktere von Völkern und Herrschern zeichnet, so hat er die augustinische Weltentwertung als einen tausendjährigen Gemeinplatz unter und hinter sich und den modernen Geschichts- und Personensinn als einen frischen und fruchtbaren Trieb in sich. Den Kirchenvätern dagegen war das heidnische Erdengefühl schon matt und leer, der neue Himmelsdrang morgendlich und mächtig. Nur die erwachenden Augen sehen neue Dinge — die lange wachen und gewöhnten sehnen sich nach Schlaf und Traum.

Cäsars Strahlung durch die Kaiserzeit zeigt sich kaum in einzelnen Büchern, weder bei den Römern, die mehr und mehr Exzerptoren, noch bei den Griechen, die mehr und mehr Festredner werden (soweit sie sich überhaupt der Geschichte bedienen).. bei den Byzantinern vermischt sich beides. Wenn die Kirchenväter und die alexandrinischen Denker aller Schulen das mythische und historische Gut nur paradigmatisch verwenden, um ihren Glauben zu erläutern, so benützen es die sophistischen Wanderredner nur

dekorativ, um ihre Satzgebilde zu tönen und zu färben. Daß bestimmte Namen bei ihnen immer wiederkehren, deutet zwar auf deren noch immer festliche Klangwirkung, doch nicht auf der Sager eigene Ansicht, und ihr Verschweigen anderer Namen bedeutet nicht deren Verschollenheit oder Ohnmacht, weil die Redner in einem konventionellen, ja fast hieratischen Motivengehege sich bewegten und nur ungern von tagesmächtigen Dingen sprachen, etwa aus Zwang oder Schmeichelei. Epaminondas, Alexander, Philopömen waren meist die Zeitgrenze für die griechischen Redner, Cato, Brutus und Cassius für die römischen. Diese Rhetorik war eine rückgewandte und bewußt-artistische Zierkunst, deren Vorhandensein und Formen mehr als ihre Aussagen und Inhalte ihre geschichtliche Lage bekunden. Ein Unterschied zwischen Griechen und Römern besteht darin daß den Römern die Begebenheiten bis zum Beginn der Kaiserzeit mythenfähig erschienen, während die Griechen fast geflissentlich vermieden römische, für sie barbarische Namen zu feiern, es sei denn höfischerweise wie Aelius Aristides und Dio von Prussa. Plutarch ist eine seltene Ausnahme, mehr gelehrter Denker als Rhetor. Rom war die noch gegenwärtige Macht und darum kein Ziel der Sehnsucht, woraus die Spätsophistik ihr eigentliches, ja ihr einziges Pathos zog. Der mythische Ruhm schimmert nur aus der Ferne.. dem hiesigen Herrn schmeichelt oder opfert man, doch man singt und sagt lieber den entrückten Traum. Der wahre Herr der römisch-hellenischen Welt, der Meister der irdischen Geschicke, die leibhaftige Mitte des Staats, der Quell der Güter und Strafen, der sichtbare Gott einer diesseitigen Menschheit war Cäsar Augustus, Sohn des Divus, Ahn und Hort der Kaiser. Ihm rauchten Altäre in jedem Flecken, in seinem Namen versammelten sich die Bürger und Untertanen zu Fest und Arbeit, zahllose Städte ehrten ihn als Gründer, ein Halbjahrtausend lang überwaltete seine Macht merkbar oder heimlich jedes Dasein im Orbis Terrarum.. in der ganzen romantischen Redekunst des von ihm beherrschten Zeitalters findet sich seit seinem Tod nur selten sein Name, in der griechischen fast nie: so sehr stammt sie aus dem Blick nach einem anderen Reich als dem gegenwärtigen.

Doch aus dieser Sehnsucht schwillt die neue Woge von Alexan-

derruhm die seit Trajan bis zu den afrikanischen Kaisern mit mystisch düsterem Glanz Thron und Länder überspült. Das Fiebern und Wittern der späten Hesperier um Ferne Geheimnis Osten, der abendliche Durst nach Schönheit Freude Jugend, das süße Grauen vor dem Spuk der ringsher losgelassenen Dämonen, das dumpfe Nachglühen von Asiens und Hellas' Gestirnen.. all das beschwor wieder den blendenden Heros der nie ganz verschwunden und nie ganz gegenwärtig war, den Sprenger der Grenzen, den Mischer der Säfte, den festlichen Wanderkönig, den einzigen Erdgebieter dessen Macht keinen drückte, den mühelosen Sieger voll Rausch Huld Glorie, den rasch entrückten Wein- und Sonnengott. Gerade weil er nicht römisch, hiesig, bindend, augustisch war, als Wunschbild des Andern, Schweifenden, Vergänglichen, als Ewigkeit oder Wiederkunft des schönen Augenblicks, nicht als Dauer der notwendigen Gründung lebte er weiter, durch Zauber und Fluidum, nicht durch Werk und Gesetz. Zwar hatte sein kometischer Glanz einen Kern — seine Stadt am Nil. Von da aus wehte sein Licht und sein Same bis Indien und Turkestan, bis Britannien und Spanien. Nirgends füllte er die Räume rundum tiefwurzelnd aus wie der Römer, überall streute und mischte er die fruchtbaren Keime. Deshalb umweben und umwölken seine geflügelte Gestalt (wie man von geflügelten Worten spricht) üppig rege Kulte, schillernde und blumige Mären.. Heilstraum Fetischwahn Gespensterfurcht.. und das geschichtliche Sinnbild seines Ruhms ist Alexandreia, die völkervermählende Stadt. Nach Cäsar heißt das Kaisertum, die Idee der geordneten Menschheit. So hat die Sprache schon beide tiefsinnig geehrt, jeden nach seinem Fug.. den Griechen als sinnlichen Zeuger der Weltkultur, den Römer als geistigen Stifter des Weltreichs.. und so ist auch bis ins einzelne ihr Gedächtnis bedingt: den einen hat die Sucht nach Fülle und Ferne immer am echtesten gefeiert.. den andern die Freude an der Macht und dem festen Dasein.

Cäsar ist der spätantiken Literatur entfremdet, der rückblickenden hellenistischen wie der vorblickenden christlichen. Die einen warben um homerische oder perikleische Vergangenheit oder um Geheimnisse aus Osten, die andern um himmlische Ewigkeit.. da kam wohl Reiz und Traum vom wunderweiten Mazedonier, mehr

als vom Vater der satten und schweren Gegenwart. Wollen wir Cäsars Spuren finden, so müssen wir sie weniger suchen bei den Redepflegern als bei den Trägern und Opfern der Gewalt. Da diese sich weniger in Worten als in Akten bekunden, so ist Cäsars wirkliche Macht oft stumm. Nur eine beiläufige Nachricht oder ein Trümmerrest verrät manchmal die wahre Lagerung der Kräfte. Absehen dürfen wir dabei von einer Entwicklungsgeschichte des Altertums. Die einmal aufgefaßten Züge schwanken unter verschiedenen Lichtern und Blicken je nach Stimmung und Sehkraft, doch sie zeigen keinen Wandel inneren Wachsens und Welkens. Julian sieht noch fast denselben Cäsar wie Cicero, nur durch trübere Luft. Die Strenge der Gattungen, das geschlossene Blickfeld, die körperliche Stete schützte die Antike vor solchem Sieg der Werdekräfte über die Seinsformen wie wir ihn nach dem Gleichnis unserer eigenen Zeit nur allzu leicht überall als „Entwicklung" zu spüren meinen. Antike Entwicklung ist weniger Maß- und Formwandel als Schwingungs- und Stimmungswechsel, schließlich ein Kräfteschwund.

Die leibliche Verewigung war der plastischen Menschheit so nötig wie die geistige im Wort.. der Leib war gegenwärtige Seele für diese Augengläubigen, Erscheinungssüchtigen. Jeder Sieg, jede Herrschaft und Andacht schuf Bilder. Nach Pharsalus mußte Cäsar seinen Untertanen, nach Philippi seinen Frommen sichtbar werden. Statuen und Münzen verbreiteten durch den Alltag der Mittelmeerländer seine Gegenwart, Tempel und Hallen sein städtisches Andenken, das oft zäher haftete als der erdüberfliegende Ruhm. Den neuen Gott merkte die Menge sinnlicher am Cäsarkopf auf dem Geld als am Pomp der Titel. Der Kult des Divus Julius, einer der wenigen die bis nach Constantin die sakrale oder populäre Auslese überstanden, hat diesen Bildervorrat erhalten und vermehrt. Was für ein Gesicht schaute diese Leute aus Sälen und Nischen, von Altären und Wechslerbuden allerorten an? Wir versuchen aus erhaltenen Bildnissen zu ahnen was das Altertum wahrnahm. Hält man die Bildnisse die fraglos Cäsar meinen neben andere Kaiserbilder — etwa Augustus — so erstaunt uns die Mannigfaltigkeit der Auffassungen. Augustus bewahrt vom Knaben bis zum Greis mit geringem Wechsel den gleichen Ausdruck schlichter Hoheit, verschlossener Würde, klarer Zucht. Cäsar muß viele

Anblicke gehabt haben.. niemand hat das ganze Antlitz gefaßt. Gemeinsam aber ist allen Bildern, den flauesten wie den regsten, eine Ausdrucksform die jedem Betrachter vorschwebte als das bezeichnend Cäsarische. Die entschiedensten Prägungen dieses Gemeinsamen sind die besten Cäsar-bilder.. die Büsten in Neapel, in London und in Pisa. Diese drei Köpfe vor allem zeigen in verschiedenen Stimmungen die Einheit von feinster Geistigkeit und stärkster Willenskraft. Kein Denker- oder Dichterkopf wirkt so fest gespannt und irdisch gedrungen, kein Helden- und Herrscherkopf so durchleuchtet regsam und majestätisch weise. Verwandten (nicht ähnlichen) Köpfen, wie Dante oder Napoleon, fehlt die bewegliche Helle, dem großen Friedrich die dichte Masse, Goethes und Shakespeares Weltgesichtern das Tatenmark, der vorstoßende Adlerzug. Die Londoner Büste faßt mehr die geistige Weite, die Neapler mehr die Seelenfülle, die Pisaner am meisten die Schärfe und Stärke. Allen dreien gemeinsam, auch mit den Münzen, ist die rätselhafte Mischung von Trauer und Heiterkeit, von Milde und Strenge, sowie das Gepräge der mühelosen Überlegenheit. Die Statue im Konservatorenpalast — wohl aus trajanischer Zeit, weil sie die Züge des ersten Kaisers leise in die des besten hinüberspielt — verwischt dies Gepräge und betont die Güte und Trauer. Gerade dieser trajanisierte Cäsar-kopf verdeutlicht die Eigenart der anderen, wahren: die erhabene Geistigkeit. Neben Cäsar erscheinen alle Römer und selbst viele Griechen eng oder dumpf. Das ist wirklich der Mensch den seine Geschichte uns ankündigt.. hier sind die Lebenskräfte, die bei Alexander noch einträchtig schwellen wie bei Tieren, Kindern und Göttern, nach ihrer Trennung noch einmal rein und reif ineins gebildet. Hier zeräzt nicht der Verstand den Willen, hier erstarrt nicht der Willen das Fühlen, hier hat jeder Drang seinen sichern Fug, jede Stärke ihren breiten, nährenden Grund. Von dieser Stirn strahlt die Heiterkeit des gleichgewichtigen Geistes, um den Mund spielt die spöttische Schwermut der vollkommenen Einsicht und Sinnenerfahrung, und den Knochenbau wölbt die stete Spannung des gefährdeten und gefährlichen Willens.

Mehr vielleicht als die Schriftsteller bekunden solche Bildhauer den Sinn für Cäsars Gestalt, und wenn die Londoner Büste aus der

Antoninenzeit stammt, so müßte man bis dahin ein waches Gefühl annehmen das aus der Literatur schon damals langsam schwindet. Bildnisse Cäsars werden zwar weiter und weiter gefertigt, noch unter Constantin beschreibt man uns einen Cäsar in Zeustracht. Wären sie erhalten, so würden wir vielleicht auch an ihnen den Vorgang ablesen der die Geschichte des Cäsar-ruhms in der Spätantike kennzeichnet: das Erlöschen seiner Gestalt in seiner Idee, das Verschwinden seines Wesens in das von ihm erschaffene Amt. Das ist ein Weg vom Altertum zum Mittelalter überhaupt.

Für den klassisch antiken Glauben war der lebendige Augenblick und die ewige Idee noch ungeschieden, daher die Feier der Weltkräfte in Gestalten, der sinnliche Götter- und Heldenkult. Auch Cäsar ist zuerst als persönlicher Leib seiner Idee vergottet worden. Neuplatonismus, Christentum, östliche Jenseitsträume bezeugen und fördern den Untergang dieser Religion, ersetzen Gestalten durch Ideen, höhlen allegorisch die Sinnenbilder zu Begriffsvorstellungen aus und Körper zu Bedeutungen. Doch nur langsam löst sich die müde Menschheit von ihren Andachtsbildern. Unmerkbar versickert daraus der gestaltige Sinn ihrer Zeugungsstunden und -stätten, bis sie nur Zeichen behält für einen neuen Über- oder Hintersinn. Lang ehe das Christentum gesiegt und sein Jenseits mit Beziehungen und Bedeutungen ausgestattet hatte, begann die Entleerung des Reiches von dieser Welt, die Umkehr der Götter und Helden in Ideen, Gespenster, Namen. Der Übergang Cäsars in das Kaisertum ist nur ein Wirksal dieses Wandels, das sein mittelalterliches Nachleben bestimmt. Erst die Renaissance erweckt wieder die besondere Selbheit und sucht damit die überweltlichen Ideen zu färben und zu formen, doch die antike Unschuld des vollen Eins von Nu und Ewigkeit, die Gestalt als Idee kam nichtwieder. Die moderne „Persönlichkeit", das „Genie", der „große Mann" ist nicht mehr das gleiche wie der antike Gott oder Heros.

Unter drei nie rein geschiedenen, doch gesondert wahrnehmbaren Machtformen, Rechtstiteln, Weihen herrschte Cäsar in seinen Nachfolgern, bewußt angerufen oder stumm befolgt bis in die Völkerwanderung, ja hinüber nach Byzanz und wieder herüber in das Heilige Römische Reich: als göttlicher Stifter des Imperiums, als Gesetzgeber, als Eroberer des Westens. Solange das julisch-

claudische Geschlecht regierte, war er vor allem dessen Gott und als julisches Hausnumen das Numen des Volks das seine Hoheit seinem Geschlecht übertragen hatte. Die Julier haben schon aus Pietät ihren erlauchten Sprossen gefeiert, auf dessen Andenken ihre Macht und das dynastische Gefühl der Untertanen ruhte. Wie Cäsar ein geglaubter Heldengott der Menge und nicht nur ein behördlich ernannter Funktionsgott war, so bleibt er auch der einzige Imperator, vielleicht Marc Aurel ausgenommen, worin sie eine ihn überdauernde Zeugungskraft anbetete, eben die dynastische Dauer. Dieses Kulterbe, durch des Augustus lange und weise Lenkung vermehrt, kam noch den angekindeten Claudiern zugut, die sich seiner geflissentlich bedienten. Tiberius und Claudius steigern den amtlichen Cäsar-kult aufs höchste und erweisen sich als Nachahmer des Adoptivahns durch Verwaltungsakte, Feldzüge und Schriftstellerei. Damals greifen Majestätsprozesse bis auf Mißachtungen des Stammvaters zurück, damals füllen das Reich die Klienten des Kaiserhauses, die den Namen Julius fast zum häufigsten des Altertums machen. In der Zeit von Augustus bis Nero verbreitete sich der cäsarische Glanz und Duft der an allem Römischen seitdem haftet.

Der Sippenzauber des Divus Julius brach mit Neros Untergang, der diesen Gnadenschatz vertat, wenn er auch dem Pöbel teuer blieb als prachtvoller Popanz sämtlicher Heidenfrevel und -lüste. Die weiteren Kaiser, ob gut ob schlimm, hatten nie wieder ein solch überpersönliches Stammrecht wie die Nachkommen des Stifters, des Venus-enkels. Sie stützen sich auf die Ordnungen des Cäsar und Augustus, worin die Weihe der Julier sich bewährt hatte. Zwar in den Wirren nach Neros Tod will sich noch einmal der Ursprung des Imperiums wiederholen.. den Vitellius betrauen Soldaten mit Cäsars Schwert als dem Reichsszepter—halb Prätorianerwillkür, halb dynastisches Andenken. Doch eben der Vitellius begehrte nur den Augustus-titel, nicht den Cäsar-namen, nur die Weihe des Amtes, nicht die der Sippe. Die Altäre des Divus Julius flammten noch, doch nicht mehr als Herd der ersten Gens, sondern als Strahlungsmitte derjenigen Gesetze kraft welcher die Kaiser regierten. Seit den Flaviern trat an Stelle des Zeugers Cäsar der Gründer Augustus, die göttliche Abkunft kam den späteren Kaisern nicht mehr zugut

und mußte nicht gefeiert werden, wohl aber der Dauerzauber der Satzungen, Einsetzungen, Gesetze, wodurch sie in die Macht gewachsen waren. Solche Gesetze zeugten noch von Cäsar selbst, und der Staat des Augustus ruhte amtlich ebensosehr auf seiner Gottessohnschaft und Blutrache wie auf den Bedürfnissen des Volkes. Seine Dyarchie ist ein Ausgleich zwischen seinem julischen Recht und seiner römischen Pflicht, zwischen seinem göttlichen Hausanspruch, dem sein Imperium entsprang, und der ehrwürdiggen Respublica, dem Senatus Populusque Romanus, als dessen dienstbares Mitglied auch er sich fühlte. Als Gesetzgeber und Bürge der augustischen Reichsordnung behielt also Cäsar seinen Kult, schon mittelbarer, unsinnlicher als unter den Juliern. Hatten die Julier und Claudier aus Cäsar ihren Fug abgeleitet, so beriefen sich die Späteren auf Augustus und ehren Cäsar mehr von dessen Amtsgottheit aus als um seines eigenen Heroentums willen. Das neue Verhältnis erscheint in dem seit Vespasian üblichen, seit Hadrian festgelegten Vorrang des Augustus-titels vor dem Cäsar-namen. Der Kaiser empfing die Weihe des Prinzipats unmittelbar mit dem Namen des Gründers, der Thronerbe mittelbar durch den Namen des Zeugers. Augustus war zuerst legitim aus Cäsar, später wird Cäsar heilig aus Augustus.

Zudem haben wohl gerade die tüchtigsten Herrscher ein eigenes Verhältnis zu Cäsar gehabt. Einigermaßen nachweisen läßt es sich von Trajan, Marc Aurel, Alexander Severus und Julian.

Trajan, in majestätisch schlichtem Gehaben und feuriger Sachlichkeit, ausgreifenden Plänen und gelassener Milde, im Feldherrn- und Verwaltungsstil dem Cäsar unter seinen Nachfolgern am nächsten, nur ohne die Frische, Geistesweite und schöpferische Tiefe, ein Erbe seiner Nordgrenzen-politik und seiner parthisch-indischen Alexander-gedanken, hat die Kommentarien vom gallischen Krieg nachgeahmt und das Andenken des Diktators und Divus durch Münzen erneuert. Aus seiner Zeit stammen die uns erhaltenen Monumentalbildnisse Cäsars mit den leise trajanischen Zügen, und mag es sein Wink oder seine Wirkung gewesen sein — um ihn her weht wieder cäsarische und alexandrische Luft, Welteroberungsfieber wie nimmer seit den Iden des März.

Marc Aurel bekannte sich zu Cäsar als einem Vorbild der gött-

lichen Milde, doch er nahm auch mit seinem traurigen Stoikerlächeln und Endschaftsernst den Siegerpomp als memento mori und vanitas vanitatum. Das ist kein kaiserlich römischer Ton mehr sondern spätgriechischer Philosophenton.. um so erstaunlicher wie er mit solchem Sinn nicht nur weise sondern auch imperatorisch sein Amt versah. Er ward mehr noch als Trajan das Idol der abendlich ermatteten Untertanen, die in allen Gütern zugleich schwelgten und hungerten, zwischen Taumel und Verzicht, freudlosem Augenblicksrausch und glücklosen Träumen von Vorwelt oder Hinterwelt.

Die Tugenden der Tat, des Sinnens, des Leidens spukten zwischen den wilden Genüssen des Gaumens und des Geschlechts fiebrig umher.. die Götter- und Gespenstermischung brodelte unter den Afrikanern, und der tugendhafte Soldatenkaiser mit dem Namen des mazedonischen Helden, des maurischen Zwingherrn und des heiligen Stoikers, Alexander Severus Aurelius, sammelte in sein tristes Pantheon schöne, große und fromme Urbilder. In seiner Hauskapelle mit den guten Kaisern, die er mit Statuen Spielen Vorträgen feierte, wird neben Alexander, Abraham, Orpheus, vielleicht Christus, auch Cäsar nicht gefehlt haben.. jedenfalls rechnet er ihn zu den erhabenen Tröstern und Mustern gewaltsamen Todes. Er hatte den Trost nötig. Seltsamerweise berief auch sein Mörder, der barbarische Riesenwaibel auf dem Thron, der Thraker Maximinus, in seiner letzten Wut und Not sich auf Cäsar, als auf das erlauchte Opfer des gleichen Senates, der ihn ächtete. Von Cäsars noch wachem Andenken im römischen Heer, dem Behälter und Mischkessel der unteren Volkssubstanzen, gibt dieser Zornruf des rohen Lagermannes noch bezeichnende Kunde, als Bildung und Macht sich schon weit gesondert hatten.

Diocletianus baute das augustische Cäsarentum um in eine hierarchische Despotie, doch unter Verwertung, ja Verstärkung und Erstarrung sämtlicher Weihen die es über den halbhundertjährigen Krieg seiner einzelnen Gewalten und Glieder gerettet hatte. Er konnte sich noch weniger als die Flavier oder Antoninen an heroische Sippenerinnerungen wenden und war noch mehr auf die Kultgewalt der Ämter angewiesen, worin alte Gewohnheit wurzelte und neuer Glaube wucherte. Beides hat seine barbarische Kraft,

römische Zucht und östliche Kunst nochmals verschmolzen. Der letzte der trajanischen Feldherrnkaiser, hat er den Bestand des Imperiums durch Festigung der Grenzen und Umschichtung der Gründe gesichert, ohne schöpferischen Umsturz oder Wiedergeburt. So liegt eine vielleicht bewußte, wahrscheinlich unbewußte Symbolik darin, wenn Diocletianus den Cäsartempel am Forum nach einem Brand wiederherstellte. Unter den späteren Kaisern zeichnet ihn sein langer Atem, sein weithin planender und tiefwurzelnder Wille aus. Er wollte die Herrschaft nicht nur für den Tag retten, sondern nach Sternenfug und Vorsehung ordnen. Die alten Gestirntheokratien des Ostens leben in ihm wieder auf, doch hat er wahrscheinlich auch die geschichtlichen Grundlagen des Imperiums mit mystischer Frommheit tiefer empfunden und überdacht als die gewaltigen Lagerfürsten vor ihm, und nicht nur mit den Fristen einer Person oder Sippe gerechnet, sondern mit Äonen. An ihn ist die Zuschrift des Spartian gerichtet über die Ewigkeit des cäsarischen Namens, der erst mit der Welt selbst vergehen dürfe. Auf seine Thronfolgeordnung bezieht sich wohl desselben Autors Erörterung über die entarteten Söhne oder den Kindermangel der großen Herrscher. Den Staat vom Wandel der tierischen Natur, den persönlichen und Sippenleidenschaften zu lösen, an gesetzliche Umläufe und Verhängnisse zu binden, war Diocletians Meinung.. es ist die Verschmelzung von orientalischem Machtkult mit römischem Funktionskult unter Ausschluß der hellenischen Heldenandacht. Wenn Diocletian nach dreihundert Jahren dem Kaisertum die Allgewalt gab, die Cäsar kraft seiner allgewaltigen Seele vorwegnehmen wollte, so hat er es nicht mehr auf die Person, sondern auf Stern und Amt gegründet. Der Cäsarismus, die Macht des schicksalsträchtigen Schöpfers, ist bei ihm erst völlig erstarrt zum bureaukratischen Sultanat. Diocletians Reich ist die erste orientalische und die erste mittelalterliche Despotie in Europa.

Wenn Constantin dann den Sitz des Reichs dauernd nach Osten verlegte und die Kirche in den Staat hereinnahm als festes Gerüst und als regsames Geäder, so hat er damit der Reform Diocletians die entschiedene Fassung gegeben und zugleich den neuen Lebensgehalt. Wie er selbst neben dem magischen befangenen Theokraten Diocletian eine heroisch politische Natur war, mehr im Augen-

blick lebend und darum schöpferisch wagemutiger Eingebungen eher fähig, so erwacht auch in seinem Reich, trotz Spätlingsstarre und Barbarei, aus östlichen und römischen Zwängen nochmals alles was an griechischem Seelenleben und Personensinn, wie dünn und geschwächt auch immer, sich noch fristete. Das Christentum selbst, in dem Diocletian den Feind seines Erdenstaates und seiner Sonnenkirche bekämpft, war dem Hellenismus durch manche Elemente seiner Weltmischung näher als dem romanisierten Osten Diocletians. Als es zur Macht gelangte, rief es den Griechengeist noch einmal zu einem lebendigen Krieg, wie ihn nur polar-verbundene und -gespannte Gegner führen können.

Julianus Apostata lenkt den Gegenstoß des hellenischen Glaubens nicht nur gegen Constantin mit seiner Christenkirche, sondern mehr noch gegen Diocletian mit seinem orientalisch-römischen Gefüge. Christliche Dogmen und Mythen hat er bekämpft als Neuplatoniker und Neupythagoräer — der Geist seines Kaisertums ist der schwärmerische Versuch alexandrisches Heldentum noch einmal zu verwirklichen, trotz einer Theokratie und Bureaukratie. Bei vielen literarischen und kriegerischen Gaben und privatmenschlichen Tugenden verfehlte er seine Weltstunde und buhlte mit Gespenstern ohne staatliche Zeugungskraft, voll vieler hoher Gedanken, doch ohne die fruchtbare Idee. Bis in sein Soldatentum und seine Philosophie hinein ist er literarischer Rhetor, zäher und schwungvoller Mime alexandrischer, cäsarischer, marc-aurelischer Rollen, immer etwas gnaden- und freudlos. Was bei seinem Seelenverwandten, Alexander Severus, den er an Talenten übertrifft, noch fromme Glut eines gestaltensüchtigen Spätheidentums, echter Schauer ist, das verflüchtigt Julian zu idealistischem Gedanken- und Gefühlsspiel, und die hellenischen Glaubensbilder verdünnt er zu Stimmungsscheinen. Doch wenn er als Herrscher nicht das Leben der Götter und Helden, den griechischen Gestaltenglauben erneuern konnte, so hat er als Schriftsteller noch einmal ihre Schatten beschworen, so dicht und farbig wie keiner mehr bis zur Renaissance. Ein Nachleuchten der plutarchischen Bilder war ihm vergönnt, und mit Recht huldigen ihm der letzte freie Geschichtsschreiber und der letzte reife Redekünstler des Heidentums: Ammianus und Libanius.

Sein Gastmahl der Cäsaren, das Göttergericht über die Divi (wahrscheinlich in der constantinischen Auslese) ist eingegeben vom Widerwillen eines heldischen Hellenikers gegen das Christentum und vom Stolz eines heidnischen Weisen auf seine geistige Freiheit gegenüber dem eigenen Kaiseramt — etwas von des großen Friedrich Schriftsteller-eitelkeit, die des Königtumes spottet mit heimlichem Genügen, daß er als König so aufgeklärt und als Freigeist solch ein Held sei. Julian richtet seine Vorgänger weder von einem ihnen fremden Wert noch von einer niederen Ebene aus, auch darin dem Philosophen von Sanssouci verwandt. Zugleich seine Denk- und Redebildung will er bewähren und seine Herrschereinsicht.. die Spannung zwischen Schriftsteller und Kaiser, zwischen philosophischem und heroischem Ideal bestimmt den Reiz und den Sinn seines Gesprächs. Es sind ausgesprochen diesseitige und persönliche, widerchristliche und funktionsfeindliche Ideale, ebenso gegen die constantinische Kirche wie gegen den diocletianischen Staat gerichtet. Alexander der Held und Marc Aurel der Weise sind die Vorbilder Julians, doch so viel ist er seiner Schriftstellerei, der Gattung des philosophischen Dialogs und seinem Freigeist-stolz schuldig, daß er den Weisen wider sein eigenes Meinen vorzieht. Eigentlich hält er sich für Alexander, doch was er sich noch nicht ganz fühlt, das erhöht er zum obersten Wunschbild: den weltüberlegenen Herrscher-weisen. Die Cäsaren, die nicht als Weise über Volk und Amt sich erhoben, drückt er mit deutlicher Griechenvorliebe, ja den Alexander selbst mit platonischen und stoischen Tugendmaßen. Doch kommt auch hier weniger auf seine gemeinplätzliche Sittenrüge an als auf seine Gebärdensicht. Seine Cäsaren sind wirkliche Bilder und trotz der rhetorischen Mäkelei keine Gestelle für Tugenden und Laster. Hier zeigt kein Schulmeister seine Popanze, sondern ein hoher Mensch voll Geist und Drang, freilich auch voll Krittel und Dünkel, ihm nahe geschichtliche Gestalten. Sogar der Versuch dialogischer Charakteristik in Tonfall und Redestil bleibt nicht allzu weit hinter Lucians Muster zurück.. so wenn Marc Aurel mit schlichter Kürze, Alexander mit heftiger Schnelle, Cäsar mit hochfahrender Pracht seine Sache führt. Sein Cäsar-bild hat Julian von Plutarch, doch härter umrissen und seiner Absicht gemäß epigrammatisch geschärft. Auch ihm ist der Stif-

ter des Kaiserreichs der einzige der durch Weite der Pläne und des Ehrgeizes mit dem Mazedonier sich vergleichen, als Kriegsmann ihm sogar vorziehen darf, doch lasterhafter und frevelhafter. Vielleicht scheint aus diesem Wettstreit des größten Römers mit dem größten Hellenen noch die verlorene Synkrisis des Plutarch nach. Die Kraft und den Willen in allem der erste zu sein hat Julian als Cäsars Grundzug betrachtet und Cäsars Ton und Aussagen danach abgestimmt. Der unbändig stolze, körperlich und geistig gewaltige Mensch ohne Gewissen, doch voll natürlichen Hochsinns, der Besieger des Erdkreises und Errichter des ungerechten Throns, der erste Kaisergott und Mitwerber des Zeus.. so erscheint Cäsar zum letztenmal deutlich als heroische Figur im gebildeten Altertum, beschworen von dessen letztem heidnischen Herrscher.

II. MAGISCHER NAME

DIE Gestalt Cäsars erlosch allmählich seit dem Schwund der gestaltensichtigen Religion womit die Griechen den Erdkreis bestrahlt, doch nicht durchdrungen hatten. Heiligenkult und allegorischer Begriffsdienst sind noch ihre verschiedenen Spuren. Über das Mittelalter hin, das zwar nicht so finster war mit seiner Gottesschau und Seelenglut wie die Renaissance meinte, auch nicht gestalt- und geschichtslos, obgleich gestalten- und geschichteblind, lebte Cäsar als Amt und als Name. Die Kirche als geistige Kraft der Überlieferung und die Barbaren, zumal Germanen, als empfängliches Element trugen ihn mit manchem Schwanken des Gedächtnisses und Schwellen der Phantasie über die Jahrhunderte der Gestaltendämmerung hinweg, bis die Augen wieder personensichtig und die Zungen wieder personenredig wurden. Seinen Titel retteten nicht nur seine Erben über Romulus Augustulus hinaus—diejenige Macht selbst welche den Geist und das Heil verwaltete ruhte auf einem Satz der ihn verewigte: „Gebt Gott was Gottes und Cäsar was Cäsars ist". Christus hat kein für das Diesseits folgenreicheres Wort gesprochen, und so weit wie das Evangelium vernahm man auch den Namen Cäsars. Die weiteste und tiefste aller Spannungen band fortan diese beiden Namen. Wenn nicht „Augustus" die höchste Würde im Reich von dieser Welt blieb sondern der Name des wirklichen Stifters, so hat wohl außer seiner dauernden Mär unter den Nordvölkern seit der Eroberung Galliens, um die nachher das neue Europa wuchs, der Spruch des Heilands dies bewirkt. Ein Name ist mehr als bloßer Schall: das Altertum hat ihn als Zauber gekannt und manchen Naturvölkern lebt er als dritte Wesenheit neben Leib und Seele. Er bezeichnet Sinn von Geschehen und Wesen, und wer mit seinem Namen Erscheinung oder Gesetz prägt der hat über seine Person hinaus Unsterblichkeit so gut wie der welcher Bild wird. Gestalt führt zurück auf das Gesicht, Name auf das Gehör. Die Römer unterschieden Gloria, Glanz der Gestalt, und Fama, Klang des Namens. Cäsar hat in den Jahrhunderten da sein Mythus verblaßte magisch fortgewirkt durch die Weihe seines Namens.

Doch wie eine Gestalt mit vielen Gesichtern, so wirkt ein Name

mit mancherlei Schauern. „Cäsar" hieß ein universaler Fernzauber, das Kaisertum, allgegenwärtig und ungreifbar, und „Cäsar" haftete in Gallien Germanien Britannien, in Nordafrika und Spanien an bestimmten Stätten, Mauern Türmen Lagern, als Geruch oder Gerücht, als Schatten oder Schimmer von Gründung oder Zerstörung. Wie sollten die Züge und Schlachten des spätern Weltgebieters sich nicht dem Sinn junger wacher Stämme eingedrückt haben! Auch er wurde zum Ortsgeist wie jeder gewaltige Jäger und Bauherr. Die Lokalmären mittelalterlicher Mönche sind nicht die ursprüngliche Form seines Spuks, doch ohne solchen Spuk seit alters hätten sie keinen Anhalt gefunden. Die Gründungssagen französischer, rheinischer, englischer, spanischer, ja noch pommerischer und sächsischer Städte setzen außer dem weltberühmten Namen auch örtliche Spuren oder von Orten aus schweifende Gerüchtwolken voraus, und mag man die Trübungen abziehen, die Stadt- oder Stammeseitelkeit, die Fabulierwut kindlich zuchtloser Phantasie und die Dumpfheit halbbelesener, Namen verwechselnder oder verwelschender Abschreiber: immer bleibt noch ein Kern von frühem Erbe, ja von tiefem Sinn. Wenn Florenz und Paris, Sevilla und London und viele kleinere Städte sich von Cäsar herleiten, so ist vieles daran Namenspielerei einzelner Chronisten, doch geregt von der Ahnung daß Cäsar der Stifter der europäischen Kultur überhaupt ist. Mit Fug schreibt man ihm die Grundsteine ihrer Herde zu, obschon im einzelnen Fall oft aus Wahn. Nicht alles Gedächtnis muß aus Märchen wachsen, weil viele Märchenranken das Gedächtnis verdecken. Der Unterschied zwischen Mythus und Märchen freilich bleibt, er liegt schon in der menschlichen Natur: Mythus die vereinfachte, verdichtete oder gesteigerte Erinnerung wirklicher Geschichte, Märchen das lose Bilderspiel der Phantasie, der wache Traum. Oft bedient sich das Märchen mythischer Motive, wie Kinder Wahrgenommenes, Erinnertes und Gehörtes in bunten Lug verflechten.

In den mittelalterlichen Cäsarmären mengt sich echte Erinnerung an sein Erscheinen im Norden, die von Mund zu Mund raunend weiterflog oder sich niederließ auf Trümmern der alten Kultur und Sitzen der werdenden, mit den kaum mehr begriffenen, halb verschütteten, nie ganz verlorenen Zeugnissen alter Schriften,

wie sie die Kirche, der heidnischen Bildung immer noch verpflichtet und verhaftet, aus den höfischen Hochsitzen ihrer Macht den Klöstern übermittelte. An beiden Überlieferungen, der ländlichen, volklichen, sinnlichen wie der städtischen, geistlichen, arbeitete die lockere Phantasie weiter, das unperspektivische Sinnen der Erzähler und Schreiber, wenn sie von den Anfängen ihrer Heimat meldeten oder von deren erstem Bedroher, nach dem zugleich — wie sie dunkel gehört oder halb gelesen hatten — die Herrscher von Rom und Byzanz hießen. Den Ruhm Cäsars im Mittelalter speisen drei Quellen, die sich oft mischen, doch ihre gesonderte Herkunft verraten.. bald scheint die eine bald die andere vor: das Ortsgedächtnis, die Bücher, die Phantasie. Die Dauer des Kaisertums, ein universales Gedächtnis, nährt alle drei. Nur um des Kaisernamens willen erhielten und mehrten sich die Ortssagen, nur um des Kaiserreichs willen schrieben die Chronisten immer wieder die antiken Berichte über seinen Stifter ab und um, nur der Kaiserglanz reizte die Phantasie zu immer neuem Geflatter. Wie Alexanders Ruhm zwar die ganze Ökumene überschimmert, doch seine Lichtmitte, sein Farbengemisch und seine Streukraft in seiner Stadt am Nil empfing, wo die Kauffahrtei der Erde kreuzte samt ihrem Gefolge von Gütern, Werten und Mären, so dringt Cäsars Strahlung aus dem von ihm gestifteten Amt, das über den Völkern glänzte oder dunkelte.

Die Cäsar-kunde des Mittelalters, vielstimmig, doch gleichtönig, gliedert sich also leicht ihrer Herkunft gemäß in drei oft getrennte oft vermengte Motivgruppen: lokale Berichte, die seinen Namen verbinden mit der Gründung von Orten Bauten Bräuchen oder Rechten, sodann getreue oder entstellte Abschriften und Auszüge seiner Taten aus den alten Schriftstellern und deren kirchlichen Kopisten, endlich (besonders seit den Kreuzzügen) Mären, die auf ihn mit Erfinderfleiß oder -faulheit die wandernden Wunder des alexandrischen Ostens oder des keltischen Westens übertragen oder die Zierate des zauberisch gelockerten und ritterlich gefärbten trojanischen, römischen oder fränkischen Reichs. Gemeinsam ist ihnen die Ahnung von Cäsars Kaiserschaft, Taten und Weisheit, umgedeutet nach der eigenen Merkwelt und ohne Wissen um Cäsars besondere Luft und Form. Dies gilt von den ausführlichen

Chronisten, von den belesenen und redegewandten byzantinischen Hofschreibern ebenso wie von den stammelnden Klosterbrüdern oder schwatzfreudigen Spielleuten, Scholaren und Rittern. Der größere Formeln- oder Kenntnisvorrat beweist keine eigene oder tiefere Ansicht, der höhere Wissensgrad keine reifere Bildung. Ein Papagei der Vergil- oder Cicero-sätze aufsagen könnte bliebe doch ein minder gescheites Geschöpf als der Murmler der Merseburger Zaubersprüche. Die ganze byzantinische Chronistik und die klösterliche, soweit sie antike Geschichte bewahrt, ist Papageienkunst und ahnt nichts von dem Gehalt den sie leidlich buchstabengetreu weitergibt. Diese Zeiten haben ihren echten Geist und Gehalt und dessen eigenen Ausdruck, doch der antiken Inhalte bedienen sie sich wie fremder, unbegriffener Wortzeichen.. ja je genauer ihre Auszüge sind, desto ferner ist oft ihr Gefühl dem Sinn ihrer Vorlagen. Die Lokalmären und Ritterfabeln sind lebigere Zeugnisse der Cäsar-dauer als die Seiten eines Cedrenus oder Dio Zonaras oder des Ekkehard von Aura oder Paulus Diakonus mit dem Text aus Orosius, Eutrop, Dio Cassius, Sueton oder Cäsar selbst. Die Weitergabe antiker Schriften besagt kaum etwas für das Fortleben antiker Kräfte, und wenn auch die landläufige Vorstellung falsch ist als sei die antike Literatur jemals ganz verschüttet gewesen in einer Wüste von Roheit und Tumbheit, so haben doch die treuen lese- und schreibewilligen Heger der antiken Bildungsschätze deren Sinn nicht gefaßt, sondern einen völlig anderen ihnen unter- oder überlegt: der war nicht Gestaltenmythus sondern Namenmagie, nicht die Erdenschau von Göttern und Helden sondern der Schmuck der Himmelsgottheit mit allen auffindbaren Zieraten, zu denen auch die alten Götter und Helden gehörten. Der Bildungswert des Nachschreibens und Abschreibens — kirchliche „gute Werke“ — war nicht die Geschichtskenntnis, sondern die Schreibe- und Lesekunst selbst.. kein individuelles Wissen sondern ein rituelles Können. Wir müssen darum hier nicht forschen welche Cäsar-bilder besonderer antiker Schriftsteller man im Mittelalter nachmalt, weshalb ein Chronist dem Cäsar, der andere dem Sueton oder Lucan folgt, oder gar wie, wo und was sie sich untereinander entlehnen: Cäsar-bilder gibt es für diese Kopisten so wenig wie die Miniaturen Porträts enthalten. Noch Hart-

mann Schedels Weltchronik benamt dieselbe König-schablone Cyrus, Constantinus oder Cäsar. Die Wirklichkeit die sie erfahren und faßten waren dauernde Namen, ewige Bedeutungen, gewesene Vorgänge, feste Merkmale, ungeschichtlich und unpersönlich, raumlos und zeitleer.

Weniger als die antiken Cäsar-bilder tragen die mittelalterlichen Gerüchte individuelles Gepräge von Landschaft oder Person. Die heimische Sprache und das Ortsgedächtnis färben allenfalls den Dunstkreis worin Cäsars Name schwingt, doch nicht die Taten, Eigenschaften und Geschehnisse die sein Name beschwört. Zauberei hat keinen Personal-ursprung, auch wenn Personen sie ausüben. Echte Bilder suchen dagegen immer die individuelle Bestimmtheit, auch wo sie aus einer Gesamtheit kommen und die Bildmacher kollektiv gebunden sind. „Individuell", das heißt ja unteilbar, unmitteilbar. Die mittelalterlichen Heldenmären, von den schlichten Ortsfabeln bis zu den üppigen Ritterromanen, kennzeichnen sich gerade durch die Übertragbarkeit aller Einzelzüge. Wie ein Bildzeichen Dutzenden von Namen gilt, so dient jeder Name zur Beschwörung vieler anderswoher erinnerter, gelesener oder ersonnener Züge. Es bestand ein Wettkampf der Überlieferer.. jeden geläufigen oder frischen Ruhm häuften sie auf ihren jeweils zu feiernden Ort oder Recken. So müssen nacheinander Alexander, Karl, Artus, Cäsar die verschiedenen, möglichst sämtliche Länder durchziehen oder erobern, so muß jeder einzelne der Träger der Milde oder Kühnheit, der Weisheit oder Demut werden, so muß jeder ein Zauberpferd, ein Zauberschwert, Wunderbäume oder Fabeltiere finden, weil es von ihrer einem, meist von Alexander, seit alters berichtet wird. Weil Artus oder Merlin mit Feen verkehren, muß auch Cäsar mit einer Fee Morgana einen Oberon zeugen. Hier waltet nicht nur der Motivwandel und die Mythenwanderung, die es immer gab, weil der Mensch mit begrenzten Denkkräften unbegrenzte Stoffe ordnen muß, sondern ein willkürlicher Tausch und Tanz von Klängen und Zeichen, ein loses Spiel mit Attributen, die nicht an Gestalten haften, sondern an Namen sich schichten. Wenn die spätantike Allegorie, der Ersatz für den Mythus, noch gesehenen Gestalten oder Figuren Bedeutungen entnahm oder eingab, bis in den Verfall hinein vom stracken Hier und Jetzt als vom Erst-

erlebten ausgehend, so war die mittelalterliche Allegorie die Ausstattung der allein ernsthaft wahrgenommenen Universalia mit immer neuen Dingen. Die Universalia waren göttliche Bedeutungsnamen, die Dinge waren Fetischnamen. Man schmückte weniger die berühmten Männer mit immer neuen Eigenschaften, als daß die gegebenen Eigenschaften sich immer neue Träger, d.h. Namen suchten. In der Antike ist Gestalt das Wesen, im Mittelalter sind es Eigenschaften. Der Ausgleich dieser magisch allegorischen, phantasmagorischen Gesinnung mit den mythischen Erinnerungen der Antike ist geradezu die Mühe und der Reiz der kirchlichen und höfischen Poesie, zumal wo sie um Vergil, Alexander und Lucan spielt, die Auflösung der antiken Gestalten in Eigenschaftscheine und der antiken Schicksale in Bewegungs-spiele. Wären die alten Stoffe nicht noch zu dicht und widerständig gewesen, so würden wir noch klarer die Gestaltenfremdheit des Mittelalters bemerken.

Das germanische Heidentum war ursprünglich keineswegs gestaltenfremd und gestaltenblind, wennschon seine Gestalten weniger aus Licht- und Raumschau als aus Wirbel und Zeitgefühl sich verdichten. Es sind mehr Elementarerscheinungen als Seelenleiber. Im Hildebrandslied ist die germanische Mythik noch frisch. Auch später hat sie noch bis in das höfische Nibelungenlied hinein der kirchlichen, d.h. östlichen und römischen Zauberei kräftiger widerstanden als die klassischen, keltischen, karolingischen Stoffe, die bereits innerhalb der spätantiken Kultur fixiert waren und deren ganzen Wandel von Mythus zu Magie mit sich trugen. Die germanische Mär geriet erst verhältnismäßig spät, gleichsam mit noch selbständiger Jugendkraft in die spätrömische, spätgriechische, spätöstliche Bildungsluft, worin homerische, vergilische, lucanische, keltische, orientalische Mythen sich bereits vermischt und verwischt hatten. All deren Motive waren von vornherein im verwunschenen Wirkungsfeld des Imperium romanum. Die Germanensage trat virulent aus noch unberührtem Bezirk in das müdere Altertum. Daß Arminius als Sagengestalt verschollen ist, kommt vielleicht von seiner zu frühzeitigen Einbeziehung in die Reichsatmosphäre. Darum sind Odin und Siegfried, Dietrich und Etzel, Hildebrand und Kriemhild niemals so entstaltet worden wie Hek-

tor, Äneas, Herkules, Alexander, Cäsar, Artus und Karl.. diese samt ihren Paladinen Buhlen Hulden Rössern Waffen sehen einander zum Verwechseln ähnlich, d. h. sie haben die nämlichen Gaben, Zeichen und Begegnisse. Wenn Parzival und Tristan die ersten Menschengesichter in diesem ganzen Bereich tragen — auch sie noch genug umwölkt mit phantasmagorischem Behang — so verkündet das mehr ein Dämmern neuen Ich-erlebnisses in der Seele zweier großer Dichter als den Bestand der alten Mythenschau. Die französischen Artus-mären wenigstens haben nichts von Wolframs und Gottfrieds Seelenvision, und mit diesen sind wir ja auch schon an die Grenze gelangt wo die mittelalterliche Religion endet: sie sind Zeitgenossen des mittelalterlichen Ende- und Wendekaisers Friedrich.

Wie die mittelalterliche Literatur vorliegt, ist sie ökumenisch, d. h. näher oder ferner von der Kirche bestimmt, die noch minder als das Imperium irdisch sinnlichen Bindungen gehorcht. Ob ein klösterlicher Chronist Ortsgerüchte aufzeichnet, ob ein fabulierender Pfaff, Spielmann oder Ritter die der Kirchenhut entnommenen Berichte aus dem Altertum schmückt — immer wird entweder die letzte Form von der Kirche oder für die Kirche fixiert, oder der Stoff aus der Kirche durch die Kirche verteilt, und kein lokaler oder persönlicher Geist ist bis zu Friedrich II. stark genug, diesen Bann zu brechen, den Cäsar mit eigener Stimme zu beschwören oder als besondere Gestalt zu zeigen, trotz aller bunten und lauten Vielfalt seines Ruhms. Statt also einzelnen Cäsar-darstellungen oder -darstellern durch Zeiten und Länder nachzugehen, suchen wir die Entstehung des ökumenischen Ruhms in Schichten und Kreisen zu fassen, die Medien die ihn empfingen, hegten oder wandelten, und dann seine Erscheinungen, nämlich Stoff, Akt und Ergebnis seines Erscheinens.

Zwei Länder waren gleichsam durchtränkt mit dem Duft Cäsars, als germanische Scharen sich darin festsetzten: Gallien und Italien. Hier ist die dichteste, bodenwüchsigste Überlieferung gewesen, von hier aus hat sie die dünner imprägnierten Landschaften erreicht, entweder früh durch die Wanderer oder später durch die Bücher. Bis an die Schwelle der französischen Revolution, die viele Urerinnerungen übertäubte oder abtrug, haftete zäh das bäuerliche Cäsar-gedächtnis. „Bis auf meine Tage spürt man in Frankreich Cä-

sars Taten" bezeugt Napoleon.. Voltaire meint, man könne auf der Reise durch die französische Schweiz, Provence oder Bretagne, den Rhein entlang bis nach Flandern, ja in Südengland kaum einen Flecken finden dessen Bewohner sich nicht der Abkunft von Cäsar rühmten oder der Niedermetzelung ihrer Ahnen im gallischen Krieg. Noch Moritz Hartmann staunte bei seinem Gange durch keltisches Land daß die Nachkommen der alten Veneter sich ihrer Urheiligtümer berauben, um sie als Denkmale des Unterdrückers zu ehren, der überall als Gründer weiterlebt, selbst in Spuren der Verwüstung. Diese Erfahrungen von Reisenden gründen sich auf die mündlichen Berichte, die schwerlich den Chroniken entnommen sind, etwa durch geschwätzige Pfarrer, wichtigtuerische Schulzen oder den jeweiligen Dorfaltertümler. Vielmehr sind die Chroniken meist die mit Lektüre aus den Klosterbibliotheken mehr oder minder überkrusteten Niederschläge der alten Gerüchte. Ihre ersten Träger waren die besiegten Gallier. Diese unterste Schicht läßt sich aus den Aufzeichnungen nicht mehr geradezu entziffern, doch leicht erraten. Ein Gemisch von Haß und Scheu, Graus und Staunen, wie es im russischen Bauern Napoleon hinterlassen, muß der keltische Grundton jenes ersten Hörensagens gewesen sein. Wir vernehmen ihn noch in den Triaden des Taliesin, den welschen Druidenliedern Englands, auch hier gedämpft durch Ferne und späteres Wissen. Vielleicht liegt auch noch dem Bericht des Perceforest über Cäsars Tod (im fünften Buch der alten Chroniken von England) ein Nachgefühl dieser Schicht zugrunde.. die Ermordung gilt dort als eine Rache der besiegten Briten.

Darüber legte sich dann die Bewunderung und der Stolz der römischen Ansiedler oder der romanisierten Enkel, die den Erbauern der Kastelle Straßen Märkte Sicherheit und Wohlfahrt dankten und die Reichsordnungen des Kaiserfriedens genossen. Sie sammelten sich beim Provinzialkult des Kaiserhauses und seines Stifters und entsannen sich der gallischen Kriege wie einer fernen Mär. Der Eroberer wuchs oder verblaßte ihnen zum Wohltäter, dem göttlichen Julius, durch dessen Mühen sie jetzt teilhatten an der Pracht der Hallen Bäder Tempel, statt in Wäldern und Weilern zu hausen von Fehde zu Fehde. Etwa von des Augustus Herrschaft bis zu den Soldatenkaisern vermischte sich Cäsars Name mit

dem Kaisernamen überhaupt und die Cäsaren-inschriften und -bilder werden damals schon als Urkunden eines einzigen prachtvoll mächtigen, kaiserlich heilsamen Daseins gewirkt haben, worin Herr und Dynastie, schattenhaftes Andenken von Einst und Behagen im Jetzt sich durchdrangen. Über diesem marmornen Pomp schwebte das Wort Cäsar, zugleich Person und Zustand bezeichnend. Einzelne rühmten sich noch der Abkunft aus Cäsars Lenden und holten sich Ansehen aus göttlichem Ehebruch. Die Mehrzahl wird Julius und das Kaisertum allmählich verwechselt haben.

In diese Schicht reichen die Gründungssagen welche die germanischen Eroberer der Westlandschaften vorfanden und übernahmen. Ein ganzes Zeitalter sucht mythisch vereinfachend für seine Dauerdinge einheitliche Träger. So sind Salomon, Dschemschid, Herkules, Ramses, Sargon, Artus sinnbildliche Sammelherrscher geworden, und solch ein Zustandsname ist der Cäsar, der den Louvre und den Tower gegründet haben soll, Worms, Speyer, Boppard, Andernach, Jülich, Mainz, Oppenheim, Kastel, Tournai, Cambrai, Verdun, Gent, Worcester und viele einzelne Bauten von der Rhone bis zur Themse, wie lateinische Ortsjahrbücher einzeln oder deutsche Gedichte, besonders die Kaiserchronik, gesammelt sie erwähnen. Cäsar steht hier für das römische Kaisertum, und in diesen Grenzen enthalten solche Berichte noch Stimmung und Stimme seiner Untertanen. Dagegen geht die Gründungsmär von Florenz, von Frejus, Friaul und Sevilla geradezu auf das Ereignis und die Person selbst zurück, als echtes Wissen, nicht nur als dumpfes Munkeln. Die deutschen Fabeln von der Gründung Magdeburgs und Merseburgs, Wollins und Wolgasts mögen Erfindungen der Karolinger-, vielleicht erst der Ottonenzeit sein, nachdem Cäsar durch Karl zu einem Ahn deutscher Weltherrschaft geworden und die germanische Vorzeit in die dämmerige Kunde der Weltgeschichte miteinbezogen war. Vom Rhein flog über die germanischen Wälder und Gehöfte wohl schon seit Ariovist und erst recht während der Völkerwanderung unter manchem Geraun und Geklirr auch Cäsars Ruhm nordwärts. Als die Biographen des Bischofs Otto von Bamberg ihre Erinnerungen sammelten, fanden sie in Pommern ein dumpfes Gemisch von wendischen Mären und verwehten Gerüchten, das ihr Klerikerwissen über Cäsar sich auslegte als heidnischen

Götzendienst der Eingeborenen mit Cäsars Lanze und Säule. Die Herleitung Julins von Julius mag, ebenso wie die Benennung Dänemarks durch Cäsar in den Annales Ryenses und der Bericht der sächsischen Weltchronik vom Mondkult den Cäsar unter Dänen und Wenden gestiftet, der privaten Wortfabelei einzelner Pfaffen oder der späten Ansiedler-ruhmredigkeit entstammen. Die Geschichte von den Cäsar-fetischen der Wolliner läßt sich so nicht erklären. Vielleicht liegt eine Namenverwechslung des Gottes Julius mit einem wendischen Ortsgötzen vor — wenn man ein Sprengsel des Cäsar-kultes vom Rhein bis zur Ostsee unmöglich hält.

Was haben nun die schweifenden Germanen von Cäsars Spuren im Westen und Süden selbst noch bemerkt und verbreitet? Was war ihnen noch seit den Tagen der Römerkämpfe erinnerlich? Wir müssen sie uns nicht als eine geschlossene Masse fremder Verheerer denken. Ihre allmähliche Einrömerung, die freilich zugleich Barbarisierung des Südens war, währte Jahrhunderte, weniger als jähes Überfluten denn als langsames, immer dichteres Einsickern. Während dieses bald gleitenden bald stoßenden, bald friedlichen bald kriegerischen Vordringens ist den Germanen das Stammesgefühl und das Fremdgefühl verwirrt worden bis auf den heutigen Tag. Viele wußten selbst nicht ob sie Römer oder Germanen seien, viele waren stolz in diese reichere hellere feinere Welt einzugehen als Beamte (ambactus eines der ersten germanischen Worte in lateinischer Sprache, wie Kaisar eines der frühesten germanischen Lehnworte!) oder als Herren, als Nutznießer oder als Besitzer. Vielen blieben die Grenzen, Formeln und Künste der festeren engeren Südländer, vielen Rom und Reich an sich zuwider, und schon am Beginn der deutschen Geschichte finden wir neben dem Römerfeind Ariovist die Römerknechte Ubiens und die Römersöldner welche die Schlacht bei Pharsalus mitgewannen, neben Arminius den verrömerten Segest und den angerömerten Marbod, und so hinunter bis zu den Gotenkriegen, bis zu Stilicho, Aëtius und Theoderich. Indem die germanischen Heerkönige mit ihren Mannen die Trümmer des Reiches eroberten, besiedelten, durchsetzten, brachten sie den Zwiespalt zwischen Römerhaß und Römertreue, Südsehnen und Heimweh, Stammestrutz und Fremdelei schon mit und dieser bestimmte ihr Verhältnis zu Rom, zur

Kultur, zum Kaisertum. Über den keltischen Haß, den wir in kymrischen Bardenversen noch dunkel heraushören, und den gallisch-römischen Stolz der Gründungssagen schichtet sich jetzt, wahrnehmbar in den mittelalterlichen Chroniken, am deutlichsten in dem Annolied und der Kaiserchronik, der germanische Stammestrotz wider den Eroberer, zugleich mit dem Mannenstolz auf den mächtigen Heerfürsten, den sie dienend erhöhen, wie er sie erhöhte und aus ziehenden Horden zu Weltbesitzern machte.

Während die andern Cäsar-motive der gesamteuropäischen Literatur gemein sind, findet sich diese trotzig-treue, demütig-hochfahrende Haltung nur in der deutschen. Und wenn nicht jeder einzelne Bericht selbst über die Kriege gegen Germanen und mit Germanen, so doch ihr Stimmungsgehalt ist gefärbt von alter Erinnerung aus der Zeit des Ariovist und des Arminius. Schon der Gote Jornandes schlägt diesen eigentümlich germanischen Ton an: der Bezwinger des Erdkreises Julius Cäsar habe nur mit den Germanen nicht fertig werden können und sich mit ihnen schiedlich auseinandergesetzt. Das Annolied und die Kaiserchronik (von Jansen Enenkel aufgeschwellt mit privater Scholarenphantasie und -belesenheit) bewahren noch diese Gesinnung in ihren ungefügen Schlachtberichten. Obwohl die Poeten beider Werke den Cäsar erwähnen unter weltgeschichtlichem Blickpunkt in einem katholisch ökumenischen Schema, das sie nicht dem germanischen Gedächtnis danken, sondern der Klosterlektüre im Buch Daniel, im Augustinus oder Orosius, so werden sie doch erst warm, wenn die germanischen Hochgefühle ihnen aufsteigen, die Erinnerung an den tapferen Widerstand der deutschen Völker, an ihre Dienste beim Kampf Cäsars um das Reich und an ihren Lohn. Das Annolied, zum Preis eines Kirchenfürsten gedichtet, den es (nach Herders tiefem Blick) gleichsam als christliche Pindar-ode in einen Sagenraum stellt, enthält die Aristie der deutschen Stämme im Ringen mit dem Begründer des vierten Weltreichs, ihrem universalen Schutzherrn. Es ist eine geistliche Weltgeschichte der Deutschen.. durch Cäsar, den ersten Kaiser, fühlen sie sich Glieder der Weltgeschichte. Cäsar ist erst als Feind, nachher als Führer ihr Einbegleiter in das überstammliche Ganze, in das Reich, dem sie mit willigem Stolz wie mit eigensinnigem Trutz fortan angehören.

Einzelne Spuren dieser Gesinnung hielten sich in allen germanischen Ländern, auch in Flandern und England, ja sie geriet in dünnen Rinnsalen bis nach Skandinavien und Polen. Dort war sie nicht heimisch, sondern vom Rhein her gewandert. Sinnbildlich daran ist das Verhältnis der nördlichen Stämme zum universalen Reich, das der Stifter Cäsar verkörpert, und wie sein Leben schon die Motive der Kaiserzeit enthält, trajanische und neronische, konstantinische und justinianische, so hat er auch den Kampf und die Ehe der Germanen mit Rom bereits vorgebildet. Die Kaiserchronik und andere Kompilationen enthalten noch Nachklänge der frühen Schwingungen, unbeschadet der späteren Herkunft der Zeugnisse, worin wir nur die verschiedenen Erinnerungsschichten, nicht die einzelnen Vorlagen und Verfasser aufsuchen.

Als dann die Germanen unter ihren Heerkönigen von Theoderich bis Karl die Herren des Westreiches, zumal Italiens, und aus schweifenden Eindringlingen Besitzer und Bebauer geworden, da mühten sich mindestens ihre Führer um eine dauernde Aneignung der in Schriften, Bauten und Gesetzen erhaltenen antiken Bildung, die hauptsächlich im Verwahr der Kirche oder vom Osten her in byzantinischer Fassung herüberstrahlte. Im Ausgleich dieser Mächte, Germanen, Kirche, Byzanz, besteht wie die höhere Geschichte des Mittelalters überhaupt auch der Hauptgehalt der mittelalterlichen Cäsar-literatur. Zu dem gallischen Grundgedächtnis und den germanischen Wandererinnerungen mischt sich nun die schriftliche Kunde, getragen und mehr oder minder dumpf durchdrungen vom nie ganz entkräfteten Kaisernamen, der über dem Weltgeschehen, auch der Völkerwanderung, schwebte. In Rom selbst bestand noch eine frischere Lokaltradition aus der Cäsar-zeit als in Gallien und am Rhein, ruhmvollere Stätten, pralleres Gedächtnis. Was die mittelalterlichen Pilgerbücher, die Mirabilia Urbis Romae oder die Graphia vom Cäsar-tempel, Cäsar-palast, Mutatorium Caesaris und von der Agulia fabeln — dem Obelisk mit der edelsteingeschmückten Goldkugel, dem Grab für die Asche des Weltgebieters — das sind entstellte Stadtmeinungen der letzten Kaiserzeit. Auch sie gab man den Eroberern zunächst weiter von Mund zu Mund. Reichlicher durch Umfang und Inhalt ward die Schrift. Boethius und Cassiodorus geben einen Begriff welch lebendige, wenn auch kaum

mehr schöpferische Treue zum Altertum die Goten in Rom noch vorfanden. Auch Cäsar ist diesen beiden geläufig bis in seine Meßkunst und Stilistik hinein. Theoderich, der herrliche Vorläufer Karls (doch ohne solch sicheren Rückhalt in einem nahen Stammland) konnte zugleich germanischer Herzog und römischer Patrizius sein unter Wahrung ihrer beiderseitigen Würden und Pflichten. Dazu hat er der erreichbaren Bildung sich bemächtigt. Die Spannung die seine Seele aushielt, ohne zu zerreißen, hat das Leben seiner lateinischen Ratgeber zerstört und sein Werk gefährdet. Seine Goten folgten ihm nicht gern in seinen tragischen Bemühungen um Ausgleich der nördlichen Stärke mit dem südlichen Wissen. Was seinem vorwegnehmenden Genius versagt war das gelang der zäh und gründlich sickernden, leise dringlichen und wandelnden Gewalt der Kirche und den Einflüssen aus Byzanz: die allmähliche Durchsetzung der Stammestriebe und -gewohnheiten mit universalen, d.h. antikischen Kenntnissen und Vorstellungen.

Dieser Vorgang zieht sich schwer greifbar durch Jahrhunderte. Man muß ihn aus Niederschlägen ablesen die ihn nicht unmittelbar enthalten als lebendige Gewächse, wie die Werke gestalterischer und ausdrucksfrischer Zeiten, sondern aufbewahren wie Versteinerungen. Annolied und Kaiserchronik, Libro imperiale, Intelligenza, Fatti dí Cesare, der Dante-kommentar des Benvenuto von Imola, Jehan de Tuims und Jacot de Forests Cäsar-romane, das spanische Libro de los enxemplos, die Welt- und Stadtchroniken der verschiedenen Länder, kurz die europäischen Cäsarschriften von der Ottonen- bis zur Stauferzeit geben nicht nur die regen Atemzüge der Jahrzehnte da man sie schrieb, die Fabel- und Wundersucht, den ritterlichen Abenteuergeist des Kreuzzug-orients, sondern auch die Sedimente des karolingischen Bildungsprozesses. Wie die Stadtsagen in gallisch-römische Schicht, die Stammsagen in die Grenzkriege des Imperiums und der Völkerwanderung, so reichen die Berichte über Cäsars Leben Herrschaft Tod und Begräbnis und vereinzelte Anspielungen darauf bei den mittelalterlichen Chronisten und Poeten zurück zu den Lenkern und Lehrern der Christianisierung und Romanisierung

Der dumpfe Bildungstrieb, der Drang aus dem Dunkel ins Helle, der schon im erleuchteten Goten unruhig ausgriff, kam mit Karl

dem Großen zu Bewußtsein und willentlicher Macht. Sein erneuertes Kaisertum, gestützt auf die fränkische Herrschaft in Gallien, ward die universale Mitte, seine Klöster und Pfalzen wurden die lokalen Herde für alles Verlangen nach Schrift und Lehre. Denn dieser grundmenschliche Durst nach Schrift an sich, die Andacht zum festen Buchstaben hat die alten Autoren gerettet, unabhängig von ihren oft fremden Inhalten, trotz deren heidnischem, kirchenwidrigem Sinn. Keine Barbarei, kaum die hunnische, hat dies greifbare Leitseil des Geistes je zerrissen, soviel auch dran gescheuert und gedröselt wurde. Handschriften von Klassikern, zumal solchen die den Kirchenhirten durch Form oder Stoff noch etwas sagten, besonders Vergil der Poet, Cicero der Sittenmeister und Redner, und Livius der Historiker des Weltreichs, blieben in den Bischofsitzen und Klöstern bewahrt. Als die kriegerischen Horden sich sittigten, von ihren Herzögen herunter, welche ahnten daß Wissen Macht oder Zauber sei oder zum Heil führe (dem unheimlichen Lohn oder Schreck der christlichen Seelenräte) da fanden sie in den Schreinen der Kirchen die alten Buchstaben und lernten daran lesen, schreiben, sprechen und denken. Ihr eigener Geist erwachte langsam daran, bis er endlich den fremden selbst erweckte, nämlich ihn deutete nach seinem eigenen Bilde.

Die mittelalterlichen Cäsar-werke der europäischen Länder sind Bearbeitungen des Tatsachenstoffs den ihre Verfasser in den Handschriften der Klöster fanden. Was darin nicht Kompilation und Übersetzung bleibt das gehört entweder jenen früheren Erinnerungsschichten an, wie die Gründungsmären und die Stammeskampfberichte, oder der Fabelei einzelner Abschreiber wie die Übertragung von Alexander-zügen, Cäsars Kampf mit Gog und Magog, seine Herrschaft über England und Deutschland und Ungarn bis nach Indien, seine Siege über Goten und Garamanten. Manchmal haben auch Gedächtnis- und Lesefehler neue Fabeln gezeitigt, die unperspektivische, zeitfremde, kausalitätslose Empfängnis, die nur Einzelheiten auffaßt, verwirrt und vertauscht. Wer weiß wie ein lebhaftes Kind den gehörten oder gelesenen Bericht über ihm fremde Dinge nacherzählt, Namen entstellt oder verwechselt, das Vernommene durcheinander mischt oder aufputzt, mit losen Vorstellungen und Klängen schaltend, der begreift wie Cäsar mit der

Fee Morgane oder der Herrin der Insel Nascosta den Elfenkönig Oberon zeugen oder von Vergils Freunden ermordet werden konnte, weil seine Tochter den Poeten zum Gespött gemacht, oder von den Ahnen des Ganelon (nach einem Wink aus dem Rolandlied). Die meisten genealogischen Fabeln über Cäsars Ahnen oder Enkel stammen aus solcher kindlichen Verknüpfungslust. Ein Hüon-gedicht macht ihn zum Sohn der Feenkönigin Brünhilde und zum Enkel des Judas Maccabäus, eine isländische Saga zum Vater eines Schwanenritters, in die rheinische Lohengrin-mär spielt er herein, der und jener Held französischer Romanzen wird geschmückt mit dieser Abkunft, ja selbst der heilige Georg. Einen triftigeren Grund haben vielleicht römische Adelshäuser, wie die Colonna, sich vom ersten Kaiser herzuleiten: doch reine Phantasieprahlerei sind die Stammbaumlisten die Cäsar zum Ahn von vielen Päpsten, Kaisern und Königen machen. Ein Lesemißverständnis ist vielleicht die durch das ganze Mittelalter gehende Überzeugung daß Cäsar das Ihrzen eingeführt habe. Wie Kinder jeden Märchenzug mit jedem vermählen, so sind auch die Gedächtnismassen des Mittelalters ein allgemeinsamer Phantasienschatz, woraus jeder nach Laune, Stunde, Stand oder Talent sich Motive holt oder zufallen läßt. Gerade je strenger und enger das Denken und Wollen durch unüberschreitbare Zaubergehege, durch magisches Gefüge gebannt war, desto loser erging sich innerhalb dieses Bannes die Einbildungskraft. Die Denkvorgänge des Kindes sind zwanghafter als die des Erwachsenen, doch seine Seeleninhalte minder an die Gesetze des Denkens gebunden.

Die Phantasiearbeit an den schriftlichen Vorlagen wird oft gelenkt von der Standesgesinnung: wenn im französischen Cäsarroman des Pompejus Untergang als Gottesstrafe für die Schändung des Tempels in Zion erscheint, so merkt man den geistlichen Verfasser. In den späteren Gedichten riecht man überall den Duft des Rittertums. Wir suchen die Geistesgeschichte des cäsarischen Ruhms, nicht die Literärgeschichte der Werke und Verfasser, und da er in dieser Zeit rituell und kollektiv, kaum national und individuell bedingt ist, müssen wir, nach seinen Schichten, nur noch seine uns zugänglichen Erscheinungsarten feststellen.

Die Schriften mit denen sich seit der germanischen Empfäng-

TAYLOR INST. OXFORD

nis kirchlicher Bildung das Andenken Cäsars entweder chronistisch fristete oder phantastisch spiegelte waren Lucans Pharsalia, Cäsars Kommentarien samt ihren Anhängen und Sueton, vielleicht noch Stücke aus Sallust, Vergil, Florus, Orosius, Eutropius — jene drei Corpora bilden die Hauptmasse. An sie schossen die vorkarolingischen und heidnischen Erinnerungen an und durchsetzten sie. Die lateinschreibenden Chronisten hielten sich möglichst nah an die Vorlagen und trugen etwaige Ortssagen mit anspruchsloser Sorgfalt ein. Bei der Übersetzung und erst recht bei der poetischen Zurichtung wurde die Phantasie frei. Die geistlichen Chronisten, der lateinischen Sprache verbunden, wollten zumeist Geschehnisse berichten, wie sie in diesem ehrwürdigen Mittel ihnen geboten waren, fast ohne selbständige Teilnahme an andern Inhalten als geistlichen oder gegenwärtigen. Abschreiben war an sich ein rituelles „gutes Werk", weniger auf Vorstellungen als auf Gedächtnisformeln kam es ihnen an. Selbst ein Otto von Freising überbaute den chronikalischen Stoff mit einer davon unabhängigen Gottesreichslehre, die den Stoff nicht verwandelte. Nur wo seine eigenen Augen ihm schon den Stoff sammelten, hat er eigene Ansicht, nur dort wird seine Chronik Geschichte. Die alte Geschichte leiht ihm starre Zeichen, Formeln, Daten und Beispiele für seine Kaisertheologie, wie einst dem größeren Genius des Augustin für seine Gottespolitik.

Auf dem Stande der westlichen Kloster-annalistik verweilt, nur mit mehr Stoff und gewandterer Rede, die byzantinische Altertumskunde. Sie dörrt die antiken Historiker zu Zeitbüchern ein, wie Johannes Malalas, Syncellus, Johann aus Sizilien, Nicephorus, Cedrenus, Michael Glykas oder die Reimer Constantinus Manasses und Ephraemios. Cäsar ist darin der Gründer des Kaisertums, seine Taten werden kurz aufgezählt.

Soweit geistlicher Sinn die Gemüter band und eine Kirchensprache das Mittel der Überlieferung war, blieb Cäsars Geschichte auf Formeln und Zeichen abgezogen. Mit den Volkssprachen erwacht zwar noch nicht der Sinn für geschichtliche Besonderheit: doch statt der befangenen Chronistik, welche Fakten feststellen, d. h. benennen und bewahren will, finden oder schaffen oder ermuntern sie ein Geschlecht von Fabulisten, welche Abenteuer schildern, ge-

mäß ihrem eigenen weltlicheren Drang, und diesen ist dazu jede Überlieferung willkommen, auch die antike.

Die Chronistik kommt nicht nur aus Klöstern, die Fabelei nicht nur aus Pfalzen oder Burgen, zumeist jedoch scheiden sie sich nach diesen Stätten. Die einen üben das Überliefern und Berichten als frommen Dienst Gottes, die andern das Erzählen oder Besingen als frohe Gabe oder Not ihres Standes. Gemeinsam ist ihnen die Willkür gegenüber den Stoffen, weil ihnen entweder ihre geistliche Pflicht oder ihr ritterliches Spiel gebietet.. keiner will vergangenes Wesen oder Geschehen um seines Eigenwertes willen künden oder zeigen. Daher die Vertauschbarkeit aller Motive bei der Starrheit aller Vorstellungen. Wenn der Antike Wesen als einmalige unverwechselbare Gestalt erschien, so erscheint es diesem Mittelalter in dauernden Eigenschaften mit wechselnden Beziehungen, Namen, Dingen. Verschieden sind die Beziehungen worunter man Cäsars Eigenschaften gewahrte, die Ordnungen denen man sie einreihte: universale, nationale, lokale.. geistliche, städtische, ritterliche. Die Eigenschaften selber (eben die mittelalterliche Wahrnehmungsform für Wesen überhaupt) blieben gleich, im universal gerichteten Annolied wie in den heimatstolzen Gesta Trevirorum, beim geistlichen Ekkehard von Aura wie im weltlichen Libro imperiale, unabhängig von den Vorlagen. Aus Lucan lesen sich die Abschreiber dieselben Eigenschaften wie aus Cäsars Kommentarien. Die Taten dagegen wandelten sich als unwesentlich, unwesenhaft, je nach Gedächtnis, Phantasie, Laune.. mehr bei den weltlichen Fabulisten als bei den geistlichen Chronisten, die durch Sprache und Schrift strenger gebunden waren. Doch auch diesen lag mehr am Überliefern als am Überlieferten. Lucans rhetorische Instrumentation, die Stimmung der Trauer, das Pathos der letzten Römer, sein Schicksalsgrauen gingen bei sämtlichen Bearbeitern verloren. Schicksal wird nur dort erlebt wo das Ich als Entelechie wacht: in einer Welt der Vorsehung, der vertauschbaren Eigenschaften, des Märchens gibt es kein Schicksalsgefühl, keine Tragik. Auch wo in den mittelalterlichen Cäsar-geschichten Schrecknisse erzählt werden, bleiben sie nur märchenhaft und erstaunlich. Sie haften nicht an verantwortlichen Seelen, sondern widerfahren wie Unfälle. Die Notwendigkeit, die Einheit zwischen Sein und Ge-

schehen ist aufgehoben. Sünde und Strafe sind in der Märchenliteratur Einzelakte die sich magisch aufeinander beziehen, nicht wie Seele und Schicksal zwei Wirkungen derselben Wesenheit. (Auch durch ihre Schicksalsfülle unterscheidet sich die germanische Heldensage von allen Mären die das Mittelalter schon dem Altertum entnahm.) An Stelle des Schicksalschauders tritt das Staunen vor dem Wunder und die Angst vor dem Zauber. Taten und Eigenschaften werden nicht als menschliche Seelengesetze empfunden, nur als das Gebot oder Spiel des unerforschlichen Gottes. Der Reiz auch der Cäsar-mären nach Lucan ist nicht mehr das Grauen vor dem allgegenwärtigen Verhängnis großen Daseins, das sich in der Zeit auswirken muß, sondern die Spannung auf das von Menschen Unvorsehbare, immer neu Befremdende. Jeder Nu ist fertig in sich und durch keinen Zwang an die früheren gebunden.

Cäsar ist im mittelalterlichen Gedächtnis ein Zaubername, dem sich Vorstellungen bestimmter Eigenschaften und unbestimmter Taten ansetzen. Die Taten wurden entweder durch Gerüchte oder durch Schriften aufbewahrt.. die Eigenschaften waren vor ihm da als Universalia, welche man in jedem wiederfand und von jedem forderte dessen Name bezauberte. Cäsars Ruhm gründet sich auf das Kaisertum, und zwar auf seinen Besitz wie auf seine Erringung: er gilt als der erste römische Kaiser oder als der Held der die Weltvogtei sich durch Kriege erobert. Drum begleiten ihn die Eigenschaften die diesem Amt gebühren, und diejenigen die zum Kampf um dies Amt nötig waren: Tugenden des kaiserlichen Habens: Macht Pracht Reichtum, und Tugenden des heldenhaften Seins: Tapferkeit Milde Weisheit. Die universalen und die stammlichen oder ständischen Gesinnungen sondern sich hier: die Geistlichen wiesen mehr den Träger des geheiligten Amtes, die Rittermären den Streiter und seine Fehden. Doch ist auch in den geistlichen Zeugnissen durch Aufnahme frühgermanischer Erinnerungen manches Reckentum wachgeblieben, zumal im Annolied und der Kaiserchronik. In den italienischen und französischen Cäsarromanen schillern beide Sichten ineinander. Der Ausgangspunkt ist wie bei den Alexander-romanen — ihren Wegbahnern und Mustern — Cäsars Welteroberung: „Il conquist toute le seignorie dou

monde." „Ensi fu Cesar empereres de Rome et li plus poissans princes dou Monde, car il en ot bien desous lui les trois parties, k'il ot toutes conquisses." Einleitung oder Ausgang fast aller Gedichte über Cäsar enthält solche Formeln, um seine Anwartschaft auf die Erzählung seines Lebens zu begründen. Doch wie Alexander ist er in seinen Romanen weniger der fertige Welteroberer als der gewaltige Ritter der Fehden führt und Länder durchzieht, wenn auch seine Taten nicht so von Wunderdingen strotzen. Die Romane sollten spannende Abenteuer berichten.. die Eigenschaften werden weniger gezeigt als vorausgesetzt. Weil Cäsar und Alexander berühmt sind, meldet man von ihnen: ihre Taten aber dienen nicht so sehr der Darstellung des Gefeierten als dem Märchengeschehen, fast ohne Rücksicht auf den Helden. Berühmtheit ist Vorwand oder Anlaß zu Helden-, Herren- und Rittermären.. deren Grund ist die Lust an bunten Dingen und Vorgängen. Ruhm ist die erste Tugend Cäsars, alle anderen leiten sich daraus ab oder erscheinen durch sie. Berühmtheit ist nicht wie im Altertum Schicksal sondern Eigenschaft.

Mit Alexander und Karl zusammen ist Cäsar wohl der meistgepriesene weltliche Name des europäischen Mittelalters. David und Salomon aus der Bibel, Artus aus der Sage reihen sich als Herrschermuster an und eine wechselnde Schar von fabelhaften Rittern. Cäsar ist sprichwörtlich wie die Genannten, weniger durch die Breite der Einzeltaten als durch die Höhe seiner Haupttat, die Gründung des Reichs. Alexanders Ruhm besteht in vielen farbigen Wundern, der Cäsars in einer erhabenen Würde. Karl und Artus verbinden beide Ehren, weniger Vollbringer als Befehler zahlloser Züge, weniger die Erringer als die Besitzer der höchsten Kronen — bunter als Cäsar, dichter als Alexander, doch minder universal als beide durch Raum und Bewegung. Übrigens hatte jeder seine eigene Wirk- und Merkwelt, und wenn sich ihre Strahlen auch kreuzten, so bestand doch im Mittelalter kein eigentlicher Agon der Helden, wie er nur in einer Gestaltenwelt, nicht in einer Zauberwelt möglich ist. Vergleiche wie die Plutarchs haben keinen Grund, wo der Gedanke der persönlichen Größe fehlt und nur vertauschbare Größeneigenschaften ihre Träger suchen. Auch die Turniere erproben nicht die persönliche Kraft sondern die ständi-

sche Würdigkeit, nicht den Kämpfer sondern den Kampf. Wenn die meisten Gedichte ihren jeweiligen Ritter oder König als den ruhmreichsten weisesten mächtigsten tapfersten, ihre Dame als die züchtigste und schönste, ihre Kämpfe als die wildesten und ihre Riesen als die stärksten anpreisen, so ist das zumeist übliche Werbe-rede, höhere Marktschreierei, seltener feststehendes Werturteil. Bei Alexander kommt noch die Überlieferung der spätantiken Rhetorik dazu: Walther von Chatillon und andere leiten ihre Alexander-mären ausdrücklich mit dem vergleichenden Lob und der Erhebung dieses Helden über etwaige Nebenbuhler ein. Der Pfaffe Lamprecht zieht als Geistlicher noch den heiligen Salomon dem irdischen Weltstürmer vor. Eine eigentliche Rangordnung bestand nicht, jeder gerade gegenwärtige Name konnte zum Inbegriff aller preiswürdigen Gaben werden.

Das Gewicht eines Ruhms ermißt man eher an sprichwörtlichen Erwähnungen oder Zusammenstellungen als an den Lobworten der Schreiber. Statt des personalen Wettstreites kannte das Mittelalter die rituelle Auslese und Stufung, einen geschlossenen Kreis von Würden, wie die zwölf Tafelgenossen oder Paladine oder die neun Tapfern.. statt der Urbilder und Vorbilder menschlichen Wesens suchte man Muster menschlicher Tugenden und Verhaltungsarten. Cäsar ist einer dieser allegorischen preux oder worthies geworden neben den Heiden Hektor und Alexander, den Juden Josua, David, Judas Makkabäus, den Christen Artus, Karl, Gottfried von Bouillon (besonders prägnant in Caxtons Vorrede zum Artus-roman). Manchmal (noch in Shakespeares Loves Labours Lost) ersetzt ihn Pompejus — vielleicht eine Wirkung Lucans.. vielleicht eine geistliche Reminiszenz: Tertullian rühmt einmal den Pompejus als den Inbegriff römischer Großheit sprichwörtlich unter den alten Helden und verschweigt dabei den Cäsar. Die romanische und britische Literatur bis in die Renaissance spielt gern mit dieser Neunzahl, in der deutschen fehlt sie, doch bezeugen die Runkelsteiner Fresken ihre Kenntnis. Chaucer hat sie noch einzeln gefeiert, und unter Karl VIII. von Frankreich ist ihnen ein eigenes Buch gewidmet, Triumphe des neuf preux. Beliebter waren sie in der Bildkunst als langgehegtes, viel abgewandeltes Schmuckfigurenmotiv. Noch in den französischen Spielkarten des 15. und 16. Jahrhunderts

leben die neun Helden weiter, Cäsar, Karl, Artus, Alexander oder David als Könige, Hektor, Gottfried u. a. als Buben.

Hat Cäsar unter den gewaltigen Neunen seinen Dauerplatz, so fehlt er auch selten in irgendeiner Reihe von Ruhmtypen musterhaften Heldentums. Am meisten wird er mit Alexander genannt, zumal in romanischen und englischen Schriften, wo die klassischen Formeln des Altertums lebhafter nachklangen. Doch auch in Deutschland ist diese Paarung geläufig. Sie muß nicht auf Kenntnis des Plutarch oder Appian oder des Vellejus zurückführen, sondern ergab sich von selbst aus der Dauer der wenigen weltlauten Namen. Mit besondrem Nachdruck mißt Petrus von Ebulo seinen Kaiser Heinrich VI. an Alexander, Salomon, Julius als den höchsten Herrschern. Ebenso natürlich führt Cäsar die Reihe der guten Kaiser an oder vielmehr die Reihe der kaiserlichen Tugenden. „Julii strenuitas, felicitas Augusti, Titi liberalitas, innocentia Trajani, Constantini fides, Theodosii poenitentia, magisterium Justiniani, Caroli magnanimitas, facetia Henrici" rühmt die Chronik des Radolf. Im Frühmittelalter schon wird Cäsar für Kleriker, die als Lehrer oder Zehrer unter der Barbarei hoher Herren zu leiden hatten, ein willkommenes Muster des Schwertgewaltigen der die Wissenschaften ehrte und pflegte, bald neben Alexander und Salomon, bald neben Augustus und Karl. Mit Augustus und Alexander zusammen bleibt er eine stehende Mahnung der Literaten an die Gönner, von den Fürstenspiegeln des Johann von Salisbury oder Giraldus von Cambrai an bis zu den Widmungsbriefen der Renaissance, des Barock, des Rokoko. Doch erst die Renaissance hat diese Seite seines Ruhms voll beleuchtet.

Als ein typischer Gewaltiger des Herrn ziert Cäsar die Memento-mori- oder die Vanitas-litaneien womit die Grabesprediger die weltlichen Gemüter schreckten. Diese Reihen sind willkürlicher, minder geschlossen als die Runden der großen Helden und vereinigen allerlei Ruhmsorten: nicht nur Alexander, Hektor, Cäsar, Artus und Karl, sondern auch Hannibal, Achill, Paris, Vergil, Tullius, Methusalem, Josua, Holofernes u. a. Cäsars Namen und der Alexanders sind dabei unvermeidbar als feierlicher Klang für die Pracht der Welt und ihre Vergängnis.

Außer der sprichwörtlichen Verbreitung dieses Namens wird sein

Ruhm noch ausdrücklich als solcher gefeiert in lateinischen Hexametern des Klerikers Stephan von Rouen, aus der Zeit Barbarossas. Als habe der Kampf des gewaltigen Kaisers mit dem gewaltigen Papst die Zunge gelöst, ertönt aus diesem Bereich ein vollerer Anruf der Cäsaren-glorie:

Clarus hic eloquio sensu virtute triumphis,
Clarior in mundi climate nemo fuit.
Miliciae probitas, decus orbis, luxque sofiae,
Regum sol radians fulguris instar habens.
Nascitur imperii Romani splendor ab isto
Romulidae laudis Caesar origo fuit.
Splenduit in tantis personis gloria mundi...

Das sind Vorklänge zum Kaiserton Friedrichs II.

Cäsars Gesamtruhm, am Namen haftend, hat mancherlei Farbe. Cäsar ist entweder der prächtige mächtige reiche Gebieter, magnus magnificus potentissimus, der hêriste, der tiurliche, li plus poissans princes dou monde, der prunken durfte:

O gloria, o pompa, o fama,
O regno, o stato, o auro, o monarchato

oder er ist der tapfere Kriegsheld: vir quo nunquam bello magis enituit, der Bezwinger zahlloser Völker und Eroberer vieler Länder, edel, mannhaft, ‚kuon, stritbar, vrum, vermezzen, preux, acerrimus, strenuus.. oder endlich ist er der Weise, Gelehrte, Milde, geschmückt mit den Gaben und Künsten des Friedens. Der Ruhm des Herrschers ist der geistlichen und ritterlichen Gesinnung gemeinsam und haftet an seinem Amt.. der des Helden und Kaisers wird meist, wennschon nicht ausschließlich, von Rittern und für Ritter formuliert.. der des Weisen und Gelehrten, ohnehin weniger der populären Vorstellung geläufig als dem Plinius, Solinus, Boethius nachgeschrieben, von Geistlichen. Geflissentlich im ritterlichen Sinn betont wurde Cäsars Freigebigkeit: war er überhaupt zu einem Muster der Ritterschaft geworden, so konnte ihn besonders diese Tugend schmücken, die nötigste für die Schicht welche die Muster fixierte. Die schon im Altertum bewunderte Clementia Caesaris bekam im Mittelalter wohl hie und da die christliche Farbe der Lang-

mut, ja der Demut. Sie wird etwa erläutert mit seiner munteren Abfertigung des Ritters der seine Abkunft von einem Bäcker verhöhnt, oder eines Soldaten der seiner Glatze spottet, oder eines Bürgers der ihn Tyrann schilt. Noch in Gowers confessio amantis läßt er sich geduldig die Vorwürfe eines armen Ritters gefallen. Doch schon diese Gelassenheit ist, ebenso wie seine Gerechtigkeit in einer Anekdote der Gesta Romanorum, nur willkürlich an seinen sprichwörtlichen Namen geraten: er steht hier eben als Sittenmuster für Gebieter.

Man sollte meinen, der Kampf zwischen Kaiser und Papst müsse auf den Gründer des Kaisertums rückgedeutet worden sein und sein Bild je nach dem Standpunkt der Parteien entstellt oder verklärt haben. Das ist nicht der Fall. Zunächst war Cäsar im eigentlichen Mittelalter kaum ein Bild sondern ein Name, dessen ritueller Zauber nicht abhing vom Zank der Ämter. Die wenigen gehässigen Erwähnungen Cäsars im Hochmittelalter stammen aus der Scholastik von papistischer Seite, nicht aus papistischem Grund sondern aus dem Erwachen des selbständigen Moraldenkens gegenüber dem befangenen Namen- und Zeichenglauben. Ein Anselm von Canterbury oder Alexander Neckham entnehmen den Alten moralische Begriffe statt bloßer Eigenschaftsvorstellungen. Wenn Cäsar ihnen als Tyrann galt, so konnte das im Kampf des Papsttums gegen kaiserliche Ansprüche verwendet werden: für Anselm ist Cäsar mit Nero und Julian zusammen einer der drei Widerchristen, Vorgänger des Widerpapstes Heinrich IV. Doch nicht Anselms Papismus hat ihm dies Widerchristentum deutlich gemacht, sondern sein religiöses Sinnen. Die christliche Richtung an sich entfremdete ihm den Weltgebieter und Weltgenießer. Auch bei den Fabulisten wird gelegentlich Cäsars Wollust erwähnt, doch ohne Zorn und Makel. Auch Tugenden und Laster waren der populären Vorstellung des Mittelalters keine Gegenstände des moralischen Nachdenkens, keine Ideen im platonischen, noch weniger Ideale im heutigen Sinn, sondern magische Wesenheiten die sich niederließen auf gefeierten Namen. Der Klang dieser Namen wurde nicht durch Moral oder Urteil sondern durch Gedächtnis und Phantasie bestimmt. Die Scholastik lockert von einer Seite her diese magische Bindung der Phantasie und fördert die Wiederkunft

der gesamtmenschlichen Regsamkeit durch das Denken, wenn auch ihr Denken innerhalb des magischen Gefüges der Kirche blieb, ja eben dies zum Anlaß nahm. Im Denken selbst lag eine Zersetzung der gläubigen Zeichenfeier, die Gefährdung der Andacht zu den phantastischen Weihen. Wenn Scholastiker zuerst den Cäsar christlich sittlich rügten, so beginnt damit von fern die Kritik, die in der Renaissance ihn zugleich erlöste und entzauberte, der spätere republikanisch-moralische Cato-kult, kirchlich gestützt zunächst noch auf Augustinus.

Gegen eine Cäsar-feindschaft aus Papismus spricht daß kein Papst im Kampf gegen das Kaisertum sich der moralischen Einwände gegen Cäsar bediente, ja daß so entschiedene Papisten wie Stephan von Rouen oder Johannes von Salisbury zugleich leidenschaftliche Bewunderer Cäsars waren, oder gar Thomas von Aquin duldsam gegen den Cäsar-kult. Eher waren die imperialen Päpste noch geneigt die Kaiserglorie womit ihre Widersacher prunkten selber zu übernehmen, so wenn Bonifaz VIII. dräut: „Ego sum Caesar, ego imperator." Umgekehrt hat Friedrich II. für sein Amt die geistliche Weihe angesprochen. Die Gemeinsamkeit des Imperiums und des Pontifikats in Cäsars Kaisertum war beiden Mächten kaum bewußt, doch liegt Sinn darin wenn beide das Ganze heischten. Am stärksten regte sich das Gefühl der ursprünglichen Einheit in Friedrich II. Doch wie auch er niemals das Papsttum als Weihe sondern nur die Päpste angriff, so hatte kein Papst Grund den magischen Stifter des Kaisernamens selber zu schmähen, wenn er des Kaisertums Grenzen abstecken wollte. Ja, es war bedenklich im Krieg wider die Salier und Staufen an den Julier zu erinnern, der ihre Ansprüche berechtigen konnte. Es war leichter aus römischen Kaisererinnerungen päpstliche Rechtstitel abzuleiten (wie aus der Donatio Constantini) als die altheilige Kaiseridee des Cäsar und Augustus selbst zu entwerten. Man begnügte sich mit Entwertung der gegenwärtigen Träger. Der Kampf um Cäsars Wert ging nicht vom Papsttum aus sondern vom neuen Stadtbürgertum, welchem die erwachende Bildung die sittlichen und die staatlichen Einwände gegen ihn bot. Die neue Art cäsarischen Ruhms — denn sogar Fluch ist bei mächtigen Namen nur eine andere Form der Feier — beginnt auch hier unter dem zweiten Friedrich, der die zauberfeind-

lichen Gegenkräfte geweckt hat. Er hat den phantastischen Zauber des Cäsar-namens auf das höchste gesteigert, doch auch das Denken und Wollen gereift das sich magischen Banden entzog. Eh wir die Entzauberung des Cäsar-namens betrachten, die zugleich Wiederkehr der Cäsar-gestalt und Wertung seiner Geschichte bedeutet, werfen wir noch einen Blick auf die kirchliche Abwehr und den kaiserlichen Dienst dieses Zaubers.

Nicht gegen Cäsar als Kaiser oder gar als Person, die sie ja nicht wahrnahm, hat die Kirche sich gesträubt sondern gegen die Werte von dieser Welt, die sein Name bejahte. Daß er aufzog unter den sprichwörtlich Großen, Schönen, Starken, Reichen, Weisen, die alle sterben müssen, das durften wir noch als ein Zeugnis seines Ruhmes buchen. Doch die Memento-mori-gesinnung selbst war keine Spielerei, und mit der irdischen Nichtigkeit der Cäsarenpracht nahmen es die mittelalterlichen Mahner ernster als etwa die barocken unter Ludwig XIV.: ein Bossuet benutzte die geistliche Warnung vor dem Königsprunk, um ihn erst recht glorreich auszumalen. Das Mittelalter hat eine echte Wollust in der Ausschmükkung des Grabs, und selbst in die weltliche Mär dringt diese Verdüsterung und Abkehr überall ein. Die Reden der Weisen über Alexanders Leiche sind der unumgängliche Abschluß, ja die Vollendung seiner Weltherrschaft.. er scheint nur so hoch gestiegen, um die Eitelkeit aller irdischen Größe desto eindringlicher zu zeigen.

Auch Cäsars Taten sind kaum so liebevoll ausgeschmückt worden wie sein Begräbnis: seine Siege Eroberungen Abenteuer sind Geschichten zum Ergötzen und Staunen der großen Kinder.. sein Grab ist die ernste Lehre. Der Vers auf der goldnen Kugel die seine Asche umschließt (zuerst als Grabschrift Heinrichs III., dann Lothars II. bezeugt, wahrscheinlich aber schon älterer Herkunft) wird immer wieder abgewandelt:

Caesar, tantus eras quantus et orbis
Sed nunc in modico clauderis antro.

Mehrere italienische Gedichte des Spätmittelalters sind erbauliche Vers-predigten über diesen Text. Noch Chaucers Stanzen verbinden den erzählenden Lobspruch mit der mahnenden Leichenrede. Petrarcas Trionfo della Morte (worin Cäsar selber freilich nicht

erwähnt wird) leitet diese Stimmungen in die künstlerische Vorstellung und elegische Betrachtung der Renaissance hinüber, aus der sie uns noch vertraut entgegentönt in Hamlets Friedhofseufzer:

Imperial Caesar, dead and turned to clay...

Das Begräbnis Cäsars selbst wird sehr verschieden ausgestattet, je nachdem mehr die ritterliche Freude an weltlichem Pomp oder die Lust an Todes- und Staubesbildern überwiegt. Die lateinischen Quellen geben die Tatsachen plan und klar.. die Abwandlungen müssen also in dem verschiedenen Hang der Fabulierer begründet sein (wie denn alles schildernde Beiwerk der mittelalterlichen Mären ebenso dem jeweiligen Sondergeschmack angehört wie heute das psychologische). Nach dem Libro Imperiale wird die Leiche hinausgetragen, bekränzt mit Minervas Weisheitskrone, gefolgt vom ungeheuren südlichen Trauerlärm und feudalen Festprunk des ganzen Volks und der Ritterschaft. Nach dem Dante-kommentar des Jacopo della Lana wird er heimlich nachts beerdigt. Die Agulia selbst, Cäsars Grabsäule nach dem geläufigen Wahn des Mittelalters — von seinem Namen abgeleitet und durch ihren Namen vielleicht, doch nicht sicher der Ursprung dieses Wahns — war von einem ganzen Fabelkreis umwoben und hat offenbar als der einzige sinnliche Überrest des cäsarischen Daseins die Phantasien mehr erregt als die schriftlichen Berichte. Auch sie verknüpft man mit andrem zauberhaften oder prächtigen Gerücht: von Vergil soll sie geschaffen, von König Salomon vererbt sein. Ihr Name, ihre Höhe, ihr Schmuck, ihre Inschrift, ihre Herkunft wird bis zum 16. Jahrhundert zunächst in Italien, dann in den übrigen europäischen Bildungsgebieten (wohl durch Pilger) der Anhalt immer neuer Deutungen Erfindungen Anspielungen. Von Einzelheiten aus dem Leben Cäsars sind sein Tod und seine Grabstätte bezeichnenderweise im Mittelalter am meisten bekannt und verwendet. Sprichwörtlich ist er durch seine Macht oder seine Siege, durch seine Tapferkeit oder Milde im allgemeinen: die anekdotischen Gemeinplätze, wie sie seit der Renaissance üblich werden, Cäsar am Rubico, Aut Cäsar aut nihil, Cäsar und sein Glück, Cäsar und Cato, Cäsar an der Leiche des Pompejus, Cäsar und Kleopatra, Cäsar und Brutus sind dem Mittelalter noch nicht geläufig. Sie werden erzählt an ihrer

Stelle in Cäsar-büchern, sie sind nicht der öffentlichen Phantasie stets gewärtig. Johannes von Salisbury und Kaiser Friedrich II. sind auch darin vereinzelte Vorläufer des Geistes der mit Dante und Petrarca durchbricht: ihr Gedächtnis erst lebt mit antiken Dingen.

Mit tiefem Sinn ist das greifbarste Andenken an Cäsar im Mittelalter ein Grab. Sein unvergessener Zaubername hat keine dinglichen Bilder hinterlassen als jene Säule um die wundersüchtiges Gruseln wob, da man schon ihre Errichtung sich kaum erklären konnte. Cäsars Name und der erstaunliche Obelisk steigerten gegenseitig ihre Magie. Der cäsar-feindliche Scholastiker Alexander Neckham machte auch vor seiner wundersamen Ruhestatt nicht halt mit seinem entzaubernden Denken: er erklärt das Geheimnis als eine gemeine Maurerarbeit.

Noch weniger als im ausgehenden Altertum die Rhetoren fassen im Mittelalter die Mären und Fabeln den vollen Gehalt des wirksamen Lebens.. sie sind bunte Schimmer und Ranken der heiligen wortkargen Ordnungen welche die tätige und leidende Menschheit befehligten und ihre Gründe und Werte ihr zumaßen: Kirche und Reich. Die Gebieter sind auch damals ernster als die beredteren Fabulisten. Betrachten wir die spärlichen, aber gewichtigen Zeugnisse ihrer Cäsarkunde!

Die Träger der Gewalten an deren Dauer und Wandel sich im mittelalterlichen Europa „die Weltgeschichte knüpft" sind (anders als die antiken Cäsaren) nur Vertreter und Diener eines über ihnen waltenden Gottesfugs, und wo sie reden statt zu handeln, sprechen sie mehr ihr Amt als ihre Meinung aus. Ein persönliches Verhältnis zu Erscheinungen der Vorzeit haben sie nicht: keine Vorbilder im antiken Sinn, denen sie nachstreben, sondern „Autoritäten" Vorgänger, die den von ihnen eingenommenen Platz ermächtigt und geweiht haben. So sind die Päpste Nachfolger des Petrus, und Gregor der Große hat ihnen etwa gezeigt wie man das sein müsse. So sind Julius und Augustus, Constantinus und Theodosius, Justinian und Karl vor allem heilige Stifternamen, Bürgen der Herrscherwürde und gleichsam Spender eines Gnadenschatzes von dem jeder Nachfolger zehrt. Es bestand kaum ein Bedürfnis über sie zu urteilen und von ihnen mehr anzurufen als Namen oder Titel. Die Kaiser haben meist den Geist ihres Zeitalters geteilt und auch die

gewaltigen Ottonen und Salier mehr durch gesteigerte Kraft als durch neues Wissen, mehr durch Tat als durch Wort sich abgehoben. Die Päpste hatten ohnehin kaum Anlaß außerbiblische Heiden zu erwähnen. Nur am Anfang, auf der Höhe und am Ende des mittelalterlichen Kaisertums ragt je ein Mann dem seine Gewalt zum persönlichen Gedanken wird: Justinian, Karl der Große und Friedrich II. füllen ihre überkommene Würde nicht nur aus sondern gestalten sie mit geistigem Willen. Es sind Herrscher-denker wie im Altertum nur Alexander, Cäsar, Augustus, Diocletian und Constantin — nicht einmal Trajan, Marc Aurel, Aurelian, Julian. Denn nicht das Nachdenken über die Herrschaft oder das Philosophieren auf dem Thron ist hier gemeint, auch nicht das richtige oder mächtige Regieren, wie Ottos I. oder Heinrichs III., sondern das geistdurchdrungene, ideenträchtige Gebietertum selbst, einerlei zunächst ob segensreich oder auch nur weise, und ohne Rücksicht auf den Umfang des eigentlichen schöpferischen Genies. Das Gemeinsame ist die Geistigkeit des Herrscherwillens.

Außer jenen dreien sind noch Otto III. und Friedrich Barbarossa geistige Kaiser, doch beim wundersamen Jüngling gelangte der Geist nicht mehr zu weltgeschichtlicher Macht, beim ritterlichen Imperator nicht zu der persönlichen Helle und Fülle wie bei seinem Enkel.. auch ist er mehr ein schönes Fluidum als die eigentliche Triebkraft seiner Seele. Karl der Große, an sich betrachtet minder gebildet und geschmeidig, bedurfte um 800 mehr Tiefe und Freiheit des Geistes zu seiner Leistung als Barbarossa in seiner Zeit: Karl ist ein schöpferischer Neuerer, Barbarossa nur der strahlende Gipfel einer ihm durchaus verwandten Gesamtheit. Nur bei diesen fünf Herrschern dürfte man eigene Fassungen des Cäsar-gedankens erwarten: die anderen werden seinen Namen und seine Zeichen gekannt und gescheut haben, wie sie ihnen in den Mären ihrer Zeit begegneten, so daß das Schweigen ihrer Urkunden uns nichts raubt. Justinian und Friedrich II. haben beide mit deutlichem Kaiserbewußtsein sich auf Cäsar berufen. Ausdrückliche Zeugnisse der anderen fehlen, man muß aus ihrem Tun und Umkreis ihren Sinn erraten.

Justinian, der Vollender der byzantinischen Herrschaftsform, worin orientalische Gottesscheu, römischer Funktionsdienst und helle-

nistisch-barbarische Blut- und Geist-stoffe sich erstarrend verschmelzen, hat sich durchaus als den Wiederhersteller, Sammler und Retter des Imperium Romanum gefühlt und seinen Blick sehnsüchtig zurückgelenkt auf die Einheitspunkte des Reichs. Unschöpferisch einem wogenden und drohenden Chaos barbarischer Völker gegenüber, mitten im Trümmern und Krachen der Fugen, fand er in seinem zähen Willen und vielfassenden, unermüdlich kombinierenden und auslesenden Verstand zwar keinen neuen Plan einer künftigen Ordnung, doch alle noch tragfähigen Stützen und Klammern der alten. Die hat er gestärkt, zusammengefaßt wie keiner seiner Vorgänger: das römische Heer und das römische Recht, die orthodoxe Kirche und jede Art sinnlicher Repräsentation durch Bauten und Spiele, kurz was der Hellenismus an Kunst und Fest noch den Barbaren vererbt hatte. Justinians Eroberungen, sein Corpus juris, seine Hagia Sophia, sein Zirkus und seine Theologie: es sind alles Konzentrationen, mit einem Mittelgedanken, der seinen improvisierenden oder schlaff hinnehmenden Vorgängern und Nachfolgern fehlte: die Wiederbringung des römischen orbis terrarum aus dem Zerfall. Er ist unter den entscheidenden Kaisern nicht so sehr der Gründer oder Mehrer, Verwalter oder Erneuerer als der Konzentrator: dies ist seine Form des Erhaltens, eine Form des Erstarrens zugleich. Nur dadurch hat er den allzu weichen und flutenden Barbarenmassen ein festes Gerüste entgegengedämmt, das sie zwar umbranden, wohl auch unterspülen, aber nicht wegschwemmen konnten.

Justinian hatte einen ausgesprochenen Sinn für alles Feste, ohne Unterscheidung des Fruchtbaren, Großen und Schönen an sich.. und mit diesem Sinn für Festigkeit, Bestand und Sicherheit (dem vielleicht sogar seine Liebe zu Theodora entspricht) hat er eine greise Welt, der es an konzentrierten Zerstörungskräften wie an schöpferischem Genie fehlte, beherrscht und gefristet. Mit diesem Sinn für Dauer hat er sich seine Ahnen gesucht und die Stifter des Reichs geehrt dem seine Mühe galt. Dreimal sei Rom gegründet, bemerkt er in einem seiner programmatischen Rechtsvorworte: von Äneas, von Romulus, von dem großen Cäsar und dem heiligen Augustus: in der Form die es von diesen empfangen solle es ewig währen. Damit hat er in eines der Reichsfundamente Cäsars Namen

eingebaut. Er mag damit noch einen besonderen Dank an Cäsar abgetragen haben: er wußte wohl daß er mit dem Corpus juris der späte Testamentsvollstrecker eines unvollendeten Cäsar-plans sei. Doch ist ihm der Imperator auch als großer Eroberer und Begründer des Kaiseramts noch wach gewesen. Was von Justinian ausgeht trägt immer das Gepräge eines eigenen, nicht übernommenen und nicht rhetorischen Nachdenkens: niemals frisch hell genial.. doch gewissenhaft, gründlich und selbständig. Seine Erwähnung Cäsars unterscheidet sich von den handfertigen Abschreibereien seiner Chronisten und den mundfertigen Floskeln der Schönredner (für die Cäsar übrigens stumm blieb) durch den programmatischen Nachdruck des Tons.. er hat damit etwas Willentliches, etwas Faktisches bekundet, eine Cäsar-erbschaft von Pflicht, Weihe und Ruhm. Bei der Bewertung von Zeugnissen ist der Nachdruck des Tons und die Stätte wichtiger als der Umfang: ein Satz an entscheidender Stelle eines heiligen oder mächtigen Buchs bestimmt und beweist oft die Macht eines Namens mehr als die längste Lobrede oder ein bunter Roman. Jener Satz im Corpus juris hat sich wenn nicht ins Bewußtsein so doch ins Gedächtnis politischer Energien geprägt die weiter reichten als die schwelgenden Phantasien der Märchenleser.

Karl der Große hat das rückgewandte Werk Justinians ähnlich übernommen und verwandelt durch Zuschuß eines neuen zukunftsträchtigen Gehalts wie Constantin das Werk Diocletians. Er ist vor allem eine ungeheure Naturgewalt, die leibhaftige Fülle und Wucht der Germanen mit unerschöpften Stoffen, doch nicht mehr dumpf schweifend und triebhaft greifend sondern schon mit morgendlichem Geisteslicht, mit väterlicher Besonnenheit, so sehr das persönliche Genie der germanischen Völkerkräfte wie Cäsar das genialisierte Römertum. Karls Geistigkeit und Bildungswille erhebt ihn über die ihm an Stärke und Schwung vielleicht ebenbürtigen Heerkönige der Germanen. Nur Theoderich ist ihm verwandt durch seine geistig wache Heldenmacht, doch ohne den sicheren Rückhalt in einem Volk und Heimatland, aus dem er sich wie Karl aus Frankreich stets Nachschub und Nachdruck hole. Das erneuerte Kaisertum ist ein Bildungsakt, wie es ein Staatsakt ist: der erste Versuch an die Stelle der gleichsam naturhaft improvisierten Sie-

deleien der Völkerwanderung ein geistiges Gefüge, einen umfassenden Bau zu gründen. Theoderich und Chlodwig, von Alarich, Geiserich und anderen zu schweigen, hatten sich in den vorgefundenen Trümmern des Imperiums mehr oder minder vorläufig eingerichtet, all ihre Stammesreiche sind Geniste, ausgestattet mit dem staatlichen Hausrat der Alt- und Neurömer oder dem kulturellen und religiösen Hausrat der Kirche, keine festen Eigenhäuser, keine „Staaten", d.h. ideengründige Dauerzustände — gleichgültig ob der nominelle Hausherr, der Kaiser in Byzanz, sein Hausrecht geltend machte und die zerfallenen Mauern über dem Kopf der Eindringlinge und Mietlinge renovierte, wie Justinian, oder ob er sie dem fremden Schalten und Walten überließ, um sich in seinem fernen Wohnsitz am Bosporus zu sichern.

Karl, an Naturkraft allen gleich oder überlegen, macht diesem animalischen Erobern und Besiedeln, das oft nur ein Überschwemmen und Anschoppen oder gar ein Verebben war, ein Ende und überwölbt das germanisierte Europa der romanisierten Franken mit einem geistigen Bau, dessen Plan ihm die Kirche bot. Das ist seine Größe und sein Verhängnis: Karls Werk ist der erste große Sieg des überstammlichen Geistes über die germanische Volksnatur. Er hat den Krieg zwischen Rom und den Germanen in das germanische Reich selbst hineingespannt, aber nicht mehr als den Krieg zweier verschiedener Rassen, sondern einer geistigen Macht gegen eine natürliche: er hat die Germanen unter eine ihnen fremde Idee gebeugt, ehe ihre eigenen Ideen aus Naturtrieb und Mythenschau erwacht waren, dadurch ihren Bestand gesichert und sie der Ökumene gewonnen. Der bildsame Urstoff war ihm gegeben, dem er sich dumpf verwachsen und verwandt fühlte: seine Franken und die ihnen friedlich oder gewaltsam angegliederten Stämme. Mit ihnen hatte er Europa erobert, vermöge ihrer natürlichen Expansionskraft. Doch der voreilende und reife Geist in ihm rang um eine Idee, um sie und zugleich das eroberte Gebiet zu bilden und zu binden. Dazu reichten die alten Stammessitten und -gesetze nimmer aus: die Kirche, seine Lehrerin, machte ihn ökumenisch denken. Die Civitas Dei, die ihr großer Meister ihm als eine heilige Forderung vorstellte, wollte er, durchaus geistiger Täter, mit seinen Gegebenheiten verwirklichen: mit germanischen Stämmen und ihren

Landen, mit der christlichen Bildung und Ostrom, dem Schattenbild des Dauerreichs von dieser Welt, des Imperium Romanum.

Die wirkliche Macht seiner Weltherrschaft hat er dann mit dem echten Namen ihrer ehrwürdigen Idee geweiht. Seine Franken sicherten ihn vor den ohnmächtigen Ansprüchen des Ostreichs, das Kaiseramt machte sein fränkisches Heerkönigtum zur europäischen Weltvogtei und die Kirche gab ihm die geistige Grundlage seines Reichs. Er hat sich Augustus und Imperator genannt oder nennen lassen. Wenn er sich als den echten Erneuerer des römischen Kaiserreichs zeigen und damit zugleich den byzantinischen Thron entwerten wollte, so mußte er gerade den dort geläufigen Titel übernehmen: die Oströmer aber knüpften seit Diocletian und Constantin an Augustus an, aus den früher erörterten Gründen. Karls Amtstitel hat jedoch im Volksbewußtsein die alte Erinnerung der Franken in Gallien an Cäsar als den Urkaiser nicht verdrängt, und das Bibelwort über Gott und Cäsar erhielt sie noch zäher im Gedächtnis. Bei den Chronisten und Poeten deutscher und lateinischer Sprache heißt Karl und seine Nachfolger immer Cäsar oder Kaiser. Ob er sich selber als Nachfolger des Cäsar oder des Augustus empfunden hat, ist aus seinem Titel allein schwer festzustellen. Von Cäsar muß er gewußt haben was Sueton von ihm geschrieben.. denn wenn sein Eginhard des Suetonius Biographien beflissen nachahmt, so hat sie sich der wissensdurstige Karl auch vorlesen lassen. Daß er um die Taten der Alten sich kümmerte, ist uns ausdrücklich bezeugt. Wahrscheinlich hat er sogar die Kommentarien gekannt. Unter seiner Herrschaft und in seinem Stammesreich hat der Benediktiner Herric Ortsforschungen über die Lage von Alesia nach Cäsars Angaben angestellt. Wahrscheinlich hat Karl von diesen Arbeiten gewußt, wenn nicht gar sie gefördert, wie er denn mit den alten Ortsgerüchten so vertraut gewesen sein wird wie die übrigen Bewohner Galliens. Schwerer läßt sich mutmaßen wie Karl von Cäsar gedacht hat. Als Königsmuster hat ihm David vorgeschwebt. Sein Lieblingsbuch, seine Wertetafel, war Augustins Gottesstaat, und der Heidenhaß des Kirchenvaters hat ihn noch frisch ergriffen.. er hing dem Christentum, dem höchsten geistigen Sinn den er kannte, mit der Inbrunst und dem Eifer eines jungen Zöglings an, nicht mehr mit der noch etwas befremdeten Scheu der ersten

Bekehrten, noch nicht mit der läßlichen Gewohnheit der späteren. Den heiligen Kaisertitel hat er nicht mit heidnischen Gründen vermischt. Die Figuren in der Ingelheimer Pfalz sind Fabelschmuck, nicht Ruhmesehrung, vorausgesetzt daß der Chronist überhaupt recht gesehen, gehört oder erzählt hat. Keinesfalls handelt es sich bei dieser disparaten Reihe um eine geschlossene Vorbilderzahl, wie etwa später bei den Runkelsteiner Fresken.. Remus, Phalaris, Ninus und Hannibal müßten sonst fehlen.

Wenn des Ermoldus Nigellius lateinisches Gedicht an Ludwig den Frommen eine wahre Überlieferung enthält, so hätte Karl in seinen Sterbestunden sich gerühmt als den fränkischen Erneuerer und Erben des Cäsar-namens und des Romulus-namens:

Caesareum primus Francorum nomen adeptus
Francis Romuleum nomen habere dedi.

Dies wäre die einzige Urkunde daß er den Cäsar-zauber, den er mit hellem Geisttrieb erneuerte, selbst mit geschichtlicher Bewußtheit durchdacht hätte. Derart ist sein Geist eigentlich sonst nicht.. er hat die Weisheit der Tat, die Erleuchtung des schaffenden Sinns, doch noch nicht das sichtende Urteil des nachträglichen Betrachters.

Die Kaiseridee, die Karl der Große vertrat, ohne selbst schon ihren Sinn bewußt auszudeuten, begnügt mit der neuen Macht und dem alten Zauber, wurde unter seinen Nachfolgern zur Aufgabe und damit zum Ideal. Angefochten von drei Gewalten, denen Karl fraglos überlegen blieb, den Byzantinern, den Stammesherzögen und dem Papst, von außen, von innen und von unten oder oben, riefen die Reichsvögte der Christenheit notgedrungen alle Kräfte und Gründe ihrer Würde und ihres Rechts an. In einer so durch Weihen, Zauber und Wähne gelenkten Menschheit bedurfte sogar die Gewalt eines Glaubens an ihren heiligen Fug: weder der Nutzen noch die Macht an sich genügten. Zu jenen Rechtsgründern gehörte unter andern, hier nicht zu erörternden religiösen, dynastischen oder nationalen, die Herkunft des Kaisertums von Rom und seinen Gebietern. Karl selbst beherrschte Rom und seine Lande nicht als Nachfolger der Cäsaren, sondern als der allmächtige König der Franken hatte er gleichsam auch die Kaiserschaft mit er-

obert, einen Glanz und Schmuck mehr. Schon deshalb mußte er nicht auf Rom als auf den Grund und Ursprung seines Throns sich berufen. Die Päpste haben seinen schwächeren Erben gegenüber ihre ältere Weihe immer mit Erfolg geltend gemacht. Die dynastisch und territorial selbständig starken Kaiser, vor allem Otto der Große und Heinrich III., haben zwar gern das durch Karl ihnen vererbte römische Imperatorentum sich gefallen lassen, aber niemals eigens sich darauf gestützt, sondern auf ihre deutsche Macht. Darum fehlt gerade unter diesen riesigen wortkargen Lehenskaisern die Berufung auf die alten Cäsaren: sie hatten das nicht nötig und hätten ihre Stellung damit kaum stärken können. Soweit sie sich überhaupt als Erben ausweisen wollten, waren sie Erben Karls, des germanischen Weltkönigs, der die Cäsarenkrone mittrug, die Landesfürsten und die Barbaren bändigte und die Kirche bevormundete.

In dem Maß jedoch als die wirkliche Gewalt des Kaisertums abnahm, durch das Wachstum und die Spannung der Untertanen, Mitwerber oder Widersacher, wurde es zum Ideal gesteigert von seinen geistigsten und anspruchvollsten, doch auch von seinen politisch reifsten und tiefsten Trägern. Die Magie des alten Rom war ein Machtzuwachs des Kaisertums, ein Zwang „öffentlicher Meinung" (wäre dieser Begriff auf das Mittelalter anwendbar), und es ist nicht nur Phantastik, wenn im Streit mit Byzanz oder mit dem Papst die Kaiser, die wenig andre Machtmittel mehr hatten, diesen von ihnen selbst geglaubten Zauber anriefen, aus diesem von Karl dem Großen ihnen erworbenen und vermehrten Gnadenschatz schöpften, den er selbst und die stärksten Sachsen und Salier kaum anzurühren brauchten. So war die Berufung auf die Nachfolge des Julius und Augustus (wie überhaupt alle von den Verstandeszeiten belächelten Fiktionen des Mittelalters) weder zweckwidrig noch zwecksüchtig, weder kluge Stimmungsmache noch mystische Schwärmerei: es war Staatsweisheit in einer gläubigen Zeit. Die Ideen waren damals das Realste.

Das „Wunder der Welt", Otto III., der zuerst die Not seiner Stellung, ihre Volklosigkeit und überhohe Wölbung auf schwankem Grund, in einen vollkommenen Traum, ein herrliches Ideal von weltgebietender Stärke, Weisheit und Gerechtigkeit aufheben woll-

te, war zwar ein glühender Jüngling, mit den Schwellungen und Trübungen, doch auch mit den Schwüngen und Erleuchtungen dieses Alters, keineswegs ein matter Gedankenschwelger und Wirrkopf. Der Gedanke sein Amt wider die geistlosen Machtgelüste der Vasallen auf eine geistige Macht zu stützen, wie sie dem Papsttum von Petrus her immer reifer zuwuchs, war durchaus auch „politisch", war „an der Zeit". Für ihn wie für sein Zeitalter war das von Karl erneuerte und verherrlichte, auf dessen Nachfolger rechtmäßig vererbte Cäsarentum eine solche geistige Macht. Otto hat mit Bewußtsein wieder an Cäsar so angeknüpft wie die Päpste an Petrus.

Noch durchaus nicht mit dem Gefühl eines Gegensatzes oder dem Willen eines Wettkampfs: er war ein getreuer und eifervoller Zögling der Kirche und besonders des weisheitskundigen Wunderpapstes Gerbert-Sylvester, eines Mannes übrigens von dem uns ausdrücklich bezeugt wird daß er Cäsars Kommentarien kannte. Das Verhältnis von Weltvogtei und Gottesstatthalterschaft dachte Otto sich friedlich wie unter Karl, und hierin erst liegt das Phantastische seines aus Bildungseifer, Geistesstreben und byzantinischem Geblüt überspannten Reichsideals. Seit Karl war das Papsttum kräftiger, das Kaisertum schmächtiger geworden. Die Wiederbringung der römischen Weltherrschaft durch die Idee konnte nur von einem irdischen Stützpunkt aus, wie ihn später die Staufer suchten, Erfolg verheißen, aber sie war an sich nötig und gegeben. Wenn Otto erlag, so hat nicht sein Kaiserflug selbst die Schuld sondern dessen Lähmung durch seine asketische Frömmigkeit. In Otto regen sich schon alle die vielfachen Spannungen die Friedrich den Zweiten von Staufen so einzig reich und weit machen, doch fehlt ihm das Gleichgewicht zwischen weltüberfliegenden und weltdurchdringenden Trieben, die reife Weisheit des leidenschaftlichen Herzens. So schwang er vom Cäsarenstolz zur Büßerangst und verlor sich an die verschiedenen Kräfte seines Zeitalters, statt sie wie Friedrich zu bannen oder in sein Werk zu binden. Cäsar und Franziskus, beide haben in Friedrichs Geist und Reich Platz und steigern seine Fülle und Tiefe. Otto vergeht daran daß er nicht beides zugleich sein kann.

Doch reicht seine geistige Nachwirkung weiter als sein weltlicher

Erfolg: er hat zuerst dem Kaisertum nach dem Schwund der Macht den verführerischen Schwung und Sinn gegeben kraft dessen die Staufer es nochmals zur Höhe des julischen und karolischen Gedankens heben und mit dem ganzen mittelalterlichen Welt- und Seelengehalt füllen konnten. Otto ist die Vorform Friedrichs II., der Johannes des katholischen Kaisertums wie des „cäsarischen Christentums", der eigentliche Beginner des „Kaisertraums". Er zuerst hat das Kaisertum zum Ideal gemacht und mit der romantischen Glorie umwoben die es seitdem nicht mehr verloren hat. Freilich eine Tugend aus der Not: und nicht so sehr ihn selbst hat sie verherrlicht (trotz dem großen Eindruck seiner rätselhaften Früh- und Vielreife) als rückstrahlend die Machtkaiser Karl und Otto I. vor ihm und die staufischen Glanz- und Geistkaiser nach ihm. Er selbst webt in einer mystisch glimmenden Dämmerung.

Zur Vergeistigung, auch zur Phantastik des Mittelalters hat er unter allen Kaisern am meisten mitgewirkt, und das ist ebenfalls nicht dem Kaisertum zugute gekommen sondern dem Papsttum, der eigentlich geistigen, der rechtmäßig geistlichen Macht. Denn jede Stärkung des Geistes auf Kosten der Gewalt mußte zuletzt der Kirche dienen, die ihre Gewalt doch gerade vom Geist her übte. Indem Otto die geistigen Spannkräfte zugunsten des Kaisertums stärkte, hat er zugleich und besonders das Papsttum geschwellt. Seine Nachfolger, Heinrich IV. vor allem, bekamen diesen Zuwachs der geistlichen Macht grausam zu spüren. Darüber hinaus aber ist vielleicht erst unter dem Anstoß der ottonischen Träume die Fehde zwischen Kaiser und Papst zu jenem ungeheuren Ideenkampf geworden der sie gehaltvoller und wesenhafter macht als alle Länder- und Güterkriege. Indem Otto den Julius und Augustus zu geistigen Helfern seines Amts heranrief, hat er dem Rom des Petrus erst wieder gegnerische Ideen gestellt, an denen es wuchs. Aus dem Dunstkreis Ottos stammt die Rom-literatur, worin die ewige Stadt über die alten naiven Wundermären und Ortsfabeln hinaus einen neuen programmatischen Klang und Hauch empfängt. Auf Benzo von Albas Chronik, auf der Graphia und den Mirabilia urbis Romae ruht noch ein Nachglanz von Ottos Kaisertraum: so wenn die Zeremonien der Graphia den neu byzantinischen Hofpomp mit altrömischer Imperatorensymbolik verquicken: der Weltgebieter soll

nach dem Muster des Julius Cäsar beim Besteigen des Kapitols ein purpurnes Gewand tragen, umschallt von allen Musikinstrumenten und den hebräischen, griechischen und lateinischen Glückwunschrufen der Menge.. oder seine goldne Truhe sollen Kleinodien und Gemmen schmücken mit den Bildnissen des Romulus und Scipio, des Julius und Octavian. Da gewahren wir noch den Geruch und das Schillern des kulturenmischenden, romtrunkenen, träumerisch prunkvollen Jünglings.

Die altrömische Glorie, die für Otto III. noch ein kühner Schauder, eine Vorwegnahme und eine neue Errungenschaft war, blieb von da ab in der Luft des Heiligen Römischen Reichs, sei es auch nur um die Gegner des Kaisertums zu heben. Außer dem Papsttum, dem jede Vergeistigung und Vergeistlichung — auch ursprünglich nicht papistischer Prinzipien — zugute kam, gewann auch die Stadt Rom an Ansehn und Stolz und stellte, als Sitz und Beginn der Römergröße, ihre den Kaisern erst lästigen, dann geradezu feindseligen Ansprüche. Die bei Otto von Freising überlieferte Erwiderung Barbarossas auf eine anmaßliche Rede der Römer zeigt diesen Gegensatz zwischen dem sinnlich zeitlichen Stadtrom und dem überörtlichen römischen Reichsgedanken in energischer Fassung: Barbarossa nimmt das karolingische und ottonische Ethos des germanischen Herrschertums wieder auf und wendet es gegen die überheblichen Enkel der längst verschwundenen Welteroberer.. doch betont er sich zugleich als den echten und rechten Träger des Romgedankens, der nicht mehr auf der Stadt sondern auf dem Reich und dessen Vogt ruhe: dem Imperator, dem Erben der Cäsaren. Das ist ein Ton der erst durch Otto möglich geworden. (Übrigens wurde die Reichsidee und die alte Römerglorie gegen den modernen Stadtrömerdünkel gelegentlich sogar von papistischer Seite ausgespielt.)

Der Kampf zwischen Kaiser und Papst, der im folgenden Jahrhundert losbrach, weil das Kaisertum wesentlich durch Otto III. eine solche Ideenmacht gewonnen hatte, daß es dem Papsttum auf dessen eigenem Gebiete bedrohlich wurde, hat dann in den Augen der Völker das Pathos beider Gewalten noch gesteigert. Waren sie vorher selbstverständliche Ordnungen gewesen, die man ehrte und vernachlässigte wie Luft und Boden, so wurden sie beide seit

Gregor VII. die sichtbaren Verhängnisse der Menschheit und ihre Träger die Heerführer Gottes oder Satans. Heinrich III. lebte zu kurz, um dem Kaisertum das entschiedene Übergewicht dauernd zu sichern und den Traum Ottos III. mit der wirklichen Macht und dem herrscherlichen Genie zu erfüllen. Für einen Nu hatte er noch einmal fast Karls Stelle inne, doch schon gespannter, gefährdeter. Dann hat Gregor, ein ungeheurer Mensch, das Papsttum so gestärkt und erhöht, daß es jedem Widersacher gewachsen blieb, und ihm eine breitere geistige Basis gegeben, wodurch es unabhängiger als das Imperium von der persönlichen Größe der einzelnen Verwalter wurde. Der Jenseitsschauder und der Glaube an die unbedingte Gotteskraft des Lösens und Bindens, den Gregor als Papst steigerte wie keiner vor ihm, überwogen doch das Verlangen nach irdischem Frieden und Recht, worauf das Kaisertum sich geistigerweise gründen mußte, wenn es sich nicht fleischlicherweise auf die Macht des Schwertes stützen konnte. Den Papst scheute man, weil er Gottes Statthalter war.. nach dem Kaiser sehnte man sich, traute und gehorchte ihm aber nur, wenn er stark war. Die Größe des Kaisertums war daher viel abhängiger von den persönlichen Gaben der einzelnen Kaiser. Auch hier wirkt noch der Ursprung der beiden Ideen nach: das Papsttum ist gestiftet durch die Begnadung eines armen beschränkten Fischers, das Kaisertum durch die Mühen und Leistungen des begabtesten Helden — und trotz seiner späteren Verbindung mit dem Gottesgnadentum und dem Erbrecht hat es niemals ganz die cäsarische Herkunft verleugnen, den Anspruch persönlicher Größe abweisen können, die für das Papsttum unnötig und gleichgültig, allenfalls ein opus superrogatum blieb.

Mit Friedrich Barbarossa erschien endlich ein Kaiser der diesem Anspruch seit der ottonischen Vergeistigung oder Sinnsteigerung des Kaisertums und seit dem bedrohlichen Wachstum der Gegenkräfte zum erstenmal genügte: er fand mehr als je Karl, Otto der Große und Heinrich III. ebenbürtige Widersacher, er war als Held und Gebieter, als wohlgeratener Mann stärker, weiter, voller als das genialische Wunderkind Otto III. oder der zwiespältige, schicksalsgeschlagene Heinrich IV., und er traf in eine idealisch aufgeregte und gespannte Reifezeit. Das Papsttum, das Stammesfürstentum und die Städte waren voll erblüht und regten sich wider das Kai-

sertum mit jugendlicher Mannheit: Alexander III., Heinrich der Löwe, Mailand.. gleichzeitig war die östliche Welt lockend und drohend erwacht: Saladin. Solch ein Erbe von Aufgaben und Gefahren fand Friedrich vor, und er war ihm gewachsen. Er eilt seinem Zeitalter nicht mit schöpferischen Gedanken voraus, doch er ist sein vollkommener und energischster Ausdruck. Die ottonische Kaiservision schien hier verwirklicht in einem strahlenden Helden der, willig und fähig zur Weltherrschaft, zugleich mit den Zierden des Friedens vertraut, den Norden und den Süden überwaltete, den Osten wieder hereinzubringen verhieß.. zäh und schnellkräftig, löwenhafter als der Löwe, der ritterlichste in den ritterlichen Läuften, dabei schon als Staatsmann der neuen südlichen Binde- und Lösekunst kundig, auf der Stirne noch den Weitentraum und doch im Blick und Griff die vielspältige, listige, harte Nähe der Kurie, der Welfen, der Städte.

Wie noch immer die Verwirklichung eines Ideals die Erinnerungen wieder belebt von denen dies Ideal je gezehrt, so bringt auch Barbarossa ein Aufglühen der alten Kaisergedanken. Aus Barbarossas Tagen und an Barbarossas Erscheinung erfrischte sich die Glorie Karls des Großen. Otto III. hatte ihn im Grab gesucht: Friedrich beschwor ihn zur Gegenwart. Er rief ihn nicht nur als Amtsvorgänger an sondern als Heiligen und Heldenmuster. Im Karlsbild Albrecht Dürers schwingt noch die Barbarossa-gestalt mit. Doch auch die altrömischen Gespenster die Otto III. beschworen wollten von dem Erfüller der ottonischen Träume neues Blut: der Kaiser lebte und webte in antiken Überlieferungen, die eben damals aus den Klöstern in Pfalzen und Burgen sich zu verbreiten begannen, vermischt und geschwellt mit den bunten Märchenwolken von Osten. Er ließ sich die Taten Alexanders und der Römer vorlesen, sein prachtvoll bettelnder Herold, der Archipoeta, behängt in seinen Werberufen ihn mit klassischem, zumal kaiser-römischem Namensprunk. Sein Helfer, Bischof Otto von Freising, knüpfte seine Geschichte unmittelbar an die Alten und durchdrang das erstemal wieder die chronistische Überlieferung mit politischen Gedanken, wie sie ihm der Umgang mit seinem Gebieter eingab — auch er übrigens vertraut mit den klassischen Sängern des antiken Imperiums Vergil und Lucan. Lucan schien damals mehr

Sänger Cäsars als Catos.. den Bürgerkrieg nahm man als Muster eines Wettkampfs zwischen zwei gefeierten Kriegshelden (beispielsweise Wolfram von Eschenbach) nicht als Austrag eines Staatsgegensatzes. Erst in der Renaissance nahm man Partei für Monarchie und Republik. Den Pompejus kennt Barbarossa als einen Verfechter seines eignen Reichs.

Den Anspruch auf das alte Imperium Romanum hat er über die schwärmerisch-programmatische Vorwegnahme Ottos III. hinaus mit seinen sehr viel stärkeren Mitteln zu verwirklichen gesucht: die Pflege des Corpus Juris in seinem Herrschaftsgebiet und die Ernennung seines Sohnes Heinrich zum Cäsar sind zwei Staatsakte die nicht nur mit alten Würden spielen, sondern bewußt altrömische Tatsachen eindeutschen auf Kosten des heimischen Rechts, das weder Karl noch Otto angetastet, nur überwölbt hatten mit dem Weltkaiserreich. Wie weit in Barbarossas Sinn die Gleichheit seines Reichs mit dem der Cäsaren gediehen war, das bezeugt sein Sendschreiben an Sultan Saladin wegen der Herausgabe der widerrechtlich besetzten römischen Provinzen.

In dem gleichen Stil und Ton fährt sein minder ritterlicher und noch mehr imperatorischer Sohn Heinrich VI. fort. Barbarossa hat die Nachfolgeschaft des Cäsar und Augustus, die durch Karl den Großen eine Weihe seines fränkischen Königtums, seit Otto III. ein idealer Anspruch, ein frommer Traum geworden, zu einem staatsrechtlichen Grundsatz gemacht. Als solchen übte und kräftigte ihn Heinrich VI. Dieser furchtbare Mann, dem schon fast in die Wiege die cäsarische Anwartschaft gelegt war, duckte kurze Frist die Mächte mit denen sein Vater gerungen. Er hatte eine Weltstunde lang fast das Reich Karls inne mit dessen Machtfülle, dem ottonischen Traum und dem friederizianischen Recht.. auf dem Sprung zur faktischen Erdbezwingung starb er und hinterließ dem unmündigen Sohn den ungeheuren Anspruch, die unfertigen Mittel und alle gereizten Gegnerschaften seines Amts.

An all dem reifte und wuchs das reichste, geschmeidigste und kühnste Herrschergenie das die Welt seit Cäsar gesehen: Friedrich II.. keine gedrungene Urkraft von der Wucht und Masse Karls des Großen, kein riesenstarker Willensrecke wie Otto der Große, Heinrich III. oder Barbarossa, doch bis in die Nerven hinein Geist,

hell und wach bis zum erleuchteten Verständnis der Mächte worin die andren trieben oder schwangen, frei und fein bis zum verwegenen Spiel mit jedem Geheimnis wovor sie scheuten, voll Witterung, Wissen und allseitiger Neugier, und dabei erdnah und blutsfrisch genug, um die Vielfalt der inneren Spannungen ohne Riß zu ertragen und dem furchtbaren Druck von außen ohne Bruch zu widerstehen.

Zu dem gefährlich reichen Erbe Barbarossas und Heinrichs, d. h. den vollerwachten ideentrunkenen Mächten des Zeitalters, Papsttum, Städtetum, Fürstentum, Orient, zu dem ganzen Bildungs- und Glaubensschatz dieser Mächte, dem weltlicher blühenden Ritterwesen, der vertieften Frömmigkeit und neuen franziskanischen Seelenglut, dem gelockerten Wissen und Können, der expansiven Wundersucht und Fernenkunde, brachte Friedrich ringsum und in jede Einzelheit hinein erst den persönlichen Geist, das einmalige Ingenium des allseitig regsamen und begabten Ich — was Jacob Burckhardt als das neue Merkmal der Renaissance kennzeichnet, die Individualität.. um ihretwillen beginnt er das neue Zeitalter mit Friedrich.. und um ihretwillen stellt Nietzsche ihn zu den unausdenkbaren Rätselmenschen Cäsar, Alkibiades und Leonardo da Vinci.

Wir betrachten hier nur Friedrichs Cäsar-kult, und auch da erscheint er als der Gipfel des mittelalterlichen, als der Keim des neuen Cäsar-ruhms, der bei Dante und Petrarca dann aufblüht. Für Karl den Großen, Otto III. und Friedrich Barbarossa war Cäsar ein ferner Name, eine erhabene Würde, ein staatliches Recht durch sein Vorgängertum, er mit Augustus zur undeutlichen Gründereinheit verschmolzen. Für Friedrich II. ist er all das auch, aber überdies zum erstenmal ein persönliches Vorbild, dem er sich durch Ton, Tun und Haltung gleichstellt. Für ihn füllt sich der Zaubername Cäsar mit der Vorstellung eines bestimmten Geschichtsmenschen, den er nach seinem eigenen Herrschgefühl und Kaisermeinen sieht, wie er widerum seine Person nach jenem imperialen Idol reckt und steigert. Friedrich ist wohl der erste Kaiser der in amtlichen Erlassen sich Cäsar nennt und nicht nur Augustus oder Imperator.. nichtamtlich war im Mittelalter die Bezeichnung des Kaisers mit dem Cäsar-namen schon vorher üblich. Friedrich aber will aus

frischem Personensinn seine Würde auch öffentlich mit dem weltlichen Heldenruhm schmücken, über die rituelle Weihe hinaus. Seine Kaisermünzen fallen durch ihre unmittelbare Nachahmung der römischen Porträtköpfe aus der ganzen Reihe vor und nach ihm heraus: es sind die ersten Renaissance-medaillen. Vor allem, er beruft sich als erster Kaiser ausdrücklich auf bestimmte Eigenschaften und Handlungen Cäsars, des „magnificus ille Julius Cesar", mit einem ganz neuen Ton persönlicher Teilnahme, wenn auch noch im biblisch klassischen Schema, das zum Mittelalter gehört und noch Dantes Denken bestimmt. Als sein abtrünniger Sohn Heinrich verdorben ist, läßt er ihn betrauern, eingedenk der Tränen Davids über Absalon und der Tränen Cäsars über Pompejus, den abgefallenen Schwiegersohn. So sehr ist ihm Cäsar der legitime und heilige Kaiser als sein Vorgänger, und er selbst sich göttlich als des Julius Nachfolger. Den Lucan muß Friedrich gründlich gekannt, doch mittelalterlich als ein Grundbuch der Monarchie, renaissancemäßig mit Heldenverehrung gelesen haben: Papst Honorius meinte ihn zur Milde für besiegte Rebellen zu stimmen, wenn er Cäsars Muster beschwört aus dem Lucan und ihn mahnt an Cäsars Taten „der den strafbegierigen Domitius dem Leben erhielt und den Metellus, der sich dem Schwert bot, des Zorns für einen so großen Fürsten unwürdig hielt". Es ist Friedrichs Geist, wenn Manfred, sein Sohn und Jünger, sein Reich aus eignem ursprünglichen Recht besitzen will, gemäß dem Cäsar-wort im Lucan:

Traximus imperium quamvis nolente senatu.

Die Cäsar-idee saugt fortan mehr und mehr ihre Kraft aus der wiedererwachten Empfänglichkeit für den weltlich großen Menschen, während die rituelle Magie des Kaisernamens allmählich schwindet. Friedrich, der letzte Träger der vollen mittelalterlichen Cäsarenweihe, ist zugleich das erste selbstige Staatsgenie, und wie er zum letztenmal den Stifter des Imperiums als einen Zauber beschwört, so eifert er zum erstenmal seinem personalen Ruhm nach. Mit ihm beginnt auch hier an entscheidender Stelle die Wende zur Renaissance.

III. HISTORISCHE PERSON

FRIEDRICH II. hat durch seinen persönlichen Geist den Gründer des Imperiums aus innerer Verwandtschaft ahnen können über die Fremdheit eines Jahrtausends hinweg. Er hat damit zugleich die Umwelt gereift. Denn alles was wiedererscheint wird bald auch ringsum wieder fühlbar, denkbar und sagbar.. dabei mag man den Genius als die Frucht des Zeitalters oder das Zeitalter als die Schöpfung des Genius deuten: beide gehören zueinander wie Leben und Leib. Seit Friedrich beginnt der Ruhm Cäsars zuerst in Italien, dann allenthalben wohin italienische Strahlen fielen, aus dem magischen Dämmer sich zu lösen und mit Vorstellungen seines Wesens und seiner Taten, nicht nur seines Rangs und fabelhafter Einzelzüge zu füllen. Außer Friedrichs Heldenverehrung, die sich mit seinem Kult des Kaiseramts vermischt hatte, zeitigten noch zwei andere Kräfte ein neues Verständnis für Cäsar: die Scholastik und die städtische Bildung. Beide hatten keinen so unmittelbaren Grund sich mit Cäsar zu befassen wie der Kaiser, doch haben sie mittelbar einige Schranken gelockert die dem mittelalterlichen Geist den Zugang zur Geschichte wehrten.

Die Scholastik hat den Zeichen- und Namengötzendienst mit ihrem Denken zwar gerechtfertigt und gedeutet, aber zugleich entzaubert und durch einen Zusammenhang von Gründen, Zwecken und Werten ersetzt, der das Urteil schärfte und den Sinn für Perspektive weckte, ein Erfordernis geschichtlichen Sinns. Wo der naive mittelalterliche Mensch einen Zauber anrief da setzte die Scholastik einen Wert, die Schauer verwandelte sie in Lehren und das Namen-Glauben in Begriffs-Wissen. Durch die dem naiven Mittelalter fremde Unterscheidung von Wahrheit und Unwahrheit hat sie ohne ihren Willen jeder späteren Art Kritik, auch der geschichtlichen, vorgearbeitet. Gab die Scholastik eine Wertetafel und einen Begriffsplan, so wuchs in dem dichteren Wohnen, dem rascheren Betrieb, dem bunteren Verkehr der neuen Städte die Stofflichkeit der Dinge und Menschen. Die Res überwogen in diesem neuen Raum die Universalia, und die irdischen und menschlichen Eigenschaften, Maße und Grenzen merkte man genauer aus den Bedürfnissen, Begierden und Spannungen der engeren Ge-

meinschaft, der regeren Gesellschaft. Das weltlichere Menschengefühl reizte den Natursinn und den Geschichtsinn herauf. Was man in der Gegenwart wahrnahm das fand man auch in der Vergangenheit wieder, und die alten Bücher wachten aus ihrer phantastischen Starre oder Ferne in das erfahrungsträchtige Gedächtnis hinein. Die alten Quellen gaben (nach dem Wort Friedrichs II.) wieder neues Wasser. Geschichte wurde aus dem raum- und zeitlosen Bilderspiel des Traums zu einem wirklichen Ablauf, den man aus der eigenen Erfahrung sich deutete und für die eigenen Zustände nutzte. Aus pragmatischer Seelenkunde erriet man Gründe und Antriebe, Ursachen und Wirkungen der überlieferten Menschen und Ereignisse.

Dieser Wandel vollzog sich bald stoßweise bald zögernd, mit Rückschlägen und Rückständen. Bis tief in die Hochrenaissance hinein laufen noch Stränge mittelalterlicher Zauberei, wie auch schon der neue Geist im 12. Jahrhundert hie und da die Augen aufschlägt, um sie nochmals zu schließen. Johannes von Salisbury, der Gefährte des Thomas Becket, in dem auch bereits unter östlichem Anhauch die lateinische Bildung schmiegsamer scheint, nimmt um zweihundert Jahre schon den klassischen Hang und fast den seelischen Ton des Petrarca vorweg. Er verband, wie nachher Otto von Freising, einen kirchenpolitischen Willen mit den scholastischen Kenntnissen, durch die Weite seines Gesichts- und Wirkungskreises der grüblerischen Enge entrückt, durch seine geistliche Schulung der feudalen Dumpfheit.. eine ungemeine persönliche Lese-, Denk- und Redegabe immer vorausgesetzt. Er ist der erste Mann des Mittelalters dessen Bekanntschaft mit den antiken Schriftstellern, über mühselige Auszüge oder dünne und trübe Anspielsel hinaus, sich in dauernder Gegenwart antiker Erinnerungen äußert und im regen Gefühl des lateinischen Sprachgeistes. Noch hat er nicht die ungestüme Sehnsucht, die ahnungsvolle Liebe der vollerwachten Persönlichkeit zur heroischen Gestaltenwelt wie Petrarca: erst sein Gedächtnis findet den Weg zurück, noch nicht sein Gemüt. Er ist noch befangen im christlichen Wertesystem, ohne ein persönliches Gesicht des Altertums als einer eigenen Welt. Aber als moralische Beispielsammlung und als Schatz allgültiger Winke ist es ihm so geläufig wie seinen geistlichen Zeitge-

nossen nur die biblische Sage, seinen weltlichen nur die ritterliche. Mag ein Anselm von Canterbury oder ein Thomas von Aquin vielleicht denselben Kenntnisvorrat gehegt haben, das schwellt und drängt sie nicht so.. die geschichtlichen Gegebenheiten verschwanden ihnen meist hinter den metaphysischen und logischen Forderungen, die Erscheinungen hinter den Gesetzen und Formeln.

Man vergleiche etwa die beiden Fürstenspiegel: des Johannes von Salisbury Polycraticus um 1160 und den thomistischen De Regimine Principum um 1270. In dem ganzen umfangreichen Werk des Späteren sind die Anspielungen auf antike Geschichte nicht nur spärlicher an sich, sie haben auch meist ganz ihren geschichtlichen Bildsinn verloren und sind entweder bloße Zeichen oder Allegorien sittlicher Vorgänge geworden (wie etwa die Naturgeschöpfe in den mittelalterlichen Tier- und Pflanzenbüchern Geistesbuchstaben) oder chronistische Nachrichten, wie sie Augustinus oder Orosius aus den antiken Historikern zu polemischen Zwecken entnehmen. Die antiken Schriftsteller selbst kennt Thomas oder sein Schüler und Ergänzer Ptolemäus von Lucca ebenso gründlich wie Johannes von Salisbury, doch liest er ohne geschichtlichen und ohne rhetorischen Anteil. Die selbständige Freude an dichterischen Prachtstellen zumal, die bei Johannes oft durchbricht, fehlt bei Thomas völlig: er hat überall seinen kirchenpolitischen Zweck im Auge, den Vorrang der geistlichen Gewalt und die christliche Untergebung der weltlichen, und zitiert die antiken Autoren nur wo und weil sie ihm den durch irgendeinen gültigen Zug oder einen vergangenen Vorfall bestätigen. So sollen etwa Cäsars Zeilen über die Druiden die göttlicherweise schon unter den Heiden verordneten Vorrechte des Priestertums beweisen. Meist aber bekräftigt er die moralischen Ansprüche an das Regiment mit warnenden oder ermunternden Fällen aus seiner Belesenheit, deren willkürliche Auswahl seine völlige Geschichts- und Gestaltfremdheit verrät: den Hochmut der Gewaltigen des Herrn dämpft meist ein böser Tod — Cyrus wird von einer Barbarenkönigin erschlagen, Alexander von seiner Schwester vergiftet, weil er eine Perserin geehelicht, den Kriegsdienst vernachlässigt, der Üppigkeit gefröhnt.. Julius Cäsar und Hannibal finden ein gräßliches Ende für den Mißbrauch der Gewalt, nach dem Wort des Predigers (8, 9) „Ein Mensch herrschet

zu Zeiten über den andren zu seinem Unglück". Ein andermal rühmt er denselben Cäsar als Fürstenmuster leutseliger Demut, dem daher auch die Seinen willig gedient: seine Soldaten habe er nicht als Untergebene sondern als Gefährten gehalten, wie die alten Konsuln die Juden. Oder er empfiehlt Cäsars Zucht im Feld, die Entfernung der Weiber aus dem Lager bei drohender Kriegsgefahr. Um das römische Imperium gegen das Gottesreich abzugrenzen (als Schüler des heiligen Augustinus) befaßt er sich mit der Herkunft und dem Fortgang des Kaisertums, schreibt des Isidorus Ableitung der cäsarischen Namen ab: Cäsar heißt vom Kaiserschnitt so, seine Nachfolger wegen ihrer langen Haare, Augustus ist der Mehrer. Cäsar ist einmal, je nachdem der kirchenpolitische Zweck ein ermunterndes Beispiel erfordert, der milde tugendhafte gerechte Kaiser, ja der von Gott selbst eingesetzte Heger der Tugend und Rächer der Unbill, nach einem Satz des Valerius Maximus, und gleich darauf als Warnungsmuster der Usurpator, Tyrann und Despot.. einmal ein leutseliger Herr, dem seine Untertanen mit berechtigter göttlicher Verehrung danken, dann wieder der Mißbraucher der Gewalt, der seine Erdolchung verdient. Die antike Kenntnis besteht also hier nicht in einheitlichen Vorstellungen sondern in einem Vorrat angelesener Einzelzüge, die willkürlich in ein völlig davon unabhängiges Wertesystem eingetragen werden, je nach Zweck oder Einfall. Noch herrscht die augustinische Zerbröckelung der antiken Gedächtnis: die einzelnen Stückchen sind vielleicht noch ziemlich vollständig vorhanden, aber sie werden nicht mehr zusammengefügt, sondern hie und da eingesetzt in ein andres Mosaik.

Auch bei Johannes von Salisbury findet sich noch nicht selbständige Ansicht des Altertums als einer eigenen oder gar einer besseren und schöneren Welt: auch ihm sind antike Personen und Geschehnisse Belege für das Walten einer übergeschichtlichen Gottheit oder ermunternde und warnende Winke. Auch sein Fürstenspiegel will noch nicht die christlichen Herrscher nach antiken Mustern formen, wie dies seit Petrarca üblich wird. Doch so losgelöst von ihrem antiken Grund und Sinn, so willkürliche Zeichen für beliebige kirchenpolitische Gedanken, so zusammenhanglose und fast beziehungslose Beispielsbröckchen wie bei Thomas sind seine Zitate

nicht. Er hat ein Gefühl für die Sonderart und Herkunft der Altertümer die er erwähnt und mißbraucht selten geschichtliche Namen zu rein allegorischen Zwecken. Etwas von der frommen Scheu des Petrarca, eine Ahnung von dem Eigenwert der Geschichte bestimmt bereits seine Moral. Zwar den Cäsar erwähnt auch Johannes von Salisbury zweideutig, doch nicht aus allegorischer Verselbständigung von Einzelzügen sondern aus einem Schwanken des Urteils, das auf die antike Überlieferung selbst zurückgeht, auf Cicero und Lucan, auf den Gegensatz zwischen Größe und Tugend, den dieser humanistisch angehauchte Scholastiker schon ahnt, wenn auch noch nicht schmerzlich als Stimmung und Spannung erfährt wie Petrarca.

Da er seine lateinischen Klassiker gründlich kennt und ergiebig verwendet, ohne Sichtung ihrer Urteile, doch mit entschiedenem Gefühl ihrer Gesinnung, das bei dem reinchristlichen Pragmatismus des Thomas durchaus fehlt, so gerät auch in den Zusammenhang seiner einzelnen Aussagen — einen Zusammenhang geschichtlicher Vorstellungen, nicht nur moralischer Werte — der Zwiespalt zwischen dem plinianischen Staunen vor dem wunderbaren Genie Cäsars und dem lucanischen Zorn auf den Umstürzer und Zwingherrn. Der Gegensatz Cäsar und Cato erscheint bei ihm zum erstenmal wieder in der augustinischen Fassung der sallustischen Parallele: „Catos Tugend ist dem Wahren näher", und den Kaiser Trajan zieht er von der Tugend aus allen anderen vor: man sieht, die ausschließende Christlichkeit mildert bereits ihre Strenge vor allgemein menschlichen Werten und vor klassischem Ruhm. Auch Brutus taucht schon aus der Verdammnis oder dem Schweigen womit der Glanz des ersten Kaisers im Mittelalter ihn bedeckt, wenn auch seine Tat ebenso wie der Selbstmord des Cato achtungsvoll gerügt wird. Johannes von Salisbury schwankt zwischen den Werten des Augustinus und denen des Lucan, den er besonders gern anführt und genau kennt (samt den Urteilen der Alten über seinen dichterischen Wert). Die antiken Tugendwerte zumal der Stoa, mit denen Augustinus noch leidenschaftlich rang, regen sich bei Johannes von Salisbury nach jahrhundertlanger Scheu wieder schüchtern, ohne dem selbstgewissen Christentum sehr gefährlich zu scheinen. So stark und anspruchsvoll, daß sie

nun ihrerseits wieder das von Augustinus ihnen entrissene Reich der Geschichte zurückzuerobern trachteten, werden sie erst unter Petrarca.

Was Johannes von Salisbury über Cäsar aus den erwachenden Büchern der Alten erfuhr, aus Sueton, Cicero, Plinius und Lucan, das färbte und stärkte ihm die mittelalterliche Vorstellung des glorreichen ersten römischen Kaisers. Die sittlichen Makel des wollüstigen Sklaven der Kleopatra oder sein Umsturz, selbst sein Mißgeschick in Britannien, das ihm der Heimatstolz Johanns einmal vorrückt, die siegreiche Abwehr des cäsarischen Angriffs, konnte den alten Namensruhm des „größten der Kaiser", des Welteroberers, des milden Siegers und Gebieters, des gelehrten und beredten Kriegshelden zwar beflecken, doch nicht schwächen. Cäsar blieb neben Alexander der Inbegriff weltlicher Größe für den Kirchenfürsten, der freilich Tugend und Frommheit immer noch höher ehrte als weltliche Größe. Und es blieb immer noch Namensruhm, der bestimmte Eigenschaften und Taten umwob: noch nicht eine unverwechselbar gesehene Person. In den Motiven des Cäsar-staunens und der Cäsar-rüge ist Johann von Salisbury dem Petrarca schon nahe.. aber zwischen dem Witterer und dem Entdecker der Antike, dem Vorboten und dem Begründer des Humanismus mußte erst Cäsar aus einem Namen wieder zum Gesicht werden. Dazu half weder die gründliche Belesenheit des Johannes von Salisbury noch die weite Denk- und Verknüpfungskraft des Aquinaten. Die dichteste Masse richtiger Notizen aus den alten Büchern und der schärfste Schliff der Begriffe öffnet keine Augen für Geschehen und Gestalt, erlöst die Geschichte nicht aus den Buchstaben zu Bild und Wort. Brunetto Latini hatte vielleicht nicht weniger Kenntnisse als sein Schüler der sein Andenken verewigt, und sammelte doch nur zahllose dürre Krümel von Namen und Dingen in seine Schatzkammer. Sein Cäsar ist der leere Schall des Kaiserruhms und etlicher Merkwürdigkeiten aus Sueton und Lucan: sein ganzes Wissen zeigt ihm nichts anderes als all den mönchischen Annalisten. Mit seinem feinen festen weiten Gedankennetz hat Thomas von der wirklichen Erscheinungswelt in Raum und Zeit fast nichts eingefangen, nichts einfangen wollen, so eine wundersame Erscheinung dieses Netz selber auch ist. Die Enzyklopädie eines Vinzenz

von Beauvais ist gleichsam ein Wörterbuch, die Summa des Thomas eine Grammatik der mittelalterlichen Wissenschaft, nicht ihre Sprache oder Rede: die gab ihr erst der allgesichtige Gesamtmensch der kraft seiner Geisteshelle und seiner Seelenglut das All am eigenen Leibe erfuhr und die unzähligen Merkmale zu einer Merkwelt zusammenschaute, die allgemeinen Begriffe mit eignem Griff zusammenhielt, die leeren Formeln mit seinen lebendigen Formen wandelnd erfüllte: Dante.

Man mag jede Einzelheit der Divina Commedia mit „Nachweisen" belegen: bei ihm erst wird der Name Gestalt, die Bezeichnung Bild, der Stoff Gehalt, die Beziehung Spannung und das feste System reger Kosmos. Die Ursprünglichkeit seines Sehens und Sagens, aus Fülle des Wesens, nicht die Tiefe der Gedanken oder die Weite des Wissens erhöht ihn über die kenntnisreichsten Sammler und sinnstärksten Grübler des Mittelalters und stellt ihn neben Friedrich II. Der durchdringt die mittelalterlichen Mächte so mit seinem Geist-willen wie Dante die mittelalterlichen Stoffe mit seiner Geist-seele. Vielleicht mußte der universale Fürst dem universalen Sänger vorausgehen und noch einmal das mittelalterliche Reich von dieser Welt verwirklichen als Person, eh es im geistigen All sich verklären ließ. Das reale Weltreich geht dem idealen Gottesreich, die sichtbare Tat dem sagbaren Sinn voran wie die Zeugung der Geburt. Nicht immer verkörpern sich Tat und Sinn eines Zeitalters in universalen Menschen: zum Homer und zum Shakespeare kennen wir keinen ebenbürtigen Helden. Den Sinn von Alexanders Tat mag man aus Aristoteles' Werk, den Napoleons aus manchen Schriften Goethes, Byrons, Victor Hugos wiederlesen.. Dante ist so sehr der Sänger des letzten Staufer-imperiums wie Vergil der des cäsarischen: beide sind nicht nur das, und beide sind es mit verschiedenem Genie, doch mit gleicher weltgeschichtlicher Wirkung.

Dantes riesiges Ich hat außer dem Denken und Lesen der Scholastik, dem Blicken und Fühlen der neuen Städte auch das Tun und Wollen des letzten Kaisers vor sich und in sich. Nur sein Cäsar-bild soll uns hier sein Erbe und seinen Wandel verdeutlichen. Zunächst: Dante schafft überhaupt wieder das erste Cäsar-bild seit Julian, nach fast einem Jahrtausend Cäsar-zauber oder Cäsar-gerücht. Dem Kai-

ser Friedrich II. hat Cäsar als Herrschervorbild innegewohnt, man merkt es an dem neuen Ton und vor allem an der Gebärde womit er diesen feierlichen Namen erwähnt. Doch dies Bild läßt er eher aus seinem eigenen Prunk hervorschimmern als daß er es nackt und fest herausgestellt hätte. Er war dichterisch, doch kein Dichter. Was Friedrich fernher scheinen sah und sagte das ist dem Dante klar erschienen und hat sich in dessen Wort bestimmt, gefüllt, verewigt: die Heldenmiene Cäsars in dem einzigen Vers des IV. Höllengesangs: „Cesare armato con gli occhi grifagni" und der cäsarische Weltgang in jenen fünf Terzinen aus dem VI. Gesang des Paradieses. Weder neues Wissen noch neue Meinung enthalten diese Reihen, nur ein durchaus eigenes Gesicht, verkündet mit ehernem Ton und mit glühend gemeißelten Worten. Die Nachricht über Cäsars Augen hatten Hunderte aus dem Sueton gelesen und abgeschrieben: es blieb Buchstabe und loses Merkmal. Erst Dante schaut aus der Schrift das Wesen und zeigt den bleichen Helden im Panzer auf der Heidenwiese wandelnd mit dem Adlerblick, daß wir ihn gleich erkennen und selber freudig beben von der Begegnung, durchdrungen vom stummen Schauer der Vorwelt, der Größe und der Ewigkeit. Nicht historische Kenntnis sondern dichterische Liebe hat ihn so beschworen. Dieser „Cäsar" ist ein wirkliches Urbild, einerlei ob er ein richtiges Abbild ist — wir müssen ihn so sehen, was wir auch wissen oder meinen, und niemand mehr seit dem Altertum hatte die Macht solchen Glauben zu erzwingen und klassische Geister leibhaftig zu rufen.

Und wie Cäsars Gestalt so auch Cäsars Geschichte: von seinen Siegen und Eroberungen waren Annalen und Romane voll, man hatte sie erwähnt und erzählt, bald in mühsamen Auszügen aus Sueton, Lucan und den Kommentarien, bald in munteren Fabeln: Es blieb ein dürres Nacheinander, ein buntes Nebeneinander oder ein trübes Durcheinander von Namen Dingen Begebnissen Figuren, ohne Erscheinung Gebärde Raum und Licht. Doch wenn Justinian dem Dichter die Mär des Adlers kündet, so gewahren wir mit ihm den cäsarischen Flug durch die Länder Ströme Meere, den wankenden dröhnenden klirrenden Erdkreis, den Siegerschritt der Legionen, den Sturz der Throne und den Gebieter funkelnd über das Reich hin, das ihn scheut und ersehnt. Wie etwa der

Maler des Alexander-mosaik mit einem Dutzend recht verteilter und bewegter Figuren das Getümmel der Weltschlacht vergegenwärtigt, so weckt Dante mit kargen Namen und Winken, nur durch den Schwung, den Blitz und die Glut seines hochher und weithin fahrenden Verses die ganze Breite des ewigen Imperiums mit der ganzen Tatenschnelle und Schicksalsfülle des ersten Imperators. Keine noch so umfängliche Historie kommt an cäsarischem Gehalt, an Frische und Prägnanz diesen fünfzehn Zeilen gleich, und auch hier liegt weniger am Staatswillen und Geschichtsgedanken als am Geistesgesicht wodurch sie erscheinen und am Bildnerwort wodurch sie bleiben und leiben. Das allein ist Dantes eigenes und neues Wunder und nur dadurch hat er mit seinen Meinungen Geschichte erhalten und gemehrt: seine Meinungen teilt er mit vielen gläubigen Zeitgenossen wie seine Kenntnisse mit vielen belesenen Gelehrten, wenn auch seine Leidenschaft seinen Glauben tiefer durchglühte und feuriger verfocht und seine Kenntnisse heftiger packte und formte. Sein heiliges Herz ward die Mitte für alles was er erfuhr und sein Geist fand von da einen dichten Zusammenhang und eine belebte Gliederung wie kein helles Hirn und kein dunkler Trieb allein sie geben kann.

Zieht man von Dantes völlig neuem Cäsar-gesicht und -wort seine Cäsar-meinungen ab und liest sein Weltgedicht, wie seine meisten Ausleger und Nachahmer, nicht als eine Schöpfung, sondern als ein Lehrbuch, so bleiben die mittelalterlichen Cäsar-formeln übrig, freilich in der nachdrücklichsten und grundsätzlichsten Fassung die sie überhaupt gefunden haben. Cäsar ist ihm der erste rechtmäßige Kaiser, und zwar (wie schon im Annolied) nimmt er den Adler „auf Roms Begehren" als erwählter Feldherr gegen Gallien. Das Kaisertum selbst verherrlicht Dante mit dem Eifer eines italienischen Staatsmanns, der aus neuem städtischem Erdensinn den starken und gerechten Schirmherrn, den Schlichter des vielspältigen Haders ersehnt, zugleich mit dem ganzen Unbedingtheits-glauben des mittelalterlichen Frommen, der das göttliche Reich im irdischen spiegelt und für die göttliche Mitte und Allmacht ein irdisches Zeichen braucht. Dies konnte aus den politischen Bedürfnissen und Zuständen seiner Stadt und Zeit nicht mehr der Papst sein. Dantes neuer Weltsinn mußte also seinen Kaiserkult nur noch steigern . . dieser

ist die Verbindung eines politischen Verlangens mit einem religiösen Ideal, wie schon ähnlich im Kaisertraum Ottos III. Nur war Dante kein vorwegnehmender Jüngling sondern ein zurückblickender Mann, dem ungeheures Leiden noch viel stärkere Verklärungskräfte und -gründe gereift. Auch hatte der Kaisertraum inzwischen durch die Staufer noch an Schwung und Glanz zugenommen, er war wirklicher und gewichtiger geworden, ohne an Höhe und Ferne, an idealischer Unbedingtheit einzubüßen. Als Sinnbild dieses Kaiserideals aber den Stifter des Amts zu wählen, ward zugleich ein Bedürfnis des mittelalterlichen Allegorikers, der für jede Weihe ein magisches Ursprungszeichen, ein nennbares (wenn auch keineswegs erklärbares) Woher braucht, des Gelehrten, der die überlieferten Anfänge bewahrt, des Künstlers, der zu jedem Sinn die energischste Gestalt sucht. Cäsar war für Dantes Gedächtnis der geschichtliche Gründer einer uralten Ordnung, für Dantes Glauben der erste Träger einer ewigen gottgewollten Weihe, für Dantes Phantasie der greifbarste Held unter den Kaisern.

Wenn nun seine inbrünstige Sehnsucht das Kaisertum vergöttlichte, sein Meinen, Wissen und Schauen den Cäsar zum heiligen Gleichnis erhob, so mußte er seine Mörder tiefer verteufeln als es je den läßlicheren Frommen oder Kaisertreuen beikommen konnte. Auch hierbei wirkte noch der Bildnerwille zum schroffsten Ausdruck, der Denkerwille zur klarsten Beziehung. Der die ganze Commedia durchwaltende Parallelismus zwischen göttlichem und menschlichem Geschehen, zwischen biblischen und antikischen Beispielen hat auch die uralte Spannung zwischen Gott und Cäsar wiederbelebt. Wenn Cäsar als Gleichnis Gottes erschien, so mußten seine Verräter Brutus und Cassius neben dem Verräter Gottes, Judas, die unterste Höllenpein leiden. Gott und Cäsar war für Dante weniger ein Gegensatz als eine Polarität. Cäsar war nicht wie für das päpstliche Mittelalter das Widerspiel sondern das Gegenbild, die Entsprechung Gottes auf Erden.

Wie wenig übrigens der Verdammnis der Cäsar-mörder der modern weltliche Monarchismus zugrunde liegt, wie sehr sie eben die leidenschaftliche Zeichensprache eines Gottesreichgläubigen ist, das zeigt die Verherrlichung des Freiheitshelden Cato im Purgatorio. Ein Humanist mit dem Gefühl für die politische Stimmung des

Altertums, für den Zusammenhang der staatlichen Parteien und Schichten Roms hätte den Cäsar-gegner und die Cäsar-mörder nie so trennen können. Von Petrarca ab erscheinen Cato und Brutus wenn nicht gleichwertig so doch gleichartig. Waren einmal Cäsar und Cato Träger der weltlich-politischen Gegensätze Monarchie und Republik, Tyrannei und Freiheit, oder der weltlich-moralischen Gegensätze Größe und Tugend, frevelhaftes Glück und erhabenes Unglück geworden, so ließen sich Cäsar, Cato, Brutus nicht mehr, wie bei Dante, in gesonderten Sphären betrachten. Für Dante bestand ein Gegensatz zwischen Cäsar und Cato überhaupt kaum: Cäsar ist der Träger einer metapolitischen Weihe, Cato der Träger eines metaphysischen Wertes.

Die Geschichte war für Dante wie für Thomas noch nicht der irdische Kampf der Mächte, der einmalige Ablauf zeitlicher Geschikke und die Reihe der vergangenen Wesen sondern der Raum der ewigen Zeichen, die da oder dort erscheinen und in Kraft treten.. und jede ihrer Erscheinungen hatte zwar viele Bezüge, aber ihren festen Platz und ihren abgegrenzten Bildsinn. Kaiserreich und Mannestugend kreuzen sich in dem Universum Dantes so wenig wie etwa in dem Goethes Napoleon und Schiller. Brutus und Cassius ha er nur unter dem Gesichtspunkt ihrer entscheidenden Einzeltat wahrgenommen: als Mörder des Cäsars, das heißt als Schänder eben jener Weihe. Catos stoische Seelenfreiheit, die sich dem irdischen Zwang durch Selbstmord entzieht, sah er an sich, ganz unabhängig von ihrem geschichtlichen Grund und Zusammenhang, dem Kampf des Republikaners gegen den Tyrannen. Diese Gabe, geschichtliche Figuren Taten Eigenschaften herauszulösen aus ihrem zeitlichen Gesamt und als magische Zeichen oder moralische Beispiele isoliert zu gebrauchen, ist durchaus noch mittelalterlich, vorhumanistisch. Dafür gibt es noch andre Beispiele in der Commedia: wenn Dante auf Cäsars Päderastie anspielt, so kann er dabei völlig absehen davon daß dies Laster (für das sein teurer Lehrer Brunetto in der Hölle büßte) an dem heiligen Kaiser haftete.. oder wenn er den Hetzer Curio straft, so kapselt er dies rein ab von dem Grund und Erfolg des Hetzens, eben jenem Krieg der zum Kaisertum führte Cato und Cäsar sind für Dante keine Zeitgenossen und also keine Gegner, sondern Sternbilder mit getrennten Bahnen. Brutus und

Cassius erscheinen für ihn überhaupt nur durch ihren Bezug auf Cäsar, gleichsam als Funktionen des cäsarischen Seins, sie haben keine außer- oder vorcäsarische Geltung, wie auch Judas nur als Funktion des Heilands überhaupt erscheint. Cato hatte schon in der antiken Überlieferung eine breitere Basis des Ruhms als Brutus: nicht eine einzelne umstrittene Tat sondern ein langes Leben, eine dauernde sinnbildliche Haltung. Er trat in die Kaiserzeit schon mit einem unanfechtbaren, auch von Cäsarianern anerkannten Gewicht selbständigen Adels ein, während Brutus und gar erst Cassius keinen Wert mitbrachten als den pathetischen Dolchstoß. Cato dankte sein Ansehn nicht erst seinem Kampf gegen Cäsar, das der Cäsarmörder steht und fällt nur mit der Bewertung ihres Opfers: sie sind seine Trabanten geblieben. So war es für Dante leicht in Cato nur die Tugend und nicht den Streit mit der Monarchie zu sehen, was ihm seine Gewährsmänner bei Brutus und Cassius verwehrten. Um diese beiden aus der gesamtmittelalterlichen Finsternis und der Dantischen Hölle zu erlösen, mußte erst der weltliche Freiheitsgedanke, das republikanische Ideal so erstarkt sein, daß es mit dem mittelalterlichen Kaiserkult erfolgreich ringen konnte, daß die Cäsar-feindschaft und sogar der Cäsar-mord selbst wieder zum Wert wurde. So weit kamen erst die Nachfolger des Petrarca.

Dante hat den Humanismus geweckt, indem er die mittelalterlichen Gefüge und Massen einheitlich mit dem ursprünglichen Leben seines großen Herzens durchdrang und ihnen dadurch neue Leuchtkraft und Klangkraft gab, Gesicht und Wort. Die Spaltung dieses neuen Gesamtlebensinns in verschiedene Empfänglichkeiten, seine Anwendung auf einzelne Gebiete der geistigen Welt, die dadurch eben erst als solche wahrgenommen, abgegrenzt und bearbeitet wurden: das war die Lust und Mühe seiner Nachfolger, die Aufgabe des Rinascimento. Dantes Person enthielt noch den religiös geschlossenen d.h. „vollkommenen" Kosmos der menschlichen Gaben, deren Entfaltung erst den besonderen künstlerischen, wissenschaftlichen, staatlichen, ethischen Sinn zeitigte. Man mißversteht sein Werk, wenn man es nach diesen Einzelkategorien beurteilt. Er ist kein Künstler in dem Sinn wie Giotto oder Masaccio, kein Politiker in dem Sinn wie Macchiavelli, kein religiöser Ethiker in dem Sinn wie Savonarola, auch nicht ein uomo universale in dem Sinn wie

Leonardo da Vinci, daß er viele Talente verbunden hätte: er ist das einheitliche Wesen, nicht das mannigfaltige . . das allhaltige, nicht das vielseitige . . das runde, nicht das bunte.

Zu der Entfaltung der in Dante beschlossenen Kräfte hat dann weitaus das meiste der Mann gewirkt der zuerst die gedrungene Fülle in breite und leichte Regsamkeit lockerte: Petrarca, der erste ästhetische und der erste historistische Mensch, der Entdecker der alten Geschichte und der neuen Persönlichkeit. Das Christentum, das bei Dante den Kosmos baute und zusammenhielt, löste sich bei ihm in einen seelischen Duft und umwob dünn und läßlich die entzauberten Formen der offenen Erde. Die Antike brach aus dem Bann der Buchstaben oder der Namen in die morgendlich begierigen Sinne eines Lesers der sie mit eigenem Herzen und mit reichen Erfahrungen auslegen konnte. Und über alledem das geschmeidige Genie der Einfühlung, der Vor- und Nachempfindung, die Unruhe des entfesselten und frei in den aufgebrochenen Raum gestellten Ich, die angeborene Lust der hohen, weiten und weichen Seele an der fernen Großheit und der Schönheit der Nähe, das Wittern, Suchen, Finden, nicht gehemmt durch zähen Willen zum bestimmten Ziel noch durch unbedingten Glauben an Eins das not tut, rasch jeder erhabenen Aussicht entgegenschwingend.. bei stetiger Scheu vor dem Geheimnis leicht begeistert und entrüstet, mit tiefem Hang zu bewundern, bei fast weiblicher Neugier und lautrer Ehrfurcht voll zutraulichen Selbstgefühls auch vor den gewaltigsten Schatten! So war Petrarca wie kein zweiter berufen die erstarrten Gestalten der Götter und Helden zu suchen, weil sie fern und fremd lockten . . zu ehren, weil sie ihn schaurig groß anhauchten . . zu begreifen, weil sie gestaltig und beredt waren. Daß sie anders waren als seine Umwelt das erweckte seine Neugier und seine Sehnsucht, denn er empfand sich selber neu und fremd im scholastisch magischen Bereich und ahnte in ihnen ein ihm verwandtes freieres leichteres bildsameres Menschtum, eine mächtigere und grandiosere Art. Dadurch geriet in seine Altertumskunde die Schwärmerei für ein vergangenes unerreichbares und doch ewig erstrebenswertes Ideal. Seine Wiedergeburt der Alten war so von vornherein gefärbt mit einer dem Altertum selbst und dem Mittelalter durchaus fremden Art der historistischen Romantik. Auch das Al-

tertum kannte den manchmal wehmütigen Ahnenkult, das Lob der guten alten Zeit: schon Homer klagt *οἷοι νυμ βρωτοι εἰσιν*, doch ihm fehlte dabei einmal der Genuß der Vergangenheit als eines schmerzlichen Reizes, dann das Gefühl einer wesens-andren Weltart: Helden der Vorzeit waren den Alten nur bessere oder stärkere Vertreter ihrer eigenen Gattung, auch kannten sie nicht den Idealismus der Wiedergeburt. Es ist ein christlicher Zug, das Ideal als grundsätzlich unerreichbar zu verehren und dennoch zu erstreben. Dem kirchlichen Mittelalter aber lag das Ideal nicht in der Vergangenheit sondern in der Ewigkeit, nicht in einer historisch gewesenen Zeit sondern in einem metaphysisch gegebenen Raum, nicht in menschlichen Vorbildern sondern in göttlichen Urbildern, nicht in Gebärden und Gestalten sondern in Gesetzen und Weihen.

Petrarca hat mit dem neuen Formsinn für menschliches Wesen zugleich den neuen Zeitsinn für menschliches Gewesensein erweckt. Die Ästhetik und die Historie hat er gleichzeitig gestiftet und aus derselben Anlage heraus: aus der sehnsuchtvollen Menschenschau. Mit ihr hat er die „historische Person" entdeckt oder erfunden .. die „mythische Gestalt" des Altertums ist geboren nicht aus dem Traum der Vergangenheit sondern aus dem Rausch der Gegenwart und hebt gerade die Spannung zwischen lebendigem Jetzt und abgelebtem Einst auf, aus welchem die Historik des Humanismus und jede spätere Romantik ihre Kraft und ihren Reiz zieht. Götter und Heroen sind der Antike keine gewesenen Ideale sondern immer gegenwärtige Mächte, in die ihr Raum und ihre Zeit ein für allemal eingekörpert bleibt. Dies ist der gemeinsame Sinn der antiken Statuen Hymnen Tempel.. auch die antike Geschichtsschreibung ist weniger das Gedächtnis des Gewesenen als (besonders bei Herodot und Tacitus) das Gesicht des Beständigen. Im Mittelalter hat sich dann die bestimmte Gestalt verloren und die kultische Dauer erhalten. Als Petrarca die Gestalten wiederfand, empfand er sie zugleich als etwas das nicht mehr gegenwärtig sei, nach dem er suchen und forschen müsse und zwar in der Vergangenheit: nicht oben oder drüben, sondern dahinten. Damit beginnt erst der geschichtliche Sinn, für den die „Gestalten" nicht mehr im Raum stehen sondern durch die Zeit, mit der Zeit, aus der Zeit her wandeln und sich wandeln.

Die Wiederfindung der alten Zeugnisse, die Wiederdeutung der alten Schrift und die Wiederbelebung des alten Worts sind die drei Wege die alle drei Petrarca gebahnt und weithin beschritten hat: in einem Maß der Schöpfer der gesamten Altertumskunde wie seit Aristoteles kein Mensch mehr der Schöpfer einer Wissenschaft war. Durch ihn ist die neuere Geschichtsschreibung, gegenüber der antiken, eben wesentlich Altertumskunde und nicht Mythengedächtnis oder Schicksalsfeier. Doch Petrarca vereinigte noch in seinem beginnlichen Drang Richtungen die sich später abermals verselbständigt und abgesondert haben: die Forschung und die Beredsamkeit. Ihm ward noch nicht das Wissen um das Gewesene Selbstzweck, er wollte es zeigen, um es zu erneuern, sei es durch eigene Haltung sei es im erhabenen Bild. Aus dem Sehnen ist seine Suche geboren und Sehnen wollte sie wecken nach der vergangenen Größe, wie die Christen sich sehnten nach der Seligkeit. Das Mittel zwischen dem Buchstaben und dem Sinn war das beredte Wort. In der Sprache vor allem war ihm das Altertum aufgegangen und vermöge der Sprache wollte er es künden, bewahren und mehren. Darum ist sein wichtigster Mittler der beredteste Römer geworden, Cicero. Ob Petrarca durch eine ursprüngliche Wesensverwandtschaft an Cicero erst das Altertum hat fassen lernen oder ob er sich gerade in Cicero eingefühlt und ausgebildet hat, als dem gefeierten Fürsten der lateinischen Rede — gleichviel: den ganzen Humanismus hat das höchst persönliche Verhältnis seines Begründers zu Cicero dauernd bestimmt und seine Ansichten des Gesamtaltertums, der römischen Geschichte und Cäsars im besonderen gefärbt. Als Schüler Ciceros ist er der Entdecker und der Herold des geschichtlichen Cäsar, wennschon ihm Cäsars Ruhm nicht erst aus Cicero entgegengekommen war.

In Petrarcas italienischen Gedichten finden sich noch Spuren der mittelalterlichen Vorstellungsart: die Hirschkuh mit Cäsars Halsband gehört noch in den vorhumanistischen Märenkreis. Die Trionfi selbst, angeregt durch Dantes Kirchenzug und geschmückt aus klassischem Gedächtnis, erinnern durch ihren Namenkult noch an die Helden-neunzahl, wenn auch die Gruppierung und die Zahl der Namen schon die neue Belesenheit bezeugt. Cäsar als Sklave des Amor und als Gefährte der Fama: das ist der Übergang der mittel-

alterlichen Eigenschaftsallegorik in die humanistische Personenfeier. Doch die Glorie die Cäsarn im Mittelalter vor allem verherrlicht hatte, die noch seinen heiligen Rang und sein zentrales Gewicht bei Dante bestimmt: das Kaisertum, die Gründung des obersten Amts blendet den Petrarca als solches nicht mehr. Er sieht Cäsar schon mit den Augen Ciceros, und wenn er auch sein eigenes Wissen um Cäsars Geschichte nicht vergessen kann, so vergegenwärtigt er sich doch mit ungeduldiger Phantasie die Zeiten da Cicero sprach und Cäsar handelte, und möchte die Kluft der Jahrhunderte überschwingen die ihn von den erhabenen Seelen trennt. Da erscheint ihm denn Cäsar nicht mehr als der zeitlose erste Kaiser sondern als der blendende Führer, Sieger, Welteroberer, Redner und Autor, der er seinen Zeitgenossen, vor allem dem Cicero erschienen ist. Darum schwankt Petrarca noch manchmal, wie Cicero selbst immer, zwischen fast abgöttischer Bewunderung der cäsarischen Person und Abwehr der cäsarischen Richtung. Auch er rühmt dann und wann den Cato und sogar den Brutus als Retter der Freiheit, edle Vorfechter des Vaterlands wider die Tyrannei. Doch mit gleicher Stärke wie der politische Tyrannenhaß des Cicero selbst wirkt der ästhetisch nachempfundene des Petrarca nimmer. Mag er sich noch so sehr an Ciceros Stelle fühlen, er kann die ererbte heilige Scheu vor dem schon Jahrhunderte verklärten Namen Cäsars nicht aus seinem Geist tilgen, eine Scheu die Cicero nicht kannte.

Und vor allem: die politische Leidenschaft Ciceros gegen Cäsar konnte der ästhetische und historische Petrarca beim besten Willen nicht teilen, sie mußte sich notwendig abschwächen, da er kein bloßer übertreibender Rhetor und Mime vergangener Vorstellungen war (wie viele seiner Nachfahren) sondern der Finder und Bringer eines neuen Geistes. Dieser damals, bei Petrarca selbst noch frische und ursprüngliche Geist ist die sinnlich-geschichtliche Bildung, eben die welche später zum morschen Ästhetentum und zum dürren Historismus herabgesunken ist. Ihr Gründer, der ihr freilich auch schon ihre Gefahren und Schwächen mitgab, war noch ein kühner Neuerer und freier Schöpfer. Er hat diese Bildung als eine autonome Gewalt dem Glauben abgerungen und die ästhetischen Werte bewußt neben die religiösen der Kirche gestellt, die er zwar nicht befehdete aber vernachlässigte, und unbewußt neben die politischen

des römischen Altertums, die er zu erneuern meinte. Mit der eigenen Seele sich in fremde ersehnte verehrte einfühlen bis zur Selbstaufgabe, mit den Organen einer aus Zeugnissen erfühlten und erratenen Fremdwelt seine eigene Umwelt betrachten oder bewerten, diese beiden Gaben, ohne die es keine historische Kunde und keine ästhetische Kritik gibt, hat Petrarca erst dem Europäer gereift. Es waren seine frischesten und heftigsten Triebe. Er hat zuerst durch seine Einfühlung ins römische Altertum einen archimedischen Punkt außerhalb der eigenen Zeit gefunden, wie ihn keine frühere Menschheit kannte, ja dadurch erst überhaupt den Begriff der „Geschichte" als eines Ablaufs verschiedener Zeiten, nicht nur als einer Schichtung von „Zeitaltern" ermöglicht.

Deshalb überwiegt unwillkürlich die ästhetische Cäsar-bewunderung, in Cicero schon angelegt, durch die mittelalterliche Ehrfurcht gestärkt, Petrarcas nur dem Cicero nachempfundenen politischen Cäsar-haß. Überblickt man das Ganze seiner Werke, in denen kein Name, kaum der Ciceros und Scipios, so häufig und so dringlich vorkommt wie der Cäsars, so erkennt man daß seine Ausfälle gegen den Tyrannen, sein Lob des tugendhaften und vaterländischen Brutus und des unbeugsamen Cato, seine Klagen über Cäsars frevelhaften Ehrgeiz und über das pharsalische Blutvergießen gelegentliche Stimmungen und rednerische Wellen sind, nicht der Ausdruck einer dauernden politischen Gesinnung wie bei Cicero. Cäsar ist ihm immer gegenwärtig als Inbegriff seiner höchsten ästhetischen Werte, der Größe und des Ruhms, und noch der Tod überrascht den Greis beim Gedanken an Cäsar. Gerade seine Mahnrufe an Karl IV. und an Rienzi sind, wie dessen eigenes Unternehmen, ein Zeugnis eher für die Macht romantischer Heldenträume als für politische Einsicht und Stärke. Gewiß berauschte sich Petrarca auch an dem Nachglanz der alten Republik und weinte mit ciceronianischen Augen über ihren Sturz: auch das waren keine politischen Tränen über den Untergang eines Ideals das er gern verwirklicht hätte, sondern die künstlerische Trümmerwehmut.. nicht sein bittrer Schmerz über die ohnmächtige Tat sondern sein fast wollüstiges Gefühl der Ferne und Vergängnis. Man muß daneben Dantes Flüche über Italiens Jammer, seine Sehnsuchtsrufe nach der alten Römergröße hören, um zu unterscheiden wie der gram-

volle Wille redet und wie das in beschaulicher Trauer oder Erhebung schwelgende Gemüt. Auch wo Petrarca politische Ideale zu rufen scheint, das römische Gemeinwesen oder das römische Weltreich, da feiert er menschliche Gestalten und Gebärden die sich in solchen politischen Räumen ausgelebt und dargestellt haben. Die Republik ist gleichsam die Sprache der würdevollen hochsinnigen Römer, ihr fast zufällig auch politischer Ausdruck. Da römische Geschichte, durch Sprache und Landschaft dem Petrarca vor allem zugänglich, wesentlich Staatsgeschichte war, so mußte der erste Humanist wohl oder übel die politischen Formeln mit in Kauf nehmen worin antikes Menschentum ihm übermittelt wurde: doch Politik suchte er so wenig wie der letzte Humanist Jacob Burckhardt, sondern stattliche Personen, schöne Art, reiches Wesen.

Hier liegt die Grenze seiner sonst ebenso weiten wie tiefen geschichtlichen Divination: daß er die staatlichen Grundlagen dieser Menschen nicht miterriet, sondern sie gleichsam als natur- oder geist-unmittelbare Einzelwesen wandeln sah. Mit seiner Antike hat er zugleich das Ideal des rein und allgemein Menschlichen gefunden, der staats- und kirchenfreien Humanität. Er ist noch der Ahn Goethes so gut wie der des Erasmus und des Voltaire. Innerhalb dieser Grenzen aber hat er auch alles geahnt was eine hohe Seele von hohen Seelen ahnen kann ohne zu wissen wie sie gewachsen und bedingt waren. Soweit die antiken Helden unbedingte Personen waren kraft überzeitlicher Selbstigkeit, hat Petrarca sie so gezeigt, daß die Nachwelt nur noch zu seinen Charakteren die Staats- und Kulturräume zu finden hatte. Ganze Geschlechter von Antiquaren haben zu seinen Personen die Sachen wieder ausgegraben. Erst Montesquieu hat zu den petrarkischen Helden die Gesellschaftsideen (nicht nur die Staatsmaximen wie Macchiavelli) wieder gesucht, und Mommsen hat die Charaktere mit und aus ihren Ideen und Werken (nicht nur Taten und Gebärden) mit einer deutlicheren Vision der Personen und einer gründlichen Kenntnis der Sachen zu einer lebendigen römischen Geschichte zusammengesehen worin Ideen, Personen und Dinge gleichmäßig erscheinen.

Bis zu Mommsen hat Petrarca das Personenbild Cäsars bestimmt. Niemand vorher kennt seine Taten und seine Eigenschaften genauer, richtiger, umfassender. Petrarca hat nicht nur die sämtlichen

lateinischen Zeugnisse über Cäsar noch gründlicher gelesen als irgendein Europäer vor ihm, auch als Johannes von Salisbury und Dante: die rein quantitative Mehrung der Nachrichten hätte noch nicht das Bild erneuern müssen und Dantes neues Bild hat sich nicht an der Gelehrsamkeit entzündet sondern an der Liebe. Bei Petrarca traf die umfänglichere Kenntnis nun zusammen mit der neuen durch Dante geweckten Sehnsucht, ein gesteigertes Verlangen nach dem vollen und gelösten Menschentum mit dem geschwächten Jenseitsdrang, so daß gleichsam die Energien die bisher dem Himmel gedient hatten jetzt der irdischen zumal der geschichtlichen Schau zuschossen. Das Altertum wurde für Petrarca ein Ersatz des Gottesreichs. Noch ist er kein ausgesprochener Kirchenfremdling, und der selbstverständlichen Andacht seiner Zeitgenossen hat er sich so wenig entzogen, daß er sogar die niedren Weihen des Franziskanerordens nahm. Doch seine Fragen, Ängste und Sichten gelten nicht mehr dem Drüben und Droben sondern dem Hier und dem Einst. Die Bibel, die bei den Scholastikern als Beispielsbuch herrscht, bei Johannes von Salisbury die Klassiker überwiegt, bei Dante aufwiegt, wird in Petrarcas Werken weitaus überwogen von Cicero und Livius, von Cäsar und Sallust, von Vergil und Lucan. Augustinus ist ihm mehr der letzte große Lateiner als der Kirchenvater, doch lebt er ihm auch, weil er jene Stimmung zwischen Rom und Gottesreich, zwischen Gott und Cäsar festhält worin Petrarca an der entgegengesetzten Zeitwende atmet. Fast ebenso entschieden wie Augustin mit seinen heidnischen Erlebnissen sich dem Christentum zukehrte gab sich Petrarca mit seinem christlichen Gemüt dem heidnischen Altertum hin, nur ohne solchen Kampf: ihm genügten die kleineren Fehden gegen die Scholastik und (in den Epistolis sine titulo) sogar gegen die Kurie.

Sein ganzes Gedächtnis war überflutet und durchtränkt, dichter und viel ausschließlicher als das des Johannes von Salisbury und des Dante (dessen ungeheure Intensität freilich fast als Quantität wirkt) von antiken Bildern und Wendungen. Er konnte kaum atmen und gehen, ohne daß ihm dabei ein Wort, eine Tat, ein Geschehnis aus dem Altertum einfiel, sein ganzer Horizont war umstellt, fast verdeckt von antiken Figuren. Und zu diesem Umfang seiner Belesenheit, zur Innigkeit seines Gedenkens, worin er schon

die Vorgänger übertraf, kam noch als ganz Neues die sehnsüchtige Einfühlung und die Begierde nach Wiedergeburt. Er wollte nicht nur seine Gelehrsamkeit zeigen durch fleißige Zitate, nicht nur seine Phantasie unterhalten mit dem oder jenem alten Schatten, sondern ihre völlige Gegenwart beschwören in die seine, in einen dauernden brüderlichen Verkehr mit ihnen treten: darum seine Briefe über die Jahrhunderte hinweg an die Toten, darum seine Suche nach Handschriften, darum vor allem — außer unermüdlichen Anführungen und Beispielungen auf jeder Seite, fast in jeder Zeile seiner zahllosen Schriften — das biographische Bemühn.

Petrarca hat als erster Biograph die Erneuerung des geschichtlich ästhetischen Menschenbildes wieder versucht und die Nachrichten aus alten Handschriften musivisch zusammengesetzt, nicht um die Nachrichten zu bewahren oder gar um des rituellen Abschreibens willen (wie die Mönche) sondern um zu sehen und zu beschwören wer und wie die Alten gewesen. Alle erreichbaren wollte er wiedersehen behorchen ausfragen, besonders zwei, die größten und berühmtesten, die Gipfel der römischen Geschichte, die ihm die Weltgeschichte war: Scipio Africanus, den Retter Mehrer Verherrlicher der Republik, den Besieger Hannibals, den edelsten Bürgerfeldherren, und Julius Cäsar, den Eroberer des Erdkreises, den strahlendsten Imperator. Den einen hat er beschworen und gefeiert in einem Epos nach dem Muster Vergils, den andren in einer ausführlichen Lebensgeschichte, genau nach den antiken Quellen. Er hat selbst geschwankt welcher ihm lieber und verehrungswürdiger war, wie er sein Lebtag rang zwischen der Andacht zur Tugend — gleichsam das säkularisierte christliche Ideal — und der Andacht zur Größe um jeden Preis, womit er schon dem vollen Personendrang der Renaissance-gewaltigen vorfühlte. An Scipio war von keinem Wert her etwas auszusetzen (wenn man schon sein Heidentum einmal hinnahm), an Cäsar von seiten der Tugend wie der Freiheit sehr vieles. Aber Cäsar war fraglos — darüber verblendete den helläugigen und feinnervigen Geschichteseher kein sittliches Vorurteil mehr — ästhetisch weiter und reicher, historisch entscheidender und umfassender, der reinen Tatenmasse und Tatenwucht, dem Größengrad nach gewaltiger und, mindestens für das Zeitalter in dem Petrarca heranwuchs, berühmter und glorrei-

cher als der mehr den Gelehrten vertraute Scipio. In seinem Trionfo lehnt er ausdrücklich die Wahl zwischen den beiden Lieblingen der Fama ab, zwischen dem Knecht der Tugend und dem Knecht der Tugend und der Minne. In seinen Schriften erwähnt er sie etwa gleich oft und mit gleicher Herzlichkeit, vielfach zusammen. Scipio schiebt sich, mindestens in der italienischen Literatur, als Ruhmesgespons oder Rival seit Petrarca erst neben oder vor den bisher fast allein geläufigen Alexander, den Petrarca fast nur noch als Welteroberer, nicht mehr als persönliche Größe mit Cäsar paart. Er möchte Alexander aus einer ausgesprochen römischen Eifersucht, etwa der livianischen Farbe, unter die römischen Helden drücken: auch im Ruhmeszug bleibt der Mazedonier nicht nur abseits von den Römern, sondern selbst hinter dem Hannibal.. die Trionfi enthalten im Gegensatz zu den mittelalterlichen Namenreihen eine Rangordnung.

Wenn Petrarcas Urteil zwischen Scipio und Cäsar schwankt, zwischen tugendlicher Größe und unbedingter Größe, so neigt dagegen seine Phantasie sich deutlich dem inhaltreicheren und schicksalsmächtigeren Dasein zu. In seinem Sammelwerk über die berühmten Männer füllt die Biographie Cäsars viermal soviel Platz als die Scipios, ja fast die Hälfte des gesamten Werks, worin von Romulus bis Trajanus die meisten römischen Helden und einige auswärtige wie Alexander, Hannibal, Pyrrhus, Antiochus behandelt werden. Sie ist ihm unter der Hand so angeschwollen, daß sie als ein lateinisches Buch aus dem Corpus der Berühmtheiten ausschied und bald unter dem Verfassernamen „Julius Celsus" ein gesondertes Dasein führte. Petrarca war als Verfasser verschollen bis 1827 ein deutscher Forscher ihn wieder einsetzte. Dagegen enthält die italienische Version des Sammelwerks aus dem 15. Jahrhundert, die 1527 nochmals gedruckt wurde, auch die Cäsar-biographie in vollem Umfang, seltsamerweise nicht an der zeitlich richtigen Stelle, sondern zwischen dem älteren Cato und Flaminius, lang vor dem jüngeren Scipio, Marius und Pompejus.

Die Cäsar-geschichte des Petrarca ist eine kritische Kompilation aus Cäsars Kommentarien samt deren Ergänzungsbüchern und Sueton unter Benutzung anderer lateinischer Schriftsteller, Sallust, Florus, Vellejus, Valerius Maximus, vor allem der ciceronia-

nischen Reden und Briefe und der Pharsalia. Für die Taten Cäsars sind ziemlich getreu und genau die Commentarien mit ihren Anhängen verwendet, für Cäsars Anfänge, Ende und Begräbnis Sueton, für seine Eigenschaften Sueton, Plinius und die Marcellus-rede Ciceros. Alles Fabelhafte ist hier zum erstenmal vollständig ausgeschieden, Gründungs- und Abstammungssagen, und erst recht ritterliche Abenteuer. Petrarca hat die Tatsachen nicht nur stumpf abgeschrieben, sondern geistig durchdrungen, umgeordnet, in seinen eignen ciceronianischen Ton umgesetzt, ohne sich vom Inhalte allzusehr zu entfernen, und mit manchen Betrachtungen begleitet, besonders die Ermordung. Hier ist Petrarca herzlicher Cäsarianer und verdammt die Tat des Brutus als unmenschlichen Undank, als unedle Tücke und als staatsverderbliche Torheit. Ja, selbst an seinem angebetenen Meister Cicero rügt er die Schmähreden über der Leiche des erst umschmeichelten Helden. Durchgehends merkt man in dieser Biographie den freien Geist, der über der Buchstabentreue den Sinn der Berichte nicht vergißt, über der Ehrfurcht vor den Gewährsmännern nicht die Ehrfurcht vor dem Bild das er aus ihnen liest und das eigene Urteil.

Hier hat zum erstenmal ein leidenschaftlicher Heldenverehrer Cäsars Taten, Cäsars Eigenschaften und Cäsars Anekdoten gereinigt von den Zutaten des magischen Wahns und der schweifenden Phantasie, aus den echten Quellen wieder vollständig zusammengestellt und als Ausfluß einer geschichtlichen Einheit, einer menschlichen Person zusammen gesehen. Mit dieser Biographie beginnt der eigentlich moderne Ruhm Cäsars, der nicht mehr an einem heiligen Amt haftet oder an einem allegorischen Sinn oder einem magischen Klang, sondern an der Kenntnis großer Taten und der Betrachtung hohen Wesens. Durch Petrarca wird Cäsar geschichtliche Erinnerung und individuelles Vorbild. Sein Buch hat zugleich die antiken Urkunden aus dem Buchstabenbann endgültig gelöst und sie der Anschauung erschlossen. Nicht nur daß in Petrarca selbst von allen Seiten her die Wasser der Überlieferung rannen und sprangen, auch seine Leser, d. h. die bücherkundige Menschheit erst Italiens, dann Europas, atmeten fortan vertraute Luft und waren „im Bilde", wenn Rubikon und Nil, Pharsalus und Dyrrhachium, Ariovist und Juba, der Dolch des Brutus und die Kurie des Pompejus, Amyclas und Cra-

stinus, Calpurnia und Julia, Servilia und Cleopatra, Nikomedes und die Seeräuber, Glatze und Lorbeer, der Traum von der Mutter und der Komet, die Triumphe und der Scheiterhaufen, die Tränen am Alexander-bild und an Pompejus Leiche, die Bücher und die geflügelten Worte, Cäsars Schwert und Cäsars Stift erwähnt wurden. Durch Petrarcas Schriften und (auch ohne seine Autorität) vielgelesene Cäsarbiographie ist Cäsars Geschichte erst sprichwörtlich geworden, weit über das Raunen der mittelalterlichen Kaiserandacht und der Märchen hinaus, das daneben freilich noch bis tief ins 16. Jahrhundert sich weiterfristete, besonders in dem erst spät durchhumanisierten Deutschland, wo das Luthertum dem Petrarkismus das Atmen erschwerte. Doch von jetzt ab wimmeln die Literatur und Kunst, Hof und Rat derart von Cäsar-beispielen und -anspielseln, daß man nicht mehr die einzelnen Zeugnisse sondern nur noch die entscheidenden Fassungen, Wendungen und Wirkungen des neuen Cäsarruhmes suchen muß. Cäsars Gedächtnis ist seit Petrarca und durch ihn ein selbstverständliches Fluidum der gesamteuropäischen Bildung geworden.

Auch nach Petrarca ist Cäsars Ruhm mit all seinen neuen Anfechtungen und Abwandlungen gesamteuropäisch geblieben und selbst durch die deutsche Reformation nicht völlig aus der petrarcischen Luft verdrängt worden, obwohl hier mehr als im übrigen Europa den Ton der Kleinbürger angab und der protestantische Pfarrer. Der aus Cicero, Livius und Lucan gelesene, vom italienischen Stadtrepublikanismus genährte moralische und politische Widerstand gegen Cäsar ging nach und nach in alle Länder über, zugleich mit der Feier des „großen Mannes". Nur in Deutschland bekam dieser Widerstand, wenigstens im 16. Jahrhundert, vielfach einen kleinstädtischen und pfäffischen Beigeschmack wie nirgends sonst. Bei Hans Sachs werden wir ihn besonders aufdringlich spüren. Er rührt schon von Luther selbst her, der allein gewaltig genug war den beiden ökumenischen Mächten, der Kirche und dem Humanismus, seine eigenen, tief und ausschließlich deutschen Werte entgegenzusetzen. In den andren Ländern haben sich Humanismus und Reformation völlig durchdrungen, Calvin und Milton sind ihrer Bildung nach Schüler Petrarcas, ohne daß ihre Frömmigkeit darunter gelitten hätte. In Deutschland ist Melanchthon eine seltene Ausnahme und die deut-

sche Sprache ist im 16. Jahrhundert lutherisch und ganz unfähig den Bildungsgehalt des Humanismus zu verarbeiten, trotz allem redlichen Bemühen die Bildungsstoffe hereinzuschaffen. Erst das Zeitalter des Opitz fand den verspäteten Anschluß und stellte damit die durch Luther gefährdete europäische Bildungseinheit wieder her, bereichert und gespannt, aber auch stets bedroht und gehemmt durch die Luther-erbschaft.

Übrigens haben sämtliche europäischen Länder den Weg aus dem mittelalterlichen Bann in die humane Bildung, den Petrarcas Genius gleichsam in einer raschen und reinen Erleuchtung zurücklegte, langsam und mühsam auf seinen Spuren nachholen müssen, gegen viele zähe altertümlichen Rückstände, sei es der Stammesgewohnheit, sei es der kirchlichen Überlieferung.

Frankreich gelangt erst mit Ronsard und Montaigne, England erst mit Bacon und Shakespeare, Spanien erst mit Don Juan de la Cueva und Lope de Vega, Deutschland erst mit Opitz auf diejenige nationale Bildungsebene die Petrarca für Italien gefunden, ja geschaffen hatte. Über den Völkern waltete außerdem freilich das internationale Neulateinertum, das ebenfalls aus dem nationalen Neulateinertum des Petrarca sich in den nächsten beiden Generationen entfaltete.

Denn Petrarca selber stand in seinem Geschlecht noch als reiner Humanist, trotz der fast abgöttischen Bewunderung womit man ihn umschwärmte, kaum minder allein wie Dante als weltsichtiger Dichter: er ist durchaus ein einzelner schöpferischer Entdekker (was man manchmal verkennt) mit der ganz persönlichen Glut und Helle die ihn von den hurtigen oder zögernden Mitläufern und Nachahmern scheidet: diese fassen meist einige neue Griffe und Züge, Stoffe oder Motive des Meisters, ohne den Gesamtsinn seiner Neuerung zu fassen: sie ähneln leicht ihrem Vorbild durch eine Art Mimikry, bei völlig verschiedenem Geist und Wesen.

Solch ein Mitläufer Petrarcas ist, als Humanist betrachtet (von seinen Verdiensten um die italienische Sprache und Erzählungskunst hier abgesehen) Boccaccio. Beschränken wir uns hier auf sein Cäsar-bild! Er schreibt entweder, wie in seinem Dante-kommentar, die Nachrichten des Sueton ab, ohne den eigenen Ton und die selbständige Wahl Petrarcas, in besserem Stil als die mittelalter-

lichen Annalisten doch aus der gleichen Gesinnung, oder er wiederholt die dekorative Einkleidung und die antiken Namen der petrarkischen Trionfi, mit minderem dichterischem Takt und mit der aufdringlichen Beflissenheit des Schülers der seine frische Kenntnis zeigen will. In seiner Amorosa Visione erzählt ihm die Fortuna nach verschiedenen andren alten Heldenschicksalen auch die Ermordung des Cäsar im trocken empfindsamen Ton einer mittelalterlichen Moritat. Weder die seherische Gestaltungskraft womit Dante die Miene oder die Taten Cäsars beschwört noch die ahnende Scheu Petrarcas vor der antiken Heldenglorie belebt Boccaccios Namenlisten. Seiner Amorosa Visione kommt aus Dante und Petrarca bloß die größere sprachliche Schmiegsamkeit zugut.. dem geistigen Gehalt nach, dem gebildeten Wissen nach überschreitet sie nirgends das Niveau der Reimallegorien welche die Sachkenntnisse des belesenen Mittelalters für sprachbedürftigere Städter in eine gefällige und faßliche Vulgärform sammeln, wie vor Dante der Tesoretto des Brunetto Latini und nach Dante der Dittamondo des Fazio degli Uberti oder das Quadriregio des Federigo Frezzi. Für alle drei ist Cäsar noch der erste Kaiser und der glorreichste Held, alle drei kennen seine Taten aus den alten Autoren, haben aber kein Gefühl seiner besondern geschichtlichen und geistigen Person. Boccaccio stellt ihn sich vor mit halb mittelalterlichen halb klassischen Abzeichen, am Arm den Wappenschild mit dem schwarzen Adler im goldenen Feld und um die Schläfen den Lorbeer den Phöbus liebt, mit Lanze und mit Feder. Petrarca war über solche Halbheiten schon hinaus und sah Cäsar sicher schon ganz in klassischer Tracht. Boccaccio glaubt auch noch daß die Agulia Cäsars Asche birgt, Petrarca erwähnt nur die Sage als solche. Boccaccio zählt die Calpurnia romantisch unter den treuen Weibern auf, als handle es sich um eine ritterliche Dame. Solchen Minnedienst hat Petrarca trotz der allegorischen Dekoration sogar in seinen Trionfi, geschweige in seinen lateinischen Schriften vermieden: man merkt selbst dort überall sein Gefühl für den Abstand der antiken Sitten von den seinigen, den Boccaccio wohl nicht nur als Poet aufhebt sondern auch als Gelehrter übersieht. Die klassischen Conzetti des Petrarca dagegen eignet er sich rasch an, etwa die Zusammenstellung der gezwungenen Tränen Cäsars beim Haupt des

Pompejus mit dem gezwungenen Lachen Hannibals beim Haupt des Hasdrubal. Auch hier übernimmt Boccaccio einfach gläubig die antike Deutung des Lucan, während Petrarca aus seiner Gesamtkenntnis des Cäsar nicht an die Heuchelei glaubt und nur um der rednerischen Wirkung willen sie sich in jener Antithese gefallen läßt. Überall freut sich Boccaccio mittelalterlicherweise begnügsam an den Einzelheiten, während jede Einzelanspielung des Petrarca auf eine Gesamtansicht der geschichtlichen Persönlichkeit hinweist. Boccaccio hat noch keinen „geschichtlichen Sinn". Sein Sinn für die Sprache ist schon geweckt durch Petrarca und sein ästhetischer Sinn für die Gegenwart, aber nicht für die Vorwelt und aus der Vorwelt: hier blieb er noch tastender rückblickender Schüler des erleuchteten Meisters, während er die Sitten seiner Zeit mit eigenen Augen sah und mit neuem Mund erzählte.

Noch weniger als Boccaccio ist der Mann von dem Petrarca eine Zeitlang die Wiedergeburt der Römergröße erwartete, ein echter Jünger Petrarcas: Cola di Rienzi. Er steht seinem Geschmack und seinem Gesichtskreis nach Otto III. viel näher als dem Humanisten. Was ihn verlockt ist nicht der neue Menschensinn, der in den alten Helden und Weisen seine vorbildliche Haltung und Stimme wiedererkennt, sondern derselbe Rom-traum, die Magie der ewigen Stadt mit ihren Zaubernamen Cäsar und Augustus welche einst der junge Kaiser umschwärmte. Nur gilt Rienzis Andacht der Stadt Rom und dem italischen Gemeinwesen, nach dem Gleichnis der ihn umgebenden Zustände, nicht mehr dem Reich. Er übersieht die Jahrtausende die ihn vom Konsulat und Tribunat trennen mit genau demselben geschichtsfremden Zeichenglauben wie Otto III. den Abstand zwischen dem Imperium der Julier und dem der Sachsenkaiser. Und weniger als schon Friedrich II. kennt Rienzi den Heroenkult, nur den Ämterkult. Er ist ein späterer Arnold von Brescia, ein römischer Stadtpatriot sogar mit dessen kirchlichen Reformwünschen, ein katholischer Demokrat mit einigen antiken Weiheformeln und durchaus mittelalterlichem Weiheglauben, in einer Zeit da die Weltvogteien Reich und Kirche schwächer, die Lokalgewalten stärker und selbständiger waren als in den Tagen des Barbarossa. Er ist weder ein Politiker — wie damals Papst und Kaiser bis zur Ideenlosigkeit waren, zumal der unkaiserlich kluge Karl IV.

— noch ein Mann der Bildung wie Petrarca, sondern eher ein religiöser Schwarmgeist mit politischen Ansprüchen und literarischen Anregungen, vom Schlag der Arnold von Brescia, Savonarola, Thomas Münzer, nur ohne deren fanatische Stoßkraft und gesammeltes Feuer.. eitler, unsteter, mehr begeistert als leidenschaftlich. Den Petrarca zog er an eben durch diese Begeisterung, die ihn von den rechnerischen und selbstischen Mächten abhob, und fast wie alter Heldensinn wirkte.

Politiker war Petrarca noch weniger als Rienzi und suchte auch in dessen Unternehmen weniger eine staatliche Neuerung als eine menschliche Haltung. Für Rienzi war das Tribunat eine erneuerte Römerweihe, für Petrarca eine klassische Gebärde. Rienzi empfing von Petrarca allerlei antikische Winke und las gern die Taten der großen Römer.. die ciceronianische Bildung blieb ihm meilenfern, er ist ihr fremder als Johann von Salisbury. Wo er einmal seine Belesenheit zeigt, da widerfahren ihm seltsame Irrtümer, schlimmer als die geläufigen Mönchsfabeln: er will in Chroniken gefunden haben daß Cäsar einmal in wildem Schmerz über eine verlorene Schlacht gegen sich selbst wütete, da habe sein Neffe ihm das Schwert entwunden.. daraufhin habe ihn Cäsar adoptiert und das römische Volk später mit der Herrschaft betraut — wahrscheinlich eine wirre Erinnerung aus Sueton an die Schlacht bei Munda. Er unterscheidet mehrmals die Titel Cäsar und Augustus, doch ohne klare Begriffe und feste Vorstellung. Überhaupt ist sein Denken und Reden weitschweifig trüb, ohne die sichere Unschuld des mittelalterlichen Worteglaubens und ohne die geschmeidige Gliederung des wiedererwachten Lateins.

Petrarca selbst hatte ein neues Ideal verkörpert und verkündet, das aus einigem Abstand als ein solches, wie jedes Ideal, den verschiedensten Menschenarten einleuchtete. Gerade als das Kaisertum und das Papsttum nicht nur ihre Macht sondern fast auch ihren Geist eingebüßt hatten, erhob sich aus der „Schönsten der Städte“ ein neuer Zauber, der wesentlich Geist war und die erlöschenden Glorien ersetzte oder verdrängte: die freie Menschenbildung, die vollkommene Persönlichkeit. Der Ruhm des schönsinnenden und wohlredenden Einzelgeistes trat zum erstenmal neben den Ruhm der Herrscher, Helden und Heiligen. Nie wieder hat das

Genie selbst eine solche Berückung in Europa ausgeübt wie damals bei seinem Erwachen und Erscheinen. Der „Geist" wuchs in den nächsten Jahrhunderten an Macht, Helle und Breite und manche geistigen Genien sind fast abgöttisch geehrt worden bei Lebzeiten wie Herren der Welt: Erasmus, Voltaire, Goethe, Victor Hugo.. aber keinem hat man mehr solch morgendliches Staunen und Zutraun entgegengebracht wie dem Wiederentdecker des selbständigen Menschen nach dem langen Gotteszwang.

Diese Entlastung von der Religion wirkte zunächst wie eine Religion nach allen Seiten hin, als neuer Schmuck und Ausdruck, als neues Wissen und Kennen, als neues Wollen und Handeln. Auch Täter und Wirker sahen jetzt auf den Sager und Künder mit einer ähnlichen Scheu wie bisher auf den Priester, den Verwalter der Zauber und Weihen. Erst später verlor sich diese beginnliche Andacht. Zuerst übernahmen die Literaten das Cäsar-bild des Petrarca und gaben seinen Ton und seine Formeln weiter. Sie verhalten sich zu Petrarca ähnlich wie die Rhetoren der römischen Kaiserzeit zu Cicero und zu Demosthenes: aus seiner Leidenschaft machen sie Übung und Genuß und verwandeln seine Motive in selbständige Rhetorik und Stilistik. Sie kommen bereits von seinen Regeln und Mustern her, nicht mehr von dem was ihn zu diesen Regeln und Mustern gedrängt hatte, von dem schöpferischen Verlangen nach schönem und großem Menschenbild und Seelenausdruck.. das Schönreden und der Klassikerprunk wird ihnen Selbstzweck. Manchmal gehen noch Inhalte ihres wirklichen Lebens in die Schönrederei ein: bei Coluccio Salutati die florentinischen Angelegenheiten, die ihm als Stadtkanzler eben um seiner neuen Beredsamkeit willen anvertraut waren, bei Enea Silvio Piccolomini, Petrarcas weitaus begabtestem und reichhaltigstem Seelenverwandten und Schüler in Italien, eine ausgebreitete Länder- und Sittenkunde, oder später, als er Papst geworden, die Sorgen des heiligen Stuhls. Doch nicht mehr diese Inhalte prägen und bestimmen ihren Stil und ihre Wendungen: die holen sie bereits fertig aus den durch Petrarca ihnen eröffneten Klassikern. Jeder Zug ihres Alltags oder ihres Amts und ihres Staates muß jetzt mit einem Beispiel aus dem Altertum belegt und damit verklärt werden.

Zumal Cäsars Leben, neben dem Scipios und Alexanders das be-

rühmteste und geschichtenhaltigste, durch Petrarca selbst am ergiebigsten gepflegte, bietet jetzt solche dekorativen Gemeinplätze in unzähligen Briefen Widmungen Oden Epigrammen bis zum Zerfall der vornehmen Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Petrarca hatte damit begonnen sein Privatleben beständig auf die erhabnen Vorbilder zu beziehen. Vorher waren die großen Namen nur bei feierlichen Anlässen oder als Eigenschafts-götzen angerufen worden, wenn es galt die Gerechtigkeit, Tapferkeit, Weisheit und vor allem die Freigebigkeit der hohen Gönner zu beschwören. Diese Gründe dauerten an, doch stand jetzt den Mahnern, Lobrednern und Bittstellern ein viel breiterer und genauerer Beispielsvorrat zu Gebote, und schon bei geringeren Anlässen griff man hinein. Besonders häufig werden jetzt die Hinweise auf Cäsar als den Gönner der Wissenschaften und insbesondere auf seine Bemühungen um das Buchwesen. Petrarca hatte so seinen Bruder zur Büchersuche gespornt und einem päpstlichen Bibliothekar geschmeichelt, Collucio Salutati ermuntert damit den Giovan Francesco Gonzaga. Und auf der andren Seite dient Cäsars Wollust jetzt zur Entschuldigung bedenklicher Liebeshändel: Enea Silvio bringt seinem Vater die Folgen einer Buhlschaft schonend bei, indem er ihn an die Verführung des größten Helden durch die Cleopatra erinnert, ein Motiv das er in seiner Schlüsselnovelle von Lukrezia und Euryalus wiederholt. Derselbe Mann rühmt als Papst Pius II. in einem feierlichen Staatsschreiben an die Universität Köln zum Lob der Alleinherrschaft den Wohlstand des Römerreichs unter dem ersten Monarchen: so groß ist die Spannweite dieser klassischen Gleichnisrednerei die mit Petrarca begann. Jeder antike Zug fand seinen aktuellen Anlaß, zu jedem erdenklichen Anlaß fand man ein antikes Gegenbild. In Petrarcas Ratbuch für alle Schicksale, De remediis utriusque Fortunae, ist die Bereitschaft der klassischen Nothelfer geradezu grundsätzlich durchgeführt und zu einer eigenen Gattung hergerichtet. Zu den Zeichen dieser humanistischen Allgegenwart des Altertums durch Petrarca gehört noch das Aufkommen klassischer Vornamen: seit dem Quattrocento wird Giulio Cesare oder Cesare einer der häufigsten und ist bis auf den heutigen Tag in den romanischen Ländern auch volkstümlich geblieben, während die meisten andren Namen dieser Reihe einen humanistisch gezierten

Beiklang bekommen haben (Philipp, Alexander, Julius, August sind übrigens die einzigen Namen aus dem klassischen Altertum die sich in der gesamten Christenheit als geläufige Alltagsnamen einbürgern konnten).

Dadurch daß Petrarca die römische Literatur mit ihrer eigenen Atmosphäre erneuerte, hat er auch die moralisch-politische Opposition der Republikaner und zumal des Cicero gegen Cäsar wieder erweckt. Denn aus der römischen Literatur, nicht etwa, wie man manchmal meint, aus einem ursprünglich politischen Widerwillen der modernen Stadtrepublikaner gegen die Tyrannis, nährt sich fast das gesamte Cato- und Brutus-lob der Humanisten und ihre rhetorisch-stilistische Cäsar-rüge. Mit wenigen Ausnahmen, wie Macchiavelli selbst, sind sie ausgesprochen unpolitisch und empfangen zwar oft ihr Brot und ihre Aufträge von Politikern, aber ihr geistiges Gesetz nicht von der Politik, auch nicht von der Moral, sondern von der Bildung: der Rede oder dem Wissen. Nur hat ihnen eben ihre Bildung den ganzen Kampf des Cicero zwischen dem ästhetischen Cäsar-staunen und dem moralisch-politischen Cäsarhaß emporgehoben, den man schon bei Johannes von Salisbury als ein geistiges Schwanken, bei Petrarca geradezu als seelische Spannung fühlt. Bei seinen Nachfolgern wird er zur literarischen Fehde oder auch nur zur Redeübung. Nicht aus ursprünglichem Tyrannenhaß haben sie den Brutus gefeiert sondern aus ursprünglichem Cicero-dienst und Cicero-glauben. Wenn auch der echte Haß gegen den oder jenen Kleindespoten der italienischen Gemeinwesen sich ciceronianischer oder lucanischer Wendungen bediente oder in Tiraden gegen das Cäsar-tum verkleidete, wenn der frische Bürgerstolz oder Adelsstolz sich auf Scipionen oder Catonen berief, so ist doch die eigentlich humanistische Schriftstellerei nicht als Staatsausdruck sondern als Redehandwerk gemeint. Man darf ihren politischen Willensgehalt nicht überschätzen, auch wo wirklicher Hang zu Cato oder Cäsar und nicht völlig leerer Schulbetrieb sie gezeitigt hat. Dieser Hang ist ästhetisch und literarisch, nicht moralisch und politisch.

Die bezeichnende Urkunde dafür ist der lange Streit zwischen den beiden gelehrtesten und beredtesten Schulhumanisten der zweiten Generation nach Petrarca: Guarini von Verona und Poggio

Bracciolini. Poggio hatte auf die Anfrage eines Fürsten aus Ferrara ob Scipio oder Cäsar den Vorzug verdiene in einer langen Epistel die beiden auf Grund der antiken, hauptsächlich ciceronianischen und livianischen Urteile ausführlich verglichen und darin Cäsar zwar als großen Kriegsmann gelten lassen, doch als unsittlichen und verderblichen Bürger, als Zerstörer der römischen Freiheit und damit der römischen Bildung getadelt und tief unter Scipio gestellt. Dagegen hatte dann Guarini, seinem Gönner dem Cäsar-verehrer Lionello von Este zulieb, eine breite Verherrlichung Cäsars verfaßt, mit persönlichen Ausfällen gegen Poggio, die „Cäsargeißel", wie er ihn spöttisch nannte. Guarini sammelte alle Ruhmestitel Cäsars, besonders aus Ciceros Marcellus-rede und Plinius, um ihn als den tatengrößten, mildesten und glorreichsten aller Helden über Scipio zu erhöhen. Hierdurch erbost, entwertete nun Poggio die günstigen Zeugnisse Guarinis, indem er etwa Ciceros Schmeicheleien als erzwungen den bösen Schmähungen aus Ciceros Briefen und den Philippiken entgegenstellt, mit des Livius Scipio-lob des Cicero Marcellus-rede zudeckt, aus der Stoffwahl des Silius Italicus dessen Vorliebe für Scipio schließt, kurz aus allen Klassikern den guten Leumund Scipios, den schlimmen Cäsars zu belegen sucht, wie in einem Rechtsstreit sogar das Schweigen der Zeugen als Belastung des Gegners verwendend. Da er die Tatengröße Cäsars nicht abstreiten kann, so spricht er ihm jede Tugend ab und damit nach Ciceros Definition den wahren Ruhm: denn Ruhm ohne Tugend sei nicht denkbar. Das ist natürlich reine Dialektik: kein Renaissancemann, auch kein Humanist hat je den Ruhm ernsthaft für eine Funktion der sittlichen Tugend gehalten.. sein Eigenwert ist geradezu ein Grundgesetz des Humanismus überhaupt. In diesem rhetorischen Gegensatz „Größe oder Tugend" gipfelt die ganze Fehde, mit ihrem Aufwand gelehrter Zitate. Es ist nur die humanistische Ausladung des ciceronianischen Schwankens zwischen seinem sinnlichen und seinem sittlichen Cäsar-urteil. Dieses Spiel kehrt immer wieder, bald als Prinzipienkampf der Parteien, bald als Stimmungswechsel der Einzelnen. Wie Johannes von Salisbury und Petrarca, so haben noch Bruno, Montaigne, Voltaire, Johannes von Müller, Lord Byron — in den jeweiligen Formen ihres Wesens und ihrer Zeit — dasselbe Schwanken erfahren: es ist ein klas-

TAYLOR INST. OXFORD

sischer Anlaß des unsterblichen Kampfes zwischen Sein und Sollen, zwischen Gestalt und Gesetz.

Bezeichnend für die rhetorische Meinung solcher humanistischen Schriften ist das Geständnis Poggios, daß ihm eigentlich die Frage an sich gleichgültig sein könne, daß ihn aber die Angriffe Guarinis zu einer gründlichen Widerlegung nötigten, um seiner humanistischen Standeswürde und Handwerksehre willen. Der Anlaß ist zufällig und Poggio hätte auch das Gegenteil mit gleichem Schick verfochten. Die klassischen Belege waren gegeben, das Cäsar-bild war seit Petrarca auch gegeben: die rednerische Anordnung, die dialektische Wendung der Werte war aufgegeben. Eigene und neue Kunde über Cäsar, eine frische geschichtliche Ansicht konnte aus diesem stilistischen Spiel nicht kommen. An die Sichten die Petrarca wieder zugänglich gemacht konnte man zwar Urteile nach Willkür ankleben, aber damit verwandelt man nichts. Cäsars Bild wurde weder größer noch kleiner, weder heller noch dunkler, weder schwerer noch leichter dadurch daß man ihn lobte oder tadelte kraft ciceronianischer Sprüche und ein für allemal festgestellter Geschichte.. dazu mußten entweder neue Tatsachen der Geschichte selbst gefunden oder wahrgenommen werden, oder von ursprünglichen Geistern mit neuer Leidenschaft oder Erleuchtung ein neuer Boden betreten werden, von dem aus das schon Bekannte anders aussah. Nur neue Gegenstände oder neue Zustände wandeln den Blick. Doch auch die neuen Gegenstände schaffen ein neues Menschenbild nur, wenn sie der frische Sinn für die Gestalt und Seele durchdringt, wie der Petrarcas. Bei seinen Nachfolgern spalteten sich die Ausdrucksfreude und die Sammellust, die Menschenkunde und die Sachforschung, die Rhetorik und die Philologie, die bei ihm vereinigt waren, und trennten sich zum Schaden beider. Neben der Schönredekunst lief bald gleichgültig bald feindselig, manchmal durch Personalunion verknüpft, wie bei Erasmus, selten durch eine neue Bindung vereinigt, wie bei Winckelmann oder Mommsen, die Wort- oder Dingforschung her, meist verlor sich der ursprüngliche Formensinn in leere Stilistik oder Methodik, der ursprüngliche Wissensdrang in dürre Kritik oder massige Stoffhäufung. Und zwar pflegte der Süden mehr (wenn auch nicht ausschließlich) die menschliche Rede, der Norden mehr die sachliche Kunde

aus dem Erbe Petrarcas. Laurentius Valla ist fast der einzige große italienische Kritiker aus Petrarcas Schule. Auch die Cäsar-forschung, die zu Petrarcas Cäsar-bild die Dinge oder Wege suchte kam hauptsächlich von Norden. Zwar in Italien selbst werden zuerst die Handschriften der Commentarien, die Petrarca benutzt hatte, herausgegeben, ohne Kommentar nur mit dürftigen Holzschnitten zur Erläuterung, besonders der Brücke. Laurentius Valla hat sie zuerst stilistisch und grammatisch ausgebeutet in seinen sechs Büchern über die Zier der lateinischen Rede. Diese philologische Mühe diente noch rhetorischen Zwecken.

Die Dingforschung begann mit dem liebhaberischen Sammeln der alten Münzen, worin sich die Andacht zur heroischen Vorwelt mit dem Amuletschauer und der Schmuckfreude vereinigt. Enea Vico hat zuerst die Cäsar-münzen gesammelt und aus Cäsars Lebensgeschichte in einem eignen Buch erklärt (1527). In weiterem Umfang, mit reicheren Mitteln und mit einläßlicherer Gelehrsamkeit, gefördert von geistlichen und weltlichen Herrschern, Forschern und Künstlern Europas (darunter u. a. Karl V., Pius IV., Wilhelm v. Oranien, Herzog Alba, Kardinal Guise, Michelangelo) hat etwa ein halb Jahrhundert später Hubertus Goltzius (Brügge 1563) dieselbe Arbeit unternommen und ein antiquarisches Prunkwerk als Vorhalle der numismatisch erläuterten Kaisergeschichte herausgebracht, das bis ins 18. Jahrhundert hinein die eigentlich „gelehrte" Cäsar-biographie geblieben ist. Sie geht nicht von Cäsars Wesen und Taten aus wie die Petrarcas, aus einer einheitlichen Ansicht des Helden, sondern von seinen Denkmalen, Ämtern und Überlieferungen. Die Belesenheit und Kennerschaft wird hier Zweck, das Einzelne wichtiger als das Ganze. Das Werk bezeichnet am besten jenes spätere Stadium des Humanismus da die entdeckungsfrohe Ehrfurcht erstarrt und verdickt war zum behaglichen Genuß einer gesicherten Altertumskunde. Der Schwung des Findens erlahmt in der Fülle des Habens. Es bezeichnet zugleich die nördliche Art der Geschichtsforschung, die mehr aus gediegenem Sachenernst als aus regsamem Menschengefühl stammt. An Cäsar selbst hat Goltzius nichts neues bemerkt seit Petrarca. Dessen begeisterte Kompilation ist gesichtiger und frischer, mit einem morgendlichen Gefühl für Cäsars Art und Schicksal, das dem behäbigen Sammler ab-

geht, trotz der ausgesprochenen Bewunderung für den gottgewollten Stifter des Reichs, den Meister aller Kriegs- und Friedenskünste.

Die neue Staats- und Kriegskunst, wodurch die Ablösung der irdischen Mächte von den universalen Geistesgefügen sich zugleich vollzog und dartat, hat auch Humanisten zu Fachstudien im Altertum veranlaßt die nicht mehr der bloßen Redekunst dienen, aber auch nicht nur den Praktikern helfen, sondern selbständige Erkenntnis gewesener Dinge vermitteln wollen, angeregt durch aufschlußreiche Erfahrungen der Gegenwart. Dabei glauben die Wissenden freilich mit dem grenzenlosen Selbstvertraun des frischerwachten Menschenverstandes an die Belehrbarkeit der Handelnden, an die Übertragbarkeit erlernter Einsichten, an die Kraft der Regeln und Muster. Macchiavelli ist der Begründer und Meister dieser Literatur, ein außerordentlicher Verstand, weit weniger vom staatlichen Willen beherrscht als vom leidenschaftlichen Erkenntnisdrang, der sich bei ihm auf Staatsdinge geworfen, durchaus Humanist und Bildungsmensch, darum ästhetischer Verehrer des Cesare Borgia, dessen Tatenwucht ihn mehr berückte als sein Ziel, trotz der patriotischen Deutung die er seinem ästhetischen Staunen gab.. vor allem Ciceronianer und Livianer durch heftige Einfühlung: also politisch-literarischer Feind des Cäsar, des glückhaften und nur darum ruhmgekrönten Catilinariers. Macchiavelli ist eine stärkere und dichtere Vorform des Montesquieu.

Von der Geschichtskunde des Frühhumanismus unterscheiden sich solche Schriften durch ihre Fachlichkeit und Sachlichkeit (der es nicht mehr auf Erhebung der Seele ankommt sondern auf Unterricht des Verstandes zu bestimmten Zwecken).. von der Schmuckrede der Höflinge und Schulmeister durch ihren Bezug auf aktuelle Bedürfnisse.. von späteren Kriegs- und Staatsschriften der Tatmänner, wie etwa denen des Herzogs von Rohan, Moritz von Oranien, Turpin de Crissé, Pécis, Guischard, Folard, Friedrich des Großen, Napoleons durch ihre kontemplative Herkunft: es sind nicht Winke oder Umblicke des Willens sondern Ergebnisse des vielleicht leidenschaftlichen, doch selbstgenugsamen Sinnens über den alten Büchern, das dann freilich der Praxis zugute kommen mochte. Soweit sie sich mit Cäsar befassen ist diesen humanistischen Fachbüchern allen gemeinsam die außermoralische Bewertung des Feld-

herrn: keine Rücksicht auf seine rein menschlichen Tugenden und Laster, auf sein politisches Recht oder Unrecht, auf seine Gesamtherrschergröße, dagegen der Glaube an seine fehlerlose Kriegsmeisterschaft und seinen Vorrang vor den anderen Kriegsfürsten, auch vor Scipio und Alexander. Diese Schriftsteller beginnen mit der Captatio benevolentiae, daß Cäsar das immer wieder zu erforschende Vorbild der Feldherren sei, der größte Krieger des größten Kriegervolks, „der einzige und alleinige Meister des Kriegs, bis ans Ende der Welt", wie Brancaccio ihn nennt. Selbstverständlich sind sie gründliche Kenner der cäsarischen Commentarien.. wie weit auch der Kriegskunst selber, das entzieht sich unsrem Urteil und ist für die Geschichte seines Ruhmes gleichgültig, die sich mit seinem menschlichen Bilde und Wesen, nicht mit seinem Handwerksgerät befaßt.

Schon Leon Battista Alberti und Leonardo da Vinci beziehen sich öfter auf technische Einzelheiten aus Cäsars Commentarien. Das erste ausführliche Buch dieser Sippe, des Floridus 1540 veröffentlichte Gespräche über den Vorzug und die Taten Cäsars, gehört noch halb in die Reihe der Rednerturniere um den Vorrang verschiedener Helden, wie etwa das zwischen Guarini und Poggio. Es schließt sich der Gattung nach an das lucianische Totengespräch über den Ruhm Alexanders Hannibals und Scipios, beschränkt sich aber auf die Kriegergröße und sucht unter ausdrücklicher Ablehnung politischer und moralischer Urteile gerade dem schadhaften zeitgenössischen Kriegswesen die cäsarischen Taten vorbildlich zu machen. Floridus geht sie noch ohne besondere militärische Einzelheiten, mehr die Zahl und Art, als die Mittel und Griffe erörternd, im Vergleich mit Scipio, Pompejus, Marius, Hannibal, Pyrrhus, Alexander und andren Alten ausführlich durch und kommt zum Ergebnis daß Cäsar durch Umfang und Mannigfalt seiner Siege wie durch Dauer und Höhe seines Glücks alle andren weit überbiete und das weitaus würdigste Muster der Feldherrn sei. Diese Feststellung des Daß ist ihm wichtiger als der militärische Nachweis des Wie. Er gibt eine rednerische Schularbeit mit historischen Winken an die Praktiker, die indes nicht viel damit hätten anfangen können.

Bei weitem gelehrter und gegenständlicher ist des Petrus Ramus

Arbeit über das Kriegswesen Cäsars (1560). Diesen mannhaften und reichen Geist, gleich stark als Wort- wie als Sachenforscher, Philolog, Philosoph und Mathematiker, den kühnen Widersacher jedes ausgeleierten Denk- und Redebetriebs, mit dem ungestümen Wirklichkeitshunger der Renaissance und dem nüchternen Klarheitsverlangen des Franzosen, hat zu Cäsar die Dichte und Helle des faßlichen Daseins gezogen, und so beschloß er ihn, vielleicht aus Widerspruch gegen die Floskeln der Schönredner, in seiner römischen Eigenheit zu packen, in seiner Kriegskunst. Sein Buch durchgeht, ohne jeden rhetorischen Schmuck, gleich bestimmt in seinen Begriffen wie in seinen Sachangaben, in fünf Abschnitten aufs genaueste die kriegerischen Mittel und Grundsätze Cäsars, systematisch, fast schematisch den Aufbau und die Waffengattungen des römischen Heeres, das Lagerwesen und die Kriegszucht, die Strategie und die Schlachtentaktik zu Land und See. Es ist eine Philosophie des Kriegs, erläutert an Cäsars Commentarien. Man merkt den philosophischen Geist mit philologischer Schulung, etwa wie man bei Clausewitz, zu dessen wenigen Vorläufern Ramus gehört, den militärischen Geist mit philosophischer Schulung merkt.

Dieser grundsätzliche Sinn, der sich doch auf Tatsachen stützt und nicht die Tatsachen überfliegt, unterscheidet das Buch des Ramus von den andren positivistischen Schriften der nachpetrarcischen Bildung über Cäsars Feldherrentum. Saint-Gabriel Syméon (Paris 1558) begleitet in seinem Cesar renouvelé bloß die Tatenreihe Cäsars mit einigen militärischen Lehrsprüchen: es ist eine kleine glossierte Kriegserzählung. Brancaccios italienisches Buch über die wahre Zucht und Kriegskunst nach den Commentarien Julius Cäsars (Venedig 1582) ist ein Soldaten- und Feldherrnspiegel: der Verfasser bedient sich der Geschichte etwa so wie Xenophon in der Cyropädie, nur zu rein militär-erzieherischen Zwecken. Die vielleicht durch Brancaccio angeregte Abhandlung (Venedig 1585) über die neue Kriegszucht gemäß den Lehren Cäsars zieht dann vollends aus dem Glauben an Cäsars Vorbildlichkeit, der bisher sich mit Feststellung, Betrachtung und Gesinnung begnügt hatte, den schulmeisterlichen Schluß und aus Cäsars Verfahren die bindenden Regeln für die Gegenwart. Nach dem Erkenntnisbuch des Ramus, dem Lesebuch des Syméon, dem Erbauungsbuch des Brancaccio folgt

hier die Grammatik. Auch das Lexikon fehlt nicht, worin man die einzelnen Stücke zu beliebiger Verwendung in der Praxis nachschlagen konnte: der Deutsche Neumair von und zu Ramsla, ein Gefährte des Herzogs Bernhard von Weimar, hat sich dieser Mühe unterzogen in seinen Militärischen Erinnerungen und Regeln aus Cäsars Commentarien (Erfurt 1637) nachdem er bereits 1620 des Brancaccio Werk verdeutscht hatte. Wie Opitz zum Nachtrab Petrarcas, so gehört er zu den Nachzüglern der humanistischen Fachliteratur die sich von den italienischen Fürstenhöfen aus über die europäischen Länder verbreitete: er verwendet die einzelnen Kriegsdinge so wie ein Lexikon die Wörter und Wendungen, mit dem Beleg aus Cäsars Schriften. Zu den kriegswissenschaftlichen Arbeiten dieses Zeitraums und dieser Gesinnung gehören noch die Schlachtenpläne in den Cäsar-ausgaben des großen Andrea Palladio und des Jacob Strada (beide 1575).. den Holzschnitten der letzteren liegen Ergebnisse einer von Karl V. veranlaßten kriegswissenschaftlichen Kommission zugrunde.

All diese halb praktischen halb gelehrten Stoffsammlungen und ihres gleichen, verschollene oder unauffindbare, waren Zeugnisse eines Ruhms den schon Petrarca geschaffen und formuliert hatte, doch sie haben ihn ebensowenig gewandelt und gemehrt wie die Rhetorik die Petrarcas Funde in unzählige Gemeinplätze auswalzte und abschliff. Sie boten nur der allgemeinen Bildungsliteratur, die nun an die Stelle der mittelalterlichen Universalsammlungen trat, noch breitere Kenntnisse als Petrarca sie gehabt, wie die Rhetorik ihr geläufigere Formeln bot. Die Dichte und Frische des ersten humanistischen Cäsar-bildes ging dabei verloren, ohne daß ein neuer Maßstab oder Gesichtspunkt dabei gewonnen wurde. Die Schulhandbücher der Weltgeschichte trugen die aus genauerer Kenntnis der Alten berichtigten Ereignisse nach und fügten manchmal die Eigenschaften Cäsars aus dem Sueton oder Plinius mehr oder minder genau zu: es blieben ohne Ausnahme, auch wo sie von außerordentlichen Geistern wie Melanchthon oder Sleidanus herrührten, dürftige Kompilationen. Ihre etwaige Selbständigkeit oder Neuheit lag in der Umordnung des Stoffs durch einen neuen, meist religiösen Leitgedanken, wie bei Melanchthon-Carion, Sleidan, Sebastian Franck, nicht in einer selbständigen Ansicht oder Umwer-

tung der überlieferten Personen und Ereignisbilder. In der meist gelesenen und durch ihre übersichtliche Gedrungenheit brauchbarsten Weltgeschichte des 16. Jahrhunderts, Sleidans Büchlein de quattuor summis Imperiis hat Cäsar seinen Platz als der Stifter der vierten Monarchie, nach dem Schema des Buches Daniel, doch die Auffassung seiner Person wie der römischen Geschichte überhaupt geht, abgesehen von diesem biblischen Überbau, auf Petrarca zurück. Den Ausgleich des petrarcischen Humanismus mit der lutherischen Bibelfrommheit werden wir noch betrachten, seine Abwandlungen beim Gang durch Europa. Nur in Italien hat die Wiedergeburt des klassischen oder für klassisch gehaltenen Sinns sich fast ungehemmt und unvermischt vollzogen: von hier gingen die Formeln des klassischen Cäsar-ruhms aus, den dann jede europäische Bildung übernahm oder, besonders in Deutschland, trübte durch das reformatorische Gegenfluidum. Fast überall dort wo in der Bewertung des Altertums bis zum Rokoko der Humanismus sich nicht durchsetzen konnte stoßen wir weniger auf die Kirche als auf das Luthertum. Luther und seine Nachfolger sind die eigentliche Gegenmacht des Humanismus in den nächsten Jahrhunderten, sei es durch offnen Kampf des Kreuzes gegen den erneuerten Olymp oder durch heimliche Spannung zwischen der in Gott unendlich wertvollen Seele an sich und der weltbewährten einzigartigen selbstgenugsamen Persönlichkeit. Der Kampf zwischen Gott und Cäsar ist durch Petrarca und Luther aufs neue heftig entbrannt, nachdem er in Menschen wie Innocenz III., Friedrich II. und Dante fast geschlichtet war. Nicht mit Petrarca selbst, aber gleich nach ihm und unter seinen Anregungen beginnt der kräftigste Vorstoß des Cäsar-triebs gegen das Gottesreich den bis auf Napoleon die Welt gesehen: das italienische Condottierentum. Hier wird der neue Ruhm Cäsars gleichsam tätig und fruchtbar und verdichtet sich wieder zu Fleisch und Blut, nachdem ihn die Rhetoren zu glatten Sprüchen verdünnt und die Gelehrten zu trocknen Kenntnissen zerbröckelt hatten. Des Petrarca lebendige Cäsar-gedanken wollen sich in Tätern verwirklichen und in Bildern sinnenhaft verfestigen, und frischer als bei den hurtigen Wortdrechslern oder Sachenklaubern haben sie fortgezeugt in einigen starken Menschen welchen der von Petrarca entdeckte Cäsar zum heimlich prägen-

den Wunsch- und Vorbild wurde oder in dem herrscherlichen Künstler der die schwebenden Gesichte der Cäsarengröße leibhaftig greifbar in den Raum bannte: Andrea Mantegna.

Die Fürsten und Führer des italienischen Rinascimento sind fast ausnahmslos bewußte Nacheiferer Cäsars: nicht aus der Literatur haben sie ihre oft großartigen Anlagen und Leidenschaften und ihre meist beschränkten Räume und Mittel entnommen: die sind ihnen gegeben durch Natur und Schicksal als deren wunderbar wache und ursprüngliche Geschöpfe sie sich fühlen. Doch ohne die stete Schule der geschichtlichen Meister, des Cäsar und des Scipio Africanus vor allem, wäre ihrer keiner so fest, deutlich, geistig bestimmt.. sie bietet ihnen die Winke für den Lebensstil, wie Cicero und Vergil den Humanisten die Winke für den Redestil. Seit Friedrich II. beginnt Cäsar ein persönliches Muster, d.h. zugleich ein unmittelbarer und anerkannter Mitarbeiter der Gegenwart zu werden, über die magische Dauer als Name, Werk, Idee und Verhängnis hinaus. Für den Kaiser war die Cäsar-gestalt noch untrennbar von seinem heiligen Amt und die Weite seines Reiches gehörte wesentlich zu den Bedingnissen seiner Cäsar-kindschaft. Er war der letzte vor Karl V. dem seine Stellung schon einen solchen Anspruch ohne Wahn eingeben durfte und der erste seit Julian der ihn erhob kraft seines persönlichen Geistes. Das Amt war nach ihm so verringert, daß es den matten oder klugen und nüchternen Bürgerkaisern keinen Schwung zu solcher Hoffahrt mehr lieh.. der Cäsaren-traum und -rausch war verflogen. Dagegen war gerade die Cäsar-person immer klarer und lockender hervorgetreten. An Stelle des mystischen Kaisers, zu dem ein ewig heiliger Fug und ein weltweiter Raum gehörten worin erst Eigenschaften und Taten erschienen, trat ein Geschichts-charakter, der sich eben nur durch seine natürlichen Eigenschaften erst erstrebenswerten Ruhm und Macht auf Erden errungen. Dem mittelalterlichen Cäsar konnte nicht menschlich nachgestrebt werden: seine Nachfolge war eine himmlische Gnade, keine irdische Errungenschaft. Was ihn auszeichnete war mit der Höhe selbst gegeben, in die jeder Kaiser durch Wahl oder Erbe gestellt war, und er konnte ihr nur mehr oder minder genügen: dazu half kein Vorbild, nur die Weihe selbst. Doch den Gang des gebieterischen Menschen, das Verhalten des Kriegs-

manns, die Art und Tracht des hohen Herrn, die Züge der öffentlichen oder häuslichen Person von den Liebhabereien bis zu den Geschicken, konnte sich jeder vernunftgläubige oder lebensvolle Leser der Cäsar-geschichte nachahmbar denken und jeder Ehrgeizige vornehmen. Wie die Rhetorik schon mit der Mimik verwandt ist, gehemmter Tatendrang oft in die Geschichtsschreibung schlägt, so hat der Humanismus dem erwachten Selbst auch gleich die Lebensformen vorgestellt worein es sich gliedern und wachsen, bestimmen und verewigen könne. Denn jeder neue Drang schafft sich nicht nur neue Mittel der Entladung und neuen Raum der Wirkung, sondern auch neue Bilder der Erscheinung.. je stärker desto weiter und höher spannt er sich, und die steilste Größe ist dem dichten Ungestüm gerade recht zum Aufstieg. Dies heißt dem Renaissance-menschen Ruhm: eine ewig sichtbare Gestalt sein wie die Römer und Griechen „deren Namen blitzen". Solange Gott allein Rang und Eigenschaften niederließ, war ein Ringen um solchen Ruhm undenkbar: jetzt aber ward aus ruhendem Gut bewegte Kraft und der Name aus Zauber zum Bild.

Ein gewaltiger Wetteifer der tätigen Herzen mit den Vor-geburten begann die im Ruhmes-olymp sich einen Thron erstritten, vor allem mit Cäsar, der eben durch Petrarca das deutlichste Bild gewonnen hatte, und durch die Vielfalt seiner Gaben den verschiedensten Ein- und Nachbildungen sich zukehrte, ohne an geschlossen-ragender Großheit einzubüßen. Wenn er schon Schriftstellern wie Petrarca oder Enea Silvio als Hort ihrer privaten Schwächen vorschwebte, wieviel mehr mußten seine öffentlichen Werte die Führer berücken! Zunächst der Feldherr: seine Kriege und Siege waren zahlreicher, mannigfaltiger, klarer als irgendeines andren. Sein Feldherrnvorrang wurde selbst von seinen moralischen Tadlern anerkannt und die Mittler zwischen Wissen und Tat, die Kriegsschriftsteller seit Macchiavelli entnahmen seinen Commentarien die meisten Winke, ja gerade seiner Kriegskunst, als der vorbildlichen, diente ja jene eigene Fachliteratur. So findet sich schon bei den einfachen Söldnerführern öfters ein Cäsar-kult, der zunächst wohl dem Schlachtenmeister galt, doch dann auch dem Helden schlechthin. Colleoni ließ sein Grabmal mit einer Cäsar-büste schmücken und nannte einen seiner Enkel Julius Cäsar. Giovanni delle Bande

Nere denkt, als er sich auf dem Sterbebett erbricht, an einen Vorgang in Cäsars Leben. Nördlich der Alpen schreibt Marschall Blaise de Montluc seine Erinnerungen nach dem Vorgang „des größten Feldherrn der je gelebt". Dem Lazarus Schwendy ist des Petrus Ramus Buch über Cäsars Kriegswesen gewidmet. Überhaupt lassen sich gefeierte Generale bis ins 19. Jahrhundert gern Cäsar-ausgaben oder -bücher beziehungsvoll zueignen: der Große Condé die Übersetzung des Sieur Perrot d'Ablancourt, Marlborough die Prunkausgabe Clarkes, mit dem schönsten Cäsar-stich der Barockzeit, der eigens noch dem Prinzen Eugen dediziert wird, Moltke das Buch Goelers über Cäsars Kriege.

Doch mehr noch als den Soldaten ward Cäsar den gebildeten Kriegsfürsten und Tyrannen die sich durch Gewalt und List neue Throne bauten und durch Kunst und Wissen sie schmückten, Herren aus eigener Kraft oder durch fragwürdige Erbschaft. Sie brauchen Cäsarn als den vorbildlichen Gewaltherrn dessen Glorie noch die Rechtsbrüche verklärt und den die persönliche Größe ermächtigt und berechtigt. Cäsars Ruhm ward ihnen mehr als Scipios oder Alexanders eine frische Quelle der Legitimität, und in die unwillkürliche Heldenverehrung mischte sich hier Staatszweck, wenn sie sich auf den herrlichsten Usurpator beriefen. Zwei lichte und zwei finstre Gebieter ragen in dieser Gruppe der Cäsar-jünger hervor und ihre Art formt der Großmeister in verschiedenen Richtungen, wie sie wiederum ihn empfangen nach ihrem eigenen Bild. Der gelassen-milde und ritterlich-urbane Federigo von Montefeltro, den schon als Knaben sein Lehrer Vittorino für Cäsar entflammte, folgte dem weisen Bildungsherrscher, dem Klassiker unter den Tätern. Mehr noch als Cäsars Schwert bewunderte er seinen Stil, die Commentarien waren das Lieblingsbuch dieses leidenschaftlichen und sinnigen Bücherfreundes. Der prächtige und hochherzige Arragonese Alfonso von Neapel beseufzte die unerreichbare Großmut und Glorie Cäsars — auch er ein begeisterter Leser der Commentarien. Vom lorbeergekrönten Cäsar auf der Weltkugel läßt er sich beim festlichen Einzug die Tugenden deuten, und übt über alles Maß der Renaissance hinaus die Milde im Schonen gehässiger Gegner, aus Anlage, doch auch mit fast schaustellerischer Nachahmung der cäsarischen Clementia.

In Federigo und Alfonso hat die hohe Seele Cäsars nachgewirkt.. in Sigismondo Malatesta und Cesare Borgia sein harter Wille: den hitzigen und kalten Frevlern erschien weniger der weise und edle Benützer der Macht als ihr verwegener Erringer. Zum Andenken an den Schritt über den Rubikon errichtete Sigismondo eine Säule auf dem Markt von Rimini, die für immer ihre beiden Namen verbinden sollte. Cesare Borgia, schon durch seinen Namen behext und abergläubisch vorbestimmt, scheint sich manchmal fast als Wiedergeburt Cäsars gefühlt zu haben. Kein anderer hat so stet und tief im Andenken Cäsars geatmet: er wiederholt Cäsars Triumphzug und vermischt beständig seinen eigenen Prunk mit dem des Welteroberers..er schmückt seine Waffe mit den beiden Mahnbildern, dem Wagnis Cäsars und seinem Lohn: dem Rubikon-übergang und dem Triumph. Ihn lehrt Cäsar die Vermessenheit die alles aufs Spiel setzt, um alles zu gewinnen.. und er findet für Cäsars Wort „lieber der erste im Dorf als der zweite in Rom" die noch knappere und wildere Formel „Aut Caesar aut nihil" — den Wahlspruch des besessenen Spielerwillens und Spielerleidens. Seine halb erstaunten halb erschreckten Zeitgenossen haben seine dräuenden Winke verstanden und ausgedeutet und über der ungeheuren Hoffahrt des Gleichnisses fast den Unterschied der Mittel und der Seelen vergessen.

Auch Cesares Überwinder, der mächtige Mensch der mit den Kriegs- und Friedenskräften der entfesselten Person die überpersönliche Weihe des Papsttums durchdrang und fast sprengte, Julius II., hat sich mehr Nachfolger seines Namengebers gefühlt als des Petrus. Schon daß er sich nach dem heidnischen Herrscher nannte ist eine Huldigung an den Humanismus, aber zugleich Condottieren-geist. Der feine Literat Enea Silvio Piccolomini hätte das noch kaum gewagt, obschon ein obskurer Julius aus der Frühzeit des Heiligen Stuhls wenigstens einen kirchlichen Vorwand bot. Auch hier hat man in Italien des Imperator-papstes Meinung verstanden und sein „cäsarisches Gemüt" gerühmt, ohne sich fromm zu entrüsten. Seinen siegreichen Einzug in Bologna feierte er in der alten Cäsarenart die Alfonso in Neapel und Cesare Borgia in Rom erneuert hatte. Eine Huldigungsschrift umrahmt sein Bild mit Imperatorenköpfen, Julii gloria und Augusti victoria. Und dieser

Kult gilt nicht mehr wie der des Bonifacius VIII. dem Amt sondern der Person Cäsars. Julius dachte nicht mehr daran etwa das Kaisertum unter das Papsttum zu beugen oder darin aufzunehmen, wie Gregor oder Bonifaz, sondern er wollte ein gewaltiger Herr sein wie der erste Julius, und ein Gewaltiger des Herrn. Freilich hatte er zu den beschränkten Mitteln eines italienischen Kleinfürsten die noch immer erhabene Geistesmacht der Kirche. Ihr diente er mit irdischem Feuer und Willen, doch nicht mit dem kurzatmigen Ehrgeiz einer Person oder eines Geschlechts, sondern mit dem Gefühl für die überselbstige Dauer des ihm anvertrauten Reiches. Er hat niemals seinem persönlichen Glanz den der Kirche geopfert und trotz seines weltlichen Ruhmsinns auf seine eigne Vergottung durch Michelangelos Kunst verzichtet zugunsten des Petersdoms, dessen Vollendung er nicht erleben konnte und dessen Pracht nicht ihn verkündete. Diese Hingabe auch seines weltlichen Willens an seine überweltliche Aufgabe ist seine besondere Größe über den italienischen Tyrannen, denen er durch Mischung und Stärke seiner Gaben sonst gleicht. Er hat regiert, als müsse er sich durch irdischen Ruhm ausweisen wie ein Cäsar, obwohl die höchste Weihe der Christenheit ihn legitimierte — so daß man zweifelt ob sein Genie der Kirche diente oder das Papsttum seinem Genie Flügel gab. Cäsar jedenfalls ist ihm geschichtliches Vorbild und nicht heiliger Name: ihn hat er nicht als Papst sondern als Renaissancefürst bewundert.

So sehr die magische Cäsar-weihe seit dem Fall der Hohenstaufen geschwächt war, so war sie doch nicht erloschen und der humanistische Ruhm ihres Stifters als Feldherr oder Gebieter vermischte sich bei den legitimen Herrschern der Zeit unmerkbar mit dem Nachglanz des ersten Kaisers. Cäsar blieb nicht nur für die ein Vorbild die auf persönliche Gaben ihre sonst anfechtbare Gewalt stützten, sondern auch ein Urbild rechtmäßiger Monarchie, zumal nördlich der Alpen, wo sich die mittelalterlichen Gefühle zäher hielten. Während zum Beispiel im Süden Manfred (ganz nach Condottieren-art, wenn auch noch in mittelalterlichem Ton) den Cäsar anruft als den Gebieter aus eigenem Recht, gibt sich Heinrich VII. als sein Amtsnachfolger ohne jeden persönlichen Wetteifer. Er übernimmt aus der Kanzlei Friedrichs II. fast wörtlich eine For-

mel über die cäsarische Gnade. Karls IV. Goldne Bulle führt noch nebeneinander Engelsturz, Sündenfall, trojanischen und pharsalischen Krieg auf Satan zurück. Hier ist keine Spur der humanistischen Helden- und Herrscherverehrung, und Petrarcas Mahnungen an Cäsars verpflichtendes Vorbild haben Karl IV. mehr belästigt als geschmeichelt. Dagegen dringen seit dem 14. Jahrhundert humanistische Vorstellungen und Wallungen in die feudalen Gefühle der unternehmenden und machtsüchtigen Fürsten ein. Karl der Kühne von Burgund, in seiner Mischung aus Renaissance-tyrann und Lehensherzog, aus Abenteurer und Rechner, träumt von Welteroberung auf den Spuren Alexanders und Cäsars und meint beide doch nach seiner eigenen Art, als ritterliche Kriegsfürsten mit persönlichem Ehrgeiz und neuem Staatsgerät. Die Cäsar-teppiche in Bern, die wenn auch nicht sicher aus Karls Besitz doch aus seiner Atmosphäre kommen, geben einen Begriff wie sich in diesem zugleich hitzig trunkenen und kühl planenden, nie klar wägenden Geist Cäsars Geschichte malte: Pomp und Rüstung gehören noch ins Rittertum, aber Cäsar, schon bartlos, trägt bereits unterscheidbare Züge, offenbar die Mienen des Burgunderherzogs selbst.. ein noch dumpfes Erwachen des Gestaltensinns aus dem allegorisch-magischen Schlaf. Karl der Kühne ließ sich die Commentarien Cäsars ins Französische übersetzen für seinen persönlichen Gebrauch. König Karl V. von Frankreich, der Gelehrte, war ihm darin vorangegangen, König Karl VIII. folgte ihm.

Wie die lateinischen Ausgaben von Cäsars Schriften dem eigenen Wunsch der Humanisten dienen, so sind die frühesten Übertragungen meist für hohe Herren verfaßt welche die Taten des Helden in ihrer eigenen Sprache kennen, das heißt in ihrem eigenen Wirkungskreis verwerten wollten — weniger gelehrte als praktische Arbeiten. Die erste italienische Version hat Herzog Filippo Maria Visconti bei Pier Candido Dezembrio bestellt, die zweite Ortica della Porta für einen genuesischen Dogen verfertigt, die erste deutsche Übertragung Ringmann dem Kaiser Maximilian gewidmet, freilich mit einem Bückling, daß der Dolmetsch ihm die lateinische Lektüre zutraue.

In Maximilian kreuzen sich neuer Weltsinn und verjährte Bindung ähnlich wie in Karl dem Kühnen, nur ist er eine leichtere, hel-

lere, wohl auch reichere Natur. Der Altersunterschied, daß Maximilian schon bei voller Mittagshöhe des Humanismus lebte, wurde ausgeglichen durch die Landschaft und Sprache: der Burgunder konnte um 1450 schon so weit humanisiert sein wie der Deutsche erst um 1500. Zu der Spannung zwischen Rittersinn und politischem wie humanistischem Renaissancegeist kam bei Max noch das Kaisergefühl, nicht mehr eschatologischer Traum wie bei Otto III. oder geniale Selbstvergottung wie bei Friedrich II., noch nicht dynastische Staatsvergottung wie bei Karl V., sondern ein Gemisch aus höchstgesteigertem persönlichen Anspruch, universalem Machtstreben und mystischer Würde. Diese Mannigfalt hat ihn geschmückt, aber beim Mangel einer herrschenden Zentralkraft gehemmt: die Schwierigkeiten die er draußen fand antworteten nur den unausgeglichenen Richtungen seines immer angeregten, nie ganz erfüllten, mehr reichen als starken Innern. Durch die Vieltätigkeit und Vielseitigkeit erinnerte er seine Zeitgenossen an Cäsar, wenigstens kehrt gerade diese Vergleichung öfter wieder (am nachdrücklichsten bei Bebel und Gengenbach) so daß man versucht ist sie auf des Kaisers Wunsch zurückzuführen. Überhaupt gibt uns die Art der Schmeicheleien, besonders in ausgeprägter Hofliteratur, den Abglanz der Herrschermeinung, und wo uns von Gebietern eigene Aussprüche fehlen, deuten uns die Widmungen die sie sich gefallen lassen manchmal ihre stummen Winke aus. Die Beschäftigung Maximilians mit Cäsars Commentarien, die damals zu einem Brevier für Fürsten und Führer wurden, ist uns nicht nur durch die Widmung Ringmanns bezeugt, sondern auch durch ein Wort des Kaisers: Cäsar schreibe zierlich und wohl, aber von sich selber. Das ist ein kritisches Epigramm über Cäsars Stil und Glaubwürdigkeit, durchaus im Geschmack der Humanistenbildung. Kein rein mittelalterlicher Geist hätte sich so äußern können, aber keinem Humanisten wäre ein Teuerdank auch nur noch denkbar.. die Zwiespältigkeit des letzten Ritters und ersten Humanisten auf dem deutschen Kaiserthron mag man daran ermessen.

Gleich hinter Max bricht dann der moderne Staatsgeist, zu dessen Macht- und Prachtmitteln die humanistische Bildung gehört, immer entschiedener durch den feudalen Fug oder er stellt dessen Glauben in seinen Dienst. Die drei sinnbildlichen Herrscher für die-

sen Endkampf des Mittelalters mit der Renaissance im öffentlichen Leben sind Franz I. in Frankreich, Heinrich VIII. in England, und der wichtigste, Kaiser Karl V. Alle drei haben sich gern mit Cäsar vergleichen lassen oder sich bewußt an ihm gebildet.

Franz I. schwankt noch zwischen Ritterform und berechnendem Machtwillen wie Max, opfert aber unbedenklich die heilige Ehre dem staatlichen oder dynastischen Nutzen. Die Vernunft selbst hatte schon an Stelle der alten Glaubenszauber ihre neuen eigenen Götzen gesetzt — der Staat war einer davon. Das Wort Napoleons „die Politik ist das Schicksal" beginnt damals wahr zu werden. Daneben aber ging das dekorative Spiel bald mit den alten Ritterwürden bald mit den neuen Heldenbildern. Franz läßt sich zugleich humanistischerweise als Cäsar, Besieger der Helvetier feiern (seine Mutter nennt ihn oft Cäsar) und er führt die neun Preux, die typischen Ritterzierden noch in einem Triumphzug auf, der die klassische von Petrarca entdeckte Form mit vorpetrarkischem Inhalt erfüllt.

Heinrich VIII. war schon jeder Ritterlichkeit bar, ein eiskalter dabei üppiger Staatsmensch, viel mehr dem klassischen als dem feudalen Glanz zugewandt. Unter ihm wurde Cäsar zuerst ins Englische übertragen und ist seit damals der Liebling der Briten geblieben, seit die römische Festigkeit und Sachendichte dort erst ganz sichtbar wurde. Heinrich VIII. ist der erste englische Herrscher bei dem die nüchtern-zähe und langatmige Willensstärke seines Stammes in den Bildungsformen der Renaissance erschien. Er ließ sich von dem leise lächelnden Erasmus die sämtlichen klassischen Herrschertugenden bescheinigen, des Ptolemäus Philadelphus Eifer für die Wissenschaft, Alexanders Glück, Cäsars Seelenstärke, die Vernunft des Augustus, die Milde des Trajan, die Reinheit des Alexander Severus und die Frömmigkeit des Theodosius, und sein Hofkaplan Colet mußte ihn ermahnen lieber Christo nachzustreben als dem Julius und Alexander.

Was bei diesen beiden Despoten in nationalen Schranken eine höfische Richtung blieb das erschien bei Karl V., gesteigert durch seinen höheren Rang, seinen tieferen Ernst und seinen weiteren Raum, als eine europäische Staatsidee: die Verbindung des auf Weihen und Treuen beruhenden Lehensherrentums mit der ratio-

nal begründeten, erhaltenen und gemehrten Macht, zu der nicht nur das dynastische Haben, sondern weit mehr als je im Mittelalter das geistpersönliche Sein und Können des Fürsten gehörte, die seit Petrarca geförderten Menschenwerte, Ausdrucksmittel und Sachgüter. Karl V. trat mit seinem langsamen aber feinen und nachdrücklichen, auch durch katholische Glaubensdemut und spanisches Ehrgefühl nicht gehemmten Staatsverstand, scharf und kühn wie nur der irgendeines listenreichen italienischen Tyrannen, und mit einem erdumfassenden Anspruch, besitzreicher als je ein deutscher Kaiser, in das erhabene Amt das noch immer als Weltvogtei galt und nur darauf zu warten schien wer seiner seit den Staufen etwas entleerten Idee neuen Gehalt einfülle. Solchen Gehalt konnte damals zweierlei bringen: persönlicher Genius und tatsächliche Macht. Friedrich II. fand die Idee in voller Stärke vor und hob sein Genie noch mehr durch ihren Glanz als daß er sie durch sein Genie erst hätte erneuern müssen: er ist der geniale Kaiser, nicht ein Genie das zufällig auch die Kaiserkrone trug. Der Renaissancemensch, der er auch war, tritt aus seinem Kaisertum heraus, nicht in das Kaisertum hinein.. als König von Sizilien würde er niemals viel mehr gewesen sein wie etwa Alfons von Arragon, aber durch seine Kaisergröße gewann auch sein Eigen-staat Weltglanz und Weltwucht. Karl erreicht ihn nicht an persönlichen Gaben oder gar an schöpferischer Fülle.. nirgends eilt er wissend und ahnend voraus, wennschon er etwa gleichen Schritt hält mit dem Wissen und Können der zeitgenössischen Aufklärung wie mit dem Wähnen und Meinen der zeitgenössischen Frommheit. Doch überbot er den Staufer an staatlicher Macht, daß es fast den Unterschied an Herrschergröße ausglich und zum erstenmal wieder seit Friedrich der Kaiseridee einen Rückhalt gab würdig ihres Weltmaßes. Nur war eben dieser Rückhalt—die nüchterne dingliche Gewalt, der Besitz—ihrem Sinn fremder als die Weisheit und Größe eines schöpferischen Menschen. Das Kaisertum ist seinem Ursprung, d. h. seinem Sinn nach allerdings Macht, doch noch viel mehr Genie: das Genie Cäsars hat seine Macht, nicht die Macht sein Genie geschaffen. Der moderne Staat, womit Karl V. sein Kaisertum fast wider Willen verquicken mußte, hat es mehr verzehrt als geschwellt und schließlich zu Karls eigenem Tort endgültig gebrochen.. Habsburg wuchs auf

Kosten, nicht zugunsten des Reichs. Nach Karl V. gab es kein zugleich glaubwürdiges und starkes Kaisertum mehr und, wie aus Strafe des Ideenmißbrauchs, auf seinem Thron keinen genialen Kaiser und kein kaiserliches Genie. Genien wachsen nur aus frischen Ideen, nicht aus verbrauchten, und so entstanden sie jetzt aus dem neuen Staats- und Machtgedanken, nicht aus den abgestorbenen ökumenischen Werten.. aus der neuen Geistes- und Seelenfreiheit, nicht aus dem schwindenden Himmels-zwang. Der Boden welcher Gregor, Friedrich und Dante zeitigte war brach geworden, als Petrarca, Luther, Heinrich IV., Shakespeare aus frischen Äckern wachsen konnten. Karl V. ist als spanischer König und habsburgischer Hauspolitiker ein moderner Staatsmann von hohem Rang, ein Vorläufer Richelieus.. als katholischer Kaiser ist er ein matter Spätling der Staufer.

Doch trotz der Überlastung seiner Person und der Kaiserwürde mit excentrischen Besitztümern und Pflichten, mit spanischen, flandrischen, habsburgischen und transoceanischen Sonderherrschaften, die all ihre Mitte nicht im Kaisertum hatten und nur durch eine zufällige Personalunion damit verbunden waren, fühlte Karl noch einmal den Sinn seines Amts und trug es mit mehr Geist und Würde als irgendeiner seiner Nachfolger. An staatsmännischer Geschicklichkeit ist ihm etwa Ferdinand I. noch gleich, doch den echten „katholischen" Geist, in welchem der imperiale Geist Roms noch weiterlebt, hat Karl zum letztenmal dem Reich gewidmet, eh es erschlaffte in geistlosem Staatsbetrieb und -besitz. Der Katholizismus der späteren Habsburger ist nicht mehr, wie der mittelalterliche und noch einigermaßen der Karls V., eine Reichsgesinnung sondern ein privater Glaube oder Kirchendiplomatie. Seit der Reformation hörte auch das Reich auf als „Reich" katholisch zu sein. Karl ist der letzte Cäsar, d. h. der letzte Träger der universalen Würde, nicht nur durch seine Macht sondern auch durch das volle Bewußtsein ihrer Idee. Er hieß darum mit gutem Grunde prägnanterweise in der Geschichtsliteratur seiner Zeit „Cäsar" schlechthin und galt als der besondere Verehrer des ersten Kaisers. Mit Cäsar brachte er sich wiederholt in Verbindung und Gegensatz, durch den Vergleich seiner christlichen Herrschaft mit dessen heidnischer: er müsse nicht nur dem Ruhm dienen sondern auch dem Heil und fin-

de darin seine Grenzen. Oder er wandelt das Veni vidi vici nach der Schlacht bei Mühlberg: „Ich kam, sah, Gott siegte".

Karl V. ist aber nicht nur der christliche Kaiser, der die Gewalt und Idee des Julius bewußt erneuert, sondern auch der gebildete Renaissance-fürst, der ihn als persönliches Vorbild bewundert und seine Schriften durchforscht, um daraus politische und militärische Kenntnisse zu schöpfen. Er ließ durch den Vizekönig Fernando Gonzaga von Neapel eigens kriegswissenschaftliche Ausgrabungen in Frankreich auf Cäsars Spuren veranstalten. In Madrid bewahrt man sein Handexemplar der Commentarien mit seinen zahlreichen Randbemerkungen. Noch in die Klosterstille von San Yuste nahm er außer einigen Erbauungsbüchern und zwei astronomischen als weltliche Lektüre nur seine eigene Geschichte mit und eine italienische Übersetzung der Commentarien.

Die fachliche und sachliche Auswertung des Vorbildes ist bereits ein Zug der Spätrenaissance und des Barock, da die Dinge, die Mittel, die Güter sich mehren und sondern auf Kosten des Menschen, den sie nähren und fördern sollen. Wie Karl sein riesiges Reich nicht mehr ganz durchdringt, das ihm als ein eigenes Sachengefüge gegenübersteht, so lebt ihm auch Cäsar nicht mehr als frisches unmittelbares Vorbild wie den italienischen Frührenaissance-fürsten, sondern schon als Belehrer, nicht mehr so sehr durch sein Wesen als durch sein Verhalten und Verfahren. Was die Bücher des Petrus Ramus und Hubertus Goltzius unterscheidet von denen des Petrarca, das unterscheidet auch die Cäsar-verehrung Karls V. von der des Alfonso oder des Cesare Borgia, ja noch von der Karls des Kühnen: die Menschenbildung wird hier bereits Sachwissen. Es wird eine Aufgabe der Genien in diesen und folgenden Zeiten, immer wieder die verselbständigten Stoffe und Mittel auf allen Gebieten zurückzuschmelzen in rege Menschenbildung. Das gehört unter anderem zum Ruhm Montaignes und Shakespeares auch bei ihrer Verlebendigung des schon antiquarisch verstofflichten oder des dekorativ verformelten Cäsar-gedächtnisses.

Aus Karls Umgebung oder seinem Dunstkreis stammen die ausführlichen Cäsar-geschichten des 16. Jahrhunderts: Hubertus Goltzius's schon erwähntes Münzbuch, Pedro Mexias Lebensbeschreibungen der Kaiser von Cäsar bis Karl V. und Schiapollarias Vita di

Cesare die in Antwerpen 1578 gedruckt wurde. Alle drei sind getränkt mit dem neuen habsburgischen Kaiserruhm, der weniger aus Ideenglauben als aus Machtbewunderung kommt, alle drei sind stoffreicher und formloser, auch bildloser als die rein humanistische Cäsar-literatur. Goltzius ist wesentlich gelehrter Antiquar. Mexia, spanischer Hofhistoriker Karls V., und Schiapollaria, ein Genuese in habsburgischen Diensten, geben sich als Geschichtschreiber mit höfisch politischen Zwecken und erzählen die Taten Cäsars zur Verherrlichung der kaiserlichen Macht. Mexias Buch ist die erste ausführliche europäische Kaisergeschichte überhaupt, welche die stilistischen Errungenschaften und die antiquarischen, annalistischen Kenntnisse der Humanisten verbindet, ohne neue Forschungen oder Urteile, doch in gewandter Sprache und in übersichtlichem Zusammenhang, gleich weit entfernt von der dürren Notizenstoppelei antiquarischer Münzbücher und Kaiserchroniken wie von dem Wortgepräng der Schönredner — keine Weltgeschichte sondern eine Biographienreihe: als solche das brauchbarste weltgeschichtliche Sammelwerk der ganzen Renaissance, das seinen europäischen Erfolg verdiente. Die Biographie Julius Cäsars, mit besondrer Vorliebe ausgeführt, ist zugleich eine populäre Geschichte und ein warmherziger Panegyrikus des stärksten, weisesten, großmütigsten und glorreichsten Helden, in Sicht und Urteil dem Buch des Petrarca verwandt, das Mexia vielleicht gekannt hat, doch schon politischer, höfischer und bei allem rhetorischen Schick trockener.

Schiapollaria bietet ein unbehilfliches Gemenge aus historischen Nachrichten, antiquarischen Anmerkungen und politisch-moralischem Traktat zugunsten der Monarchie. Der Wunsch seine Belesenheit anzubringen macht sein Buch bei dem Mangel an Überblick und Ordnung verworren und schwammig, und statt eines geschichtlichen Zusammenhangs oder eines geschlossenen Charakterbildes gibt es einen Haufen biographischer Einzelheiten nach den Alten, unterbrochen mit platten Betrachtungen und rednerischen Abschweifen. Das Machwerk hat nur symptomatischen Wert durch die habsburgische Kaisergesinnung die sich hier der Geschichte Cäsars als eines Werbemittels bedient.

Bei der stationären Art der habsburgischen Hofliteratur darf man

diesen Büchern das Werk anreihen das 1632 Alessandro Guarino, ein Edelmann aus Ferrara, veröffentlicht und dem Kaiser Ferdinand II. zugeeignet hat: Il Cesare overo l'apologia di Cesare, primo imperatore di Roma. Die habsburgische Kaisertreue verbindet sich hier mit einer bis zur Abgötterei gesteigerten Cäsar-andacht, die jeden Angriff alter oder neuer Schriftsteller fast als Gotteslästerung, Majestätsverbrechen und persönliche Kränkung abwehrt. Mit der Redetechnik noch der frühhumanistischen Rhetoren, etwa seines Namensvetters aus Verona und auf Grund der aristotelischen Staats- und Sittenlehre trägt Guarino tausend Zeugnisse für das Recht, die Tugend und die Größe seines Helden zusammen unter heftigen Ausfällen gegen seine Widersacher, darunter selbst gegen Cicero und Cato, und gegen seinen Ruhmesrivalen Alexander, zum Nachweis daß jeder angefochtene Schritt Cäsars gut, weise, heilsam, nötig und gottgewollt gewesen, der Widerstand dagegen töricht, selbstig oder ruchlos, jeder Tadel neidisch, tückisch, verblendet oder undankbar. Cäsar ist ihm das unvergleichbare Muster jeder Heldengröße, Herrscherweisheit, Menschentugend schlechthin, der ideale Monarch Dantes, von Gott selbst gesandt, damit das Kaisertum den gerechtesten und stärksten Ursprung habe. Dabei nimmt er Einsichten vorweg die eigentlich außerhalb seines Gesichtskreises, ja oberhalb seines Niveaus liegen: die berüchtigten Ackergesetze, die man vorher nur als Volksverführung gekannt oder totgeschwiegen, rühmt er als öffentliche Wohlfahrtspflege und gerechten Güterausgleich schon ganz im Sinn, doch nicht mit dem Bewußtsein und der Gesinnung Mommsens, nur aus Cäsar-lob um jeden Preis. Das bleibt bei ihm nicht nur Stilübung: es kommt aus dem fanatischen Glauben an die Heiligkeit des Kaisertums das Cäsar gestiftet und Ferdinand verwaltet, und zugleich aus einer fast wahnhaften Cäsarschwärmerei wie sie auch bedeutende Geister seit Petrarca immer wieder ergriffen hat: z. B. I. C. Scaliger, den nur Cäsars Tod hinderte ihn für ein überirdisches Wesen zu halten, Montaigne, Johannes v. Müller, Prinz von Ligne. Die Bigotterie des Barock-katholiken, die humanistische Personenehrung und die antiquarische Gelehrsamkeit feiern hier zusammen einen neuen Cäsar-kult, ohne den mittelalterlichen Zauberglauben und ohne die petrarkische Gestaltensicht. Guarino ist, obwohl belesen und beredt, ein ungewand-

ter Schriftsteller, und voll blinden Parteieifers: darum hat seine Begeisterung die Gestalt Cäsars mehr umschwelt und umwölkt als gezeigt und weder der Wissenschaft noch der Politik gedient. Das Buch bleibt merkwürdig als Versuch durch persönliches Lob des heidnischen Stifters für das Kaisertum der Habsburger zu werben, als schrullenhaftes Gemisch humanistischer Liebhaberei mit höfischer Barock-frommheit.. ein spätes Zeichen des Zustandes den Karl V. durch seine dynastische Verweltlichung des katholischen Kaisergedankens geschaffen hatte.

Eben dieser Zustand gab dem Ruhm Cäsars wenn nicht eine neue Stärke so doch eine neue Helle und Weite. Noch immer hing er eng zusammen mit dem Ruhm des Kaisertums selber, als dessen Stifter er unverschollen blieb. Jeder Zuwachs seiner weltgeschichtlichen Schöpfung kam seiner eigenen Glorie zugut, und wie unter den Staufern sein Name aufzuglühen begann, so unter Karl V. sein Bild. Es gab ja jetzt wieder, seit Petrarca das Bild, nicht nur den Namen. Vielleicht durch Karl V. überschritt Cäsars Ruhm die europäischen Bildungsgrenzen: Sultan Soliman der Prächtige, heißt es, ließ sich im Wetteifer mit dem gefeierten Gebieter des Westens und der Neuen Welt, von dessen Cäsar-verehrung er erfahren hatte, die Commentarien übersetzen.. die Höflinge Karls wollen in des Sultans Leben „imitatio Juliana" finden. Wahrscheinlicher folgte er damit seinem gewaltigen Ahn Mohammed II. dem Eroberer Konstantinopels, dem aus der europäischen Beute mit andren Gütern und Werten auch die Geschichten von Cäsar unter die Augen und in die ruhmdurstige Seele gekommen waren. Der Cäsar-kult der Groß-Sultane ist indes kein natürliches Gewächs ihrer eigenen Bildung sondern ein fremder Behang.

Eh wir dem Gang Cäsars in Wort und Tat über Karl V. seinen sichtbarsten Träger (seit dem petrarkischen Durchbruch) weiter folgen, betrachten wir noch wie des Petrarca Sicht Cäsars Bild bestimmt hat. Die Bildnerei und die Musik zeugen keine Zeit wie das neue Wort oder die neue Tat, sie zeigen sie nur oder drücken sie aus, doch oft klarer und fester als diese zwei schwerer faßbaren Mächte der Wandlung. Fast so rasch wie Cäsars Gedächtnis wieder zu einer Triebkraft des Sinnens und Handelns geworden war, diente es auch dem Schmuck des festlicher irdischer sichtbarer ge-

wordenen Lebens. Die prachtvollen und glänzenden Sieger und Gebieter hatte Petrarca, der Führer des Zeitgeistes, schon vor das innere Auge gerufen mit seinen Trionfi, die ja eben aus seinem leidenschaftlichen Nachtasten antiker Dinge, aus einem sinnlich sehnenden Vorstellen heroischer Zustände kamen. Er hat damit die Künstler geregt die sein schwebendes Wort in stehende Form bannten oder wenigstens für gehobene Augen-blicke seine Vision vergegenwärtigten, besonders um den Fürsten mit dem neuen Pracht- und Ruhmsinn zu huldigen. Die erweckten Sinne und die entfesselten Triebe begegneten sich in solchen Bildern der farbigen Pracht und der herrscherlichen Hochfahrt, wie sie nur das gestaltvergötternde Altertum kannte. Von den alten Festen war der Triumph das steilste und stolzeste, unter den Triumphen der Cäsars der zentralste und gewaltigste: das Sinnenbild für die Stiftung des Kaisertums selbst. Schon vor Petrarca hatte er die Phantasien beschäftigt: Friedrich II. ist auch hier den Gleisen des cäsarischen Wagens zuerst gefolgt. Nach der Schlacht bei Cortenuova schreibt er nach Rom, er wolle siegprangen in der Art der Cäsaren. Doch erst seit Petrarca werden allegorisch-historische Festzüge antiker Helden als Gleichnis für gegenwärtige Machthaber zur Mode auf Straßen und Wänden. Lorenzo Magnifico läßt am Fest Johannes des Täufers, dem Lieblingspomp der Florentiner, die Kirchenprozession verkürzen zugunsten von vier Triumphen: des Cäsar, Pompejus, Augustus und Trajan, unter den Flüchen Savonarolas. Wenn Cäsar schon geistliche Feiern schmückte, wieviel mehr erst weltliche Siege! Wir wissen von Alfonso, von Borso d'Este, von Cesare Borgia, Federigo Gonzaga und in Frankreich von Franz I. Die Phantasie der Fürsten und Bürger war geschwängert von Vorstellungen cäsarischen Festes — waffenglitzernde, buntgedrängte Umzüge durch die gestaute Menge, Musikanten Knechte Krieger Herren, und auf dem Prachtwagen in Gold, Purpur und Lorbeer der Sieger: da nahm ein energischer Meister diese schwanken und flüchtigen Eindrücke und hielt sie kraft seines genauen Kennens, durchdringenden Sehens und herrischen Könnens im bildhaften Raum.

Andrea Mantegna war ein Altertumskenner aus Petrarcas Schule, nur schon als Maler sachendurstiger, griffiger und härter. Er war ein stolzes und zähglühendes Gemüt mit dem gedrungenen Eifer

für alles was Macht Wucht Würde und Stärke hieß und ein schöpferischer Hand-werker voll Geist, Fleiß und Gesichten, der römischste unter den Künstlern der Renaissance und nächst Michelangelo der gebieterischste Wille. Solch einen Mann traf der Auftrag einem Fürsten der Frührenaissance seinen Festsaal zu schmücken: er wählte, mit dem Griff in die Mitte der klassischen Herrlichkeit, den Triumph Cäsars, und führte ihn aus nicht mit dem Schliff einer geläufigen Formen- und Zeichensprache, gleichsam als malerischer Schön- und Schulredner, sondern aus ahnender Verwandtschaft, dichter Kunde und begierig strenger Spannung. Jedes Motiv kann jeder Meister behandeln, aber auf einzelne wartet es, als lebe es nur für sie und nur für ihre Stunde, als werde es von ihnen erweckt, ja erschaffen. So suchte die seit Petrarca bereite Formel des Cäsartriumphs einen Erfüller, der römischer dinglicher herrischer sei als die Kenner und Sager, gelehrter gedrungener eherner als die Maler, die starke Meisterschaft immer vorausgesetzt. Mantegna hat die Glorie Cäsars den Sinnen in einem faßlichen Nu so dargestellt wie Petrarca sie dem Geist in wallenden Gedanken und weiten Bewegungen vorgestellt hatte. Nach dem Finder des klassischen Cäsar ist er der deutliche Zeiger.

Mantegna gehört zu denen die außer den römischen Personen auch schon die zugehörige Welt wahrnehmen. Er geht darin weit über Petrarca hinaus und nähert sich als Maler dem antiquarisch gelehrten Stadium des Humanismus. Die römischen Geräte Waffen Kleider Bräuche und Bauten haben ihn mindestens ebenso gelockt wie die Züge des Siegers.. doch war seine Sachlichkeit noch heiß und sehnend, das heißt seelisch genug um ihn vor trockner Stoffhäufung zu bewahren und die alten Dinge ohne gelehrten Naturalismus, mit seinem persönlichen Geist zu durchregen, worin Renaissancegefühl und Römersinn sich mischten. Er malt nicht nur die Sammlungen sondern auch die Stimmung. Seinen Cäsar selbst hat er nach einer alten Münze gezeichnet, den schwermütig heitern, mildfesten Kopf mit dem hagern Hals und der hohen Stirn. Auch hier sind nicht nur die Formen der Münze kennerisch abgetastet sondern der Ausdruck von innen her gefühlt. Wie der Siegespomp mit Soldaten Senatoren Gefangenen Lärmern Tieren nicht der Theateraufzug eines belesenen Regisseurs geworden ist son-

dern ein antikisches Gedränge voll Schicksalsluft und heilig nüchternem Ernst, wie die Wagen Waffen Türme Statuen Tuben Ketten kein Museumsgerümpel sind, sondern ein atmendes Ragen Rollen Klirren und Dröhnen, so ist auch sein Cäsar selbst, der Gipfel und das Ziel des geschehnishaltigen Raumgesichts, kein gestellter Popanz sondern eine empfundene Gestalt: der über Taumel und Getös erhabene, ein wenig müde Sieger, stolz und gütig, mit sachtem Anflug von Spott und Verachtung, der Feier selbstverständlich froh, doch ohne rechte Lust darin. Das hat Mantegna nicht gewußt und kaum gemeint, aber die Cäsar-bilder die er nutzte haben ihm etwas von ihrem Seelengehalt eingegeben, den er wieder ausdrücken mußte. Sein Triumphzug Cäsars ist über Petrarca hinaus die erste Beschwörung von Cäsars Leib mit, ja mittels der cäsarischen Welt, nicht so weithin wirksam wie des Dichters fliegendes Wort, doch das nervigste und einprägsamste Seh-mal des humanistisch-fürstlichen Cäsarruhms.

Mantegnas Bild hat viele Nachahmer gefunden, und Cäsars Triumph prangt fortan, bis zum Zerfall der vornehmen Welt, in der jeweiligen Formensprache der Jahrzehnte als pompöse Zier auf vielen Wänden und Teppichen, wie Cäsars Ruhm oder Sieg oder Liebe oder Buch als Redefloskeln in zahllosen Widmungen und Lobversen der europäischen Petrarkisten. Keiner hat mehr so aus erster Hand und eigener Tiefe dies Thema behandelt wie Mantegna, und es ist eine sinnvolle Huldigung wenn der reichste und stärkste aller Prachtmaler, zugleich der gelehrteste und fürstlichste, Rubens, bei seiner unerschöpflichen Erfindungsgabe, gerade die Gestalten- und Gebärdensprache aus Mantegnas Cäsar-zug übernimmt und sie nur in seine üppige Farben- und Lichtart übersetzt, als habe das Motiv eben dort seine echteste Fassung gefunden.

Der Triumph war nicht der einzige Stoff aus Cäsars Geschichte der seit Petrarca bildfähig geworden, obwohl der beliebteste, weil er den Anhalt an sichtbaren Vorgängen des Alltags oder Festtags fand, den der Maler noch mehr braucht als der Poet. Prunkzüge kamen oft genug vor.. die andren Glorien Cäsars wußte man nur aus dem Buch. Von ihnen fanden als die sinnlich faßbarsten, bildlich ergiebigsten Augenblicke den meisten Zuspruch seine entscheidende Tat, der Übergang über den Rubico.. sein größter Sieg, die

Schlacht bei Pharsalus, und sein ungeheures Ende.. dann noch eine tragische Szene, der Empfang von Pompejus' Haupt (dem Giorgione wird ein solches Bild zugeschrieben) und eine Liebesgeschichte: Cäsar und Cleopatra. Es sind dieselben Begebenheiten die auch den europäischen Lehr- und Zierrednern bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geläufig und nötig blieben, ohne daß sie dabei Eigenes empfinden oder sehen mußten.

Häufiger noch als die Historien oder Allegorien waren die Bildnisse oder Büsten und Statuen des Imperators, erstere meist ziemlich freie Erfindungen nach den Angaben bei Sueton, letztere oft nach antiken geformt oder gefälscht, deren noch 1556 Ulisse Aldrovandi viele in den römischen Palästen aufzählt, echte oder vermeinte. Eine Cäsaren-reihe, meist die des Sueton, immer von Cäsar eröffnet, ward für die Haus- und Gartenarchitektur zuerst in Italien, dann in ganz Europa ein so unentbehrlicher Schmuck wie Heilige oder Apostel für die Kirchen. Es gab für Dekorateure eigene Vorlagebücher mit den Bildnissen der römischen Kaiser. Dem Tizian wird eine solche Reihe zugeschrieben, sein Cäsar, in mehreren Kopien verbreitet (eine im Castello degli Cesari auf dem Janiculus in Rom, eine in der Münchner Residenz, eine auf Schloß Tratzberg in Tirol) und oft in Kupfer gestochen, ist ein wuchtiger Koloß mit majestätischer Miene und Haltung, den massiven Feldherrnstab in der Hand, den Purpur über dem Panzer, lorbeergekrönt, fast drohend dem Beschauer entgegen.. im physiognomischen Typus erinnert er an die Farnesische Kolossalbüste in Neapel, die dem Maler vielleicht bekannt war. Auch Rubens hat Cäsars Brustbild in Imperatorentracht gemalt, ein länglicher Kopf mit breitem Mund und etwas lauerndem Ausdruck, hart und trocken, mehr Farbenstudie nach einer unzulänglichen Büste vom Typus des Berliner Basalts als ein Sinnbild des cäsarischen Wesens. Nach des Rubens Entwurf ist der Titel zu Hubertus Goltzius Kaiserhalle gestochen: in der Mitte oben thront Julius Cäsar als erster Kaiser, die Weltkugel in der Hand, den Stern über dem Haupt, zu seinen Füßen stehen rechts und links Constantinus, der Gründer des christlichen Reichs, und Rudolf, der Stifter der habsburgischen Herrschaft. Ein Gemälde Dürers mit Cäsar, Pompejus und Cato besingt Jacob Balde.. es ist verschollen. All diese Bildwerke, ohne neuen Geist und ohne

geschichtlichen Drang wie das des Mantegna, dienen als Festbehang des vornehmen Alltags. Für den Ideenwandel dem wir nachgehen ist weniger ihre Einzelform wichtig als solche bildliche Verwendung Cäsars überhaupt, die Verbreitung des Petrarkismus aus dem Schrifttum in die Häuser, Schlösser und Gärten der Renaissance.

Dagegen ist der Brutus des Michelangelo von den Cäsarenbildern der übrigen Renaissance- und Barock-kunst so verschieden wie seine schmerzlich gespannten Sonette von dem petrarkistischen Geklingel. Die Büste ist das Gesicht einer leidenschaftlich einsamen Seele voll erhabenen Stolzes und abgründiger Trauer über die Not der Welt oder über eigene Schuld. Der republikanische Freiheitsheld wird für Michelangelo, wie alles was er ergreift, zum Gleichnis seiner eigenen titanischen Qual und Kraft, seiner riesigen Spannung zwischen heidnischem Gestaltertrieb und christlichem Erlösungssehnen. Sein Brutus ist keine Huldigung an die Republik, noch weniger ein dekorativer Gemeinplatz aus der römischen Geschichte. Den Mord Cäsars hat Michelangelo verdammt und Dantes Urteil über Brutus und Cassius gerechtfertigt, aus weltlicheren Gründen freilich als der Sänger des Kaisertums: die Tat sei eine unbedachte Torheit gewesen, die kein Unrecht verhindert und viel Unheil gebracht habe. Michelangelo liebt auch den Cäsar nicht und schwankt ob er die Herrschaft des Gewaltigen als notwendiges Übel oder als bestialische Tyrannei werten soll. Das cäsarische Reich von dieser Welt als selbstgenugsam freudige Macht war ihm ein Greuel, so sehr er Stärke und Größe suchte.

Das Gefühl der späteren Renaissance für Cäsar ist bereits gefärbt durch die neue Frömmigkeit die aus Deutschland kam. In andren europäischen Ländern hat sie sich mit dem Humanismus verbunden und niemals dessen ästhetische Werte, d.h. den Sinn für großen Stil und schöne Form verleugnet, bei aller Schärfung des sittlichen Urteils. In Deutschland selbst, wo sie entstand und durch eine ungeheure Seele Allgewalt und Sprache gewann, hat sie jenen Sinn auf lange hinaus geschwächt und die Werte einer Schicht zur Herrschaft gebracht die im übrigen Europa neben den höfischen oder adligen Bildungswerten kaum zu Wort kamen: die kleinbürgerlichen. Wir haben hier nicht zu fragen warum das geschah, son-

dern nur die Tatsache und ihre Wirkung auf den Ruhm Cäsars festzustellen.

Gewiß ist die Reformation in ganz Europa ein Gegenstoß der Christlichkeit gegen das humanistische Heidentum, und die Reformatoren verwenden humanistische Errungenschaften genau in derselben entfremdeten und entfremdenden Art wie die Kirchenväter die klassische Geschichte und Redekunst. Aber nur in Deutschland bestimmte diejenige Gesellschaftsschicht den Ton aus welcher der neue Glaube hervorgebrochen war, in den andern Ländern diejenige welche ihn abgewehrt hatte oder sich angepaßt. In deutschen Landen folgten selbst Fürsten, Adel und Großbürger dem Propheten der zwar ein Genie, aber in Hang und Geschmack ein Kleinbürger und ein Widerhumanist war. In Frankreich und England stieß zwar das neue Wort mit der neuen Strenge vor, aber es richtete sich nach dem Sinn der hohen Gönner, die bereits durchhumanisiert waren, einmal weil der Humanismus dort früher eindrang, und sodann, weil die Reformation später, bereits in minder ursprünglicher Stärke, zu ihnen gelangte. Der Geist Petrarcas war um 1530 bereits zu tief in die außerdeutsche Bildung eingelassen als daß der Geist Calvins ihn völlig hätte ausrotten können. Um 1520 war er in Deutschland noch zu dünn um dem furchtbaren Anprall Luthers zu widerstehen. In Deutschland wurde der Humanismus lutherisiert, in Frankreich der Calvinismus humanisiert. So konnte zwar die Verneinung und die Verdüsterung eines Calvin (um es von unserer Aufgabe her zu betrachten) die sittlichen Urteile des Cicero und Lucan wieder beleben gegenüber der sinnlichen Feier des großen Weltmenschen, doch nicht so das Gefühl für Heldenschicksal und Würde zerstören wie in Deutschland.

Nicht der Zuwachs an Sittlichkeit auf Kosten der Schönheit oder Großheit, nicht das Überwiegen der Jenseits-suche über die Diesseits-freude an sich hat Cäsar im lutherischen Deutschland entwertet, sondern die Verquickung dieser Glaubensart mit der engen und dumpfen Denkart der Mittelschicht die Luther folgte. Vorhanden war sie schon vorher und man muß nur etwa die deutsche Cäsarübersetzung mit den italienischen, französischen, spanischen oder englischen vergleichen, um den weiteren Abstand ihres mühseligen Gestammels von dem römischen Staats- und Erdenwillen, von dem

klaren Sachenblick und dem Takt für Umriß, Maß und Grenze zu empfinden. Dabei ist Ringmann ein Humanist, aber er hatte keine deutsche Sprache für lateinische Werte, weil er kein deutsches Auge dafür hatte. Die Holzschnitte zu seinem Cäsar (gewandt und meisterlich) zeigen den Kaiser Julius als langbärtigen deutschen König in Ritterrüstung. Einmal versucht der Holzschneider sich im antiken Kostüm, Cäsar nach einem Münzbild in Toga und Lorbeer: das bleibt ein hilfloses Gestell. Die auswärtigen Dolmetscher waren auch keine Meister des Stils, doch sie bewegten sich vermöge eines angeborenen Würdegefühls und Geschmacks leichter in der klassischen Welt, die dem deutschen nur aus seinen Büchern, nicht aus seinem Blute vertraut war, weshalb er sich nur in seiner Büchersprache lateinisch, nicht in seiner Blutssprache deutsch mit ihr unterhalten konnte. Die ernsten und rührenden Versuche deutscher Gelehrter wie Hartlieb, Steinhöwel, Eybe, Niklas von Wyle, seit dem Spätmittelalter die klassische und neuhumane Bildung einzudeutschen, waren erfolgloser als der Versuch der internationalen Klassizisten deutscher Nation das Deutschtum zu stilisieren und zu sterilisieren in ein literarisches Lateinerland. Während die einen Konsuln und Imperatoren zu Schultheißen und Feldobristen verbürgerten, vermummten die anderen ihre Ratsherren als Senatoren und die Landsknechte als Legionäre. Das sind die zwei Seiten der einen Kluft zwischen dem Leben und dem Denken der deutschen Bildung.

Überall rangen die neuen Menschtümer mit dem mittelalterlichen Gotteszwang, die moderne Person mit den Namen und Zeichen: doch während im übrigen Europa sich allmählich der Humanismus, mindestens bei den Obern, stetig durchsetzte und schrittweise die Magie und die Märchen verdrängte oder aufsog, brach bei uns mitten in den Wandel ein Drittes, was weder katholischer Zauberglauben noch humane Formenschau war, sondern dem Ursprung nach germanischer Seelenwirbel, dem Ziel nach gestaltfremde und zauberfeindliche Geist- und Wortvergötterung, dem geschichtlichen Ort und Stand nach theologisch erzogenes Kleinbürgertum, dem persönlichen Grade nach Genie und Dämon! Genialität kann sich auf jede Art und Schicht niederlassen und ihr damit Macht oder Wert, Wort oder Schwert schaffen, so wie Luther der deutschen

Mittelschicht. Er hat dem Glauben den er brachte deren Geist mit eingeprägt, der nicht notwendig dazu gehörte sondern eben eine eigene zeitliche und örtliche Bedingnis gerade dieses Propheten war—wie ja jede geschichtliche Idee nur durch eng bestimmtes Hier und Jetzt und Ich und Du in Erscheinung tritt. Aber eben damit hat er Deutschland fast aus der gesamteuropäischen Bildung herausgerissen, die den Humanismus welchen Glaubens auch immer als Gesellschaftsluft und -boden weniger entbehren mochte als der Merk- und Wirkbereich Luthers. Schließlich verwehte auch Luthers Atem in der Weite und vermischte sich mit der Luft Petrarcas. Schon in seinem nächsten Kreis verband Melanchthon, unter schweren persönlichen Kämpfen, Humanismus und Luthertum.. nicht alle waren dazu schmiegsam oder spannkräftig genug, soweit Luther selber herrschte.

Calvin und Knox konnten den neuen Glauben nur in schon gefestigten Humanismus hineinbilden, der von hohen Herren getragen war. Die französische und die englische Reformation drang von oben nach unten, nicht von unten nach oben. Melanchthon selbst, zager und weicher als Erasmus, Pirckheimer, Hutten hat nicht nur das Luthertum humanisiert sondern auch den Humanismus verluthert, d.h. verbürgert. Wie durch Luther das Pastorentum in die deutsche Religion, so ist durch Melanchthon das Schulmeistertum in die deutsche Bildung gekommen. Diese beiden Wertungsarten haben zwar kein neues Cäsar-bild gebracht, aber eine eigens deutsche Stimmung gegen Cäsar verbreitet, die vorher auch den Zuchtmeistern und Freiheitsrednern fremd war: das behaglich absprechende oder mürrische Nörgeln der frommen Biederkeit oder nüchternen Anständigkeit vor Schicksalsmenschen. Wir müssen auch dieser Wendung von Cäsars Ruhm folgen, bevor wir wieder den Wandel seines europäischen Gesichts in überlegenen Geistern betrachten.

Luther ist noch geschichtsfremd wie die mittelalterlichen Chronisten, doch hat er schon das neue Auge für besonderes Wesen und ist über den bloßen Eigenschafts- und Merkmal-glauben hinaus. Das Altertum ist ihm keine fremdartige oder klassische Vorwelt sondern eine früher gewesene Gegenwart, wie seine eigene, nur heidnisch, und er geht den Helden und Weisen von Rom und Hel-

las mit seiner abstandslosen Moral und Frommheit zu Leibe wie seinen Zeitgenossen.. Aristoteles ist ein müßiger Esel, Cicero ein fleißiger wackerer tüchtiger und umsichtiger Ratsherr. Den eigentlich geschichtlichen Sinn hat dem Reformator seine Sittenmeisterei und Gottessuche verkümmert. Der Mensch war ihm nur Geschöpf oder Seele, nicht Wille und welthaltiges Schicksal. Wenn man gerade dem Luthertum die Wiedergeburt der Geschichtswissenschaft zuschreibt, so rechnet man ihm auch hier seine Gleichzeitigkeit mit dem Humanismus fälschlich als Verdienst an. Höchstens die zweideutige Mitgift der moralisierenden Psychologie hat es der Historie zugebracht.

Für Cäsar ist Cicero Luthers Gewährsmann und auch bei ihm findet man daher den Widerspruch zwischen dem Lob des siegreichen Helden oder des gelehrten und begabten Fürsten und der Schmähung der Tyrannen der das Gemeinwesen zerrüttet, aus Alexander-äfferei. Cäsars weltlichen Ruhm erkennt Luther an und versucht Gottes Ehre an dem Beispiel der Alexander und Cäsar zu erläutern, doch er verneint daß der göttliche Geist, der den Heiden getrieben, ihn geheiligt habe wie etwa den Simson. Die bürgerliche Moral und der biblische Glaube sind die beiden Wertmaße Luthers, und wenn er Alexander groß nennt, so geschieht es mit dem abträglichen Zusatz: „nach der Welt zu reden". Sein Blick war auf das Himmelreich oder auf das fromme Hauswesen gerichtet und nur um des Seelenheils willen kümmerten ihn die weltlichen Mittelanstalten. Das war kein Boden für Helden- und Machtfeier.

Melanchthon ist Humanist und Neulateiner genug um wenigstens die Geltung des berühmten Feldherrn und Schriftstellers nicht ganz über seinem Heidentum zu vergessen. Er erwähnt ihn gelegentlich mit den nach Petrarca üblichen Floskeln, doch ohne dessen innere Teilnahme oder Finderfreude. Als Praeceptor Germaniae hat er Cäsars Lektüre in den Schulen gefördert, um des Stils, nicht um des Stoffs willen. Für Melanchthons selbstverständliche evangelische Frömmigkeit ist das klassische Altertum schon keine gefährliche und lockende Lebensmacht mehr wie für Petrarca und noch für Erasmus, der zum heiligen Cicero zu beten versucht war, sondern ein unentbehrlicher Hausrat des Wissens und Redens. Er verschneidet die Gewalten des Heidentums zu harmlosen Helfern der Schule,

und es hat der Dämonie eines Winckelmann, Goethe, Hölderlin, Nietzsche bedurft, um in Deutschland von Zeit zu Zeit den heiligen Schauer zu erneuern den die protestantische und nachher die jesuitische Schulreform zerstört hatte. Das Graun des Mittelalters vor dem Heidentum, die Sehnsucht des frühen Humanismus darnach — beide kommen aus der Witterung der fremden oder verwandten Götter. Erst der behäbige Umgang des bürgerlichen Schulmeisters mit protestantisch entzauberten Klassikern hat diese magischen Zeichen oder beseelten Gestalten dem dürren Wissens- oder leeren Redebetrieb ausgeliefert der noch heute die Knaben ermattet und die Greise jedes Alters vergnügt. Sein Kennzeichen ist die fleißige Beschäftigung mit Dingen die man weder glaubt noch liebt noch braucht noch fürchtet. Während die Lenker der europäischen Geschicke, vom Humanismus geregt, Cäsars Schriften lasen, um daraus Kriegs- und Staatskunst zu lernen, gab man sie den Kindern in die Hände als Sprachübung. Der Protestantismus entgiftete die Klassiker wirksamer als die Scholastik durch ihre Fesseln und Warnungen je gekonnt, indem er sie neben der gelebten und geglaubten Bibel als Alltagsmühsal verwendete. Dem mittelalterlichen Mönch war Cäsar ein ferner und hoher Name, Vergil ein Zauberer.. dem Frühhumanisten Cäsar ein nachahmenswürdiger Held oder verabscheuenswerter Tyrann, Vergil ein Vorbild des Sagens und Singens.. für den späthumanistischen Unterricht der Reformation und Gegenreformation erstarren sie aus Lebenszuständen oder Mustern zu viel genauer gewußten, doch viel weniger gesehenen Lehrgegenständen.

Nicht als ob der Protestantismus an sich unlebendiger gewesen wäre, aber er hat den Nachdruck von den Wesen (Substanzen) auf die Beziehungen (Funktionen) verlegt, die Formen und Zauber entwertet zugunsten der Lehren und Gefühle, und damit das Ich losgerissen und losgelassen und die Dinge entseelt verstofflicht gehäuft. Das tote Haben und Wissen wieder hereinzubringen in das lebendige Wesen, das ward fortan die Aufgabe der fruchtbaren Bildner und Erzieher.. den Betrieb und den Vorrat wieder zu vermenschlichen. Der Humanismus hatte dem mittelalterlichen Gottesreich die Gestalt und die Erde als gültige Werte abgerungen. Der Protestantismus hatte diese Werte verdrängt durch das Ich und das

seelische, nicht mehr kosmische Jenseits. Dadurch hatten sich die Erdendinge, wozu auch das Natur- und Geschichtswissen gehörte, zu Gegenständen des Habens und Wissens verselbständigt, die nun lasteten statt zu nähren oder zu formen. Auch die Größen des Altertums verloren nicht nur ihren Glanz durch die bürgerliche Gesinnung, sondern (mindestens innerhalb der protestantischen Sicht) auch wieder ihre Gestalt durch die biblische Perspektive. Auf dieser neuen Ebene wiederholt sich der Vorgang den wir schon bei der Übernahme der antiken Bildung durch die Kirchenväter festgestellt haben. Wenn etwa Calvin das Buch Daniel erklärt, so benützt er das Geschichtswissen das der Humanismus ihm bietet, nur in geschichtsfremdem Geist: z. B. das kleine Horn im Buch Daniel bedeutet den Cäsar, weil er doch nicht die volle Königsgewalt sich errungen. Das ist keine selbständige humanistische Geschichtskunde mehr sondern philologisches Zeichenspiel, wie das der Scholastik und Patristik allegorisches. Aus einem Namen oder Eigenschaftsträger wird Cäsar eine Tatsachen-vorstellung: seinen geschichtlichen Bild- und Kraftgehalt hat er in beiden Fällen eingebüßt.

Das gilt selbst bei dem eigentlichen Geschichtsdenker der Reformation, bei Sebastian Franck: er wollte die Geschichte als göttliche Offenbarung, als Weltbibel, unmittelbar neben die heilige Schrift aufzeichnen. In seinem Bibelglauben ist er ein Nachfolger Luthers, dabei aber zugleich ein Schwarmgeist mit mystischem Erlösungsdrang nach dem gestaltenlöschenden Urgrund und ein humanistischer Bildungssammler. Luthertum und Mystik verbindet sich in den Schwenckfeld oder Denk, Luthertum und Humanismus in Melanchthon, Mystik und Humanismus etwa in Pico della Mirandula.. Bibelglaube, erd- und bibelüberschwingende Gottessuche, und Bejahung der Welt als Geschichte haben nur den Sebastian Franck gleichzeitig gespannt. Doch nur die Geschichte als ein Ganzes hat er neu geschaut, gleichsam als eine Werdeform des Allgottes, ein Vorahner Herders — die geschichtlichen Einzelerscheinungen und Gestalten, mit Ausnahme der kirchengeschichtlichen seiner eigenen Zeit, entnimmt er ohne eigenen Blick den chronistischen Merkmal- und Geschehnis-sammlern des ausgehenden Mittelalters, zumeist dem Hartmann Schedel. Er überbaut die spätmittelalterli-

che Stoffkunde mit einer theosophischen Geschichtsdeutung, die aber kaum die Ereignisse und Menschen berührt. Auch sein Cäsar ist nur, wie bei Schedel, der Stifter der römischen Monarchie, Träger der von Sueton erwähnten Begebenheiten und der von Plinius gelobten Eigenschaften, neben David Hercules Cyrus Alexander Augustus Constantinus Theodosius Carolus einer der gottgesandten Helden welche Zucht Recht Frieden in die Welt bringen sollen, mild tapfer gelehrt. Das sind die mittelalterlichen Gemeinplätze, vorgetragen mit einem neuen lutherischen Gegenwartseifer, welcher der humanistisch gesehenen Vergangenheit ebenso fern ist wie der scholastischen Ewigkeit. Andacht zum heroischen Altertum kennt Franck so wenig wie Luther selbst und Gestaltenschau so wenig wie die Scholastiker, dagegen hat er vor beiden voraus das Gefühl für den Gang Gottes durch die Geschichte, das ihn dem Humanismus nähert, ohne seine bürgerlich evangelische Moral und seinen mystischen Welt- und Machtekel zu vertreiben.

Aventinus, ein gelehrterer Geschichtsforscher als Franck, doch ohne seinen panoramischen Schwung, bleibt mehr in den Einzelheiten stecken und hat vom Humanismus eher die antiquarische Sachen-freude und Geschehniskunde als die Menschen-schau und Heldenverehrung, vom Luthertum die moralischen Werte und die bürgerliche Gesinnung. Er verwendet zum erstenmal in deutscher Sprache die Nachrichten der Cäsar-schriftsteller ergiebig für die heimische Geschichte, besonders die Commentarien, wie vor ihm Wimpheling in der Gelehrtensprache, beide nicht um der cäsarischen Person sondern um der deutschen Dinge willen. Die Germanenkriege Cäsars hat Aventinus dadurch dem bürgerlichen Gedächtnis vertrauter gemacht. Als Schulphrasen waren sie den nördlichen Neulateinern schon seit der Jahrhundertwende geläufig, aber erst seit Aventinus gehören sie von Frischlin bis Moscherosch, von Schottel und Lohenstein bis Gottsched und Schönaich, von Klopstock bis Heinrich von Kleist und Arndt zum trauten Rüstzeug deutschen Stammeseifers, zumal der Dichter. Bei Aventinus lebt noch etwas von dem im Annolied schon erkennbaren Stolz der Germanen auf den glorreichen Feind und Führer. Später nimmt das oft eine feindselige Wendung wider den welschen Eindringling und Zwingherrn. Aventinus schrieb noch aus gelehrtem Fleiß und

schmerzlosem Heimatgefühl, nicht aus vaterländischem Leid und Zorn, so auch noch Frischlin. Das Ariovist-motiv diente später meist dem Einspruch gegen Fremdländerei und Fremden-fron und färbte dann auch die Vorstellung Cäsars und der Römer gehässig nach den jeweiligen auswärtigen, besonders französischen Drängern oder Verführern: da erschien er tückisch und ungerecht gegenüber der deutschen Mannestugend. Sein Kriegsruhm blieb unangetastet, weil er den Germanen selbst zugute kam.

Das Verhältnis des lutherischen Bürgertums zur Antike bezeichnet am vollständigsten Hans Sachs. Er hat alle bis 1550 eingedeutschten Bücher über die alte Geschichte gelesen und verarbeitet, flach und breit, doch gewandter als die andren deutschen Schreiber seiner Zeit. In der Verschmelzung des Humanismus mit dem heimischen Geist und der mittelalterlichen Sinnes-art vertritt er etwa dasselbe Stadium wie in Italien Boccaccio, in England Chaucer und in Frankreich Eustache Deschamps: bei allen vieren noch kindliche Angleichung der Vorwelt an ihre Gegenwart, Mangel jeder Zeitperspektive und paritätische Verwendung klassischer und biblischer Beispiele, doch schon weitreichende Stoffkenntnisse, ein mit den antiken Figuren und Vorgängen vertrautes Gedächtnis und bei unbeirrter Frömmigkeit schon völlig erdenfester Sinn ohne mittelalterliche Namen- und Zeichenschau. Und doch welch ein Unterschied zwischen dem deutschen und den andren Popularisatoren der modisch klassischen Bildung! Bei den andren — unbeschadet ihrer herzlichen Sittenrichterei und dreisten Munterkeit, die mindestens bei Chaucer und Boccaccio sich schon hie und da zur Ironie verfeinert — ein nie überschrittener Abstand von den Helden die denkwürdige Taten vollbracht und Schicksale erlitten haben, die gesellschaftliche Zucht des Ansehens und Nennens, und handle es sich um Nero: kurz die Scheu vor der Würde des Ruhms kraft welcher sie erwähnenswert geworden, unabhängig von ihrer Moral. Chaucer erzählt Cäsars Geschichte als den Fall eines Gewaltigen der die halbe Welt erobert, eine schreckliche Begebenheit, eine unvergeßliche Warnung, und rechnet dabei auf Hörer die staunen und schweigen wie vor einem Trauerzug oder einer festlichen Gedenkstätte. Boccaccio läßt sich den Helden von ferne zeigen und erhebt sich an dem Anblick, wie bei der Begegnung eines Privat-

manns mit einem gefeierten Fürsten. Deschamps erwähnt ihn oft als Eroberer oder als Gönner der Wissenschaften, stets mit höchstem Ansehn der Person, auch da wo er die Eitelkeit des Ruhms oder die Gleichheit aller Menschen vor dem Tod an ihm oder Alexander, Artus, Karl dartut. Ja, er verlangt einmal geradezu daß man die hohen Alten ehre

chascuns doit cognoistre quel il est... oder
Que nul ne doit mesdire des Anciens...

Hans Sachs weiß von solcher Scheu nichts. Wie Luther schon im Verkehr mit Gott selbst, zum erstenmal seit es Glauben und Gebet gibt, die herzliche Anbiederung, das derbe Schulterklopfen und verständnisinnige Zunicken eingeführt hat, bei allem überschwänglichem Lob des Herrn der Heerscharen und bei allem Ekel vor dem eignen „Madensack", so hat er auch seine Folger ermächtigt allem und jedem auf den Leib zu rücken. Denn die knechtische Schmeichelei und Demut vor der Macht oder Obrigkeit und die zudringliche Wärme schließen sich nicht aus, sondern bedingen sich gegenseitig. „Demut" und Ehrfurcht sind Gegensätze: die eine duckt sich vor dem stärkeren Können, Dürfen und Haben, die andre scheut das höhere Wesen. Die Demut fühlt keine Würde des Menschen und folglich auch keine seelischen Höhen und Tiefen sondern nur dingliche Grade und Schranken.. dieselbe Gesinnung die sich als Madensack prosterniert trumpft gelegentlich gegen den Allmächtigen auf und wirft ihm „den Sack vor die Füße".

Wir müssen diese lutherische Fühlweise kennen, um die einzigartige Behandlung einer Welt die auf der Menschenwürde beruht im lutherischen Deutschland zu begreifen. Sie findet sich nirgends sonst. Alexander und Cäsar werden auch anderswo manchmal verworfen als unchristliche Weltgrößen oder geschmäht als Frevler oder verhöhnt um dieses und jenes Lasters willen, aber nur in Luthers Bereich erscheinen sie (gleichgültig ob gelobt oder getadelt) schlechthin jeder Menschenwürde entkleidet, wie Schulknaben vor ihrem Zuchtmeister oder wie Rekruten vor ihrem Weibel. Ihren Ruhm behalten sie wie ein Kleid, wie die Uniform woran man sie erkennt, aber ihre Ehre, die Farbe ihres Wesens und Schicksals, haben sie verloren. Hans Sachs mag sie anerkennen oder mißbilligen:

sie sind durch kein Gefühl des Andersseins, der Fremdheit nach oben oder nach unten von ihm getrennt, sondern gerade ihm gemäß als Fälle. Wie wohl heutige Ärzte vom Krankenmaterial oder heutige Lehrer vom Schülermaterial sprechen, so nimmt er sie als Erzähl- und Belehrstoff. In den Schmähungen des Cicero gegen Cäsar wie später in den Flüchen der deutschen Freiheitssänger gegen Napoleon ist mehr Distanzgefühl, das heißt Ehrfurcht als in allen Anbiederungen des Hans Sachs. Auch erzählt er die alten Geschichten nicht aus menschlicher Teilnahme an den Personen oder Geschicken, wie wohl die mittelalterlichen Fabulisten oder Boccaccio und Chaucer, sondern aus dem Bedürfnis nach unterhaltsamem Unterricht in Stadt- und Hausregiment oder aus handfester Freude am überlieferten Stoff selbst. Dazu waren ihm eben die Geschichten aus Sueton und Plutarch gerade recht. Sie sind entweder einfach gereimte Kenntnisse, wie die „Historia, Leben und Sterben Julii des ersten Kaisers“ oder Belege für eine Sittenlehre wie das Fastnachtsspiel zwischen dem Gott Apolline und dem Römer Fabio. In beiden Fällen wird das menschliche Geschehen zum dinglichen Stoff, als handle es sich um ein Kapitel aus des Plinius Naturgeschichte oder um eine Fabel aus Aesop. Hans Sachs ist abhängig von seiner jeweiligen Vorlage: die Historia ist ein gedrängter Bericht von Cäsars Taten aus dem Plutarch, von Cäsars Eigenschaften aus Plinius, also nicht gehässig gemeint, doch das ganze nach der Pfahlbürgerlehre gerichtet daß Hochmut vor dem Fall kommt. Das Gespräch dagegen ist von Cicero bestimmt, dessen republikanische Einwände gegen Cäsar hier zu kleinstädtischem Sittengemäkel werden: der Megalurgos wird ein übermütiger Wüterich der durch Arglist Gewalt Verderb und Bosheit zur Macht gelangt und als Weg in die Gunst dem Frager Liebedienerei Unrecht und Tücke anrät. Darüber aber beruhigt der gute Schustermann sich und seine Leser mit dem Hinweis auf die beständige Angst des Unholds vor seinen Opfern und auf seinen erschrecklichen Tod.

Nicht dieselbe cäsar-feindliche Gesinnungsrichtung, die von den jeweils benützten Büchern bestimmt wird, aber dieselbe cäsar-fremde Gesinnungslage findet sich in allen Cäsar-geschichten der Lutherzeit. Man vergleiche Kirchhoffs Wendunmut, ein nachlutherisches Schwankbuch, mit des Franziskaners Pauli Schimpf und

Ernst, das noch vor der Reformation zusammengestellt wurde und bei geringerer Geschichtskunde durchaus die mittelalterliche Namenscheu zeigt. Es beginnt mit zwei Märlein vom Kaiser Julius zum Beweis der weiblichen Klugheit. Die Sache wird nicht erzählt um des geschichtlichen Stoffs sondern um der moralischen Lehre willen, und Cäsar erscheint darin eben nur, wie in den Gesta Romanorum, als gefeierter Name, als ein allegorischer Herrscher auf den belehrende Kunde sich niederläßt oder dessen Kunde durch seinen Namen belehrendes Gewicht erhält. Kirchhoff, dem es schon weit mehr auf stoffliche lehrreiche Unterhaltung ankommt, hat in seine Schwänke ein Lob Cäsars eingefügt, nach Plinius, und die Geschichte seiner Ermordung, als wäre es eben auch ein Schwank. An andrer Stelle dient Cäsar als Muster guter Kriegszucht oder berichtet reimweis seine Taten. Im Gegensatz zu Hans Sachs ist Kirchhoff cäsar-freundlich gestimmt, aber die Luft eines geschichtlichen Daseins spürt er ebensowenig — dieselbe lutherische Nahheit und Betastung, bei genauerer Kenntnis der Geschichts-tatsachen ohne jede humane Ahnung ihres eigenen Geistes, ohne fremden Geist der sie entrückt oder verhüllt, wie der mittelalterliche.

Ja, hält man das witz-, wort- und sachenreichste deutsche Werk des lutherischen Bürgertums, Johannes Fischarts Geschichtsklitterung, neben sein französisches Urbild, den Gargantua und Pantagruel des Rabelais, so begreifen wir jetzt warum es trotz der quantitativen Steigerung der Späße im ganzen nicht nur formloser, sondern auch witzloser ist. Es fehlt darin gerade die Spannung zwischen humanistischer Ehrfurcht und derbem Weltsinn worauf der Humor und die Satire des Rabelais zumeist spielen, ja woraus sie entspringen. Dem Rabelais sind die anerkannten Werte der antiken Geschichte ja immer gegenwärtig (wie dem Aristophanes die der Götter oder dem Cervantes die des Rittertums) und gleichzeitig die gewaltige Erdenfrechheit und Sinnenderbheit eines vollblütigen Genußmenschen welcher dem scholastischen Gefängnis entronnen Heiligtümer der Schulen um der Schulen, nicht um der Heiligtümer willen verspottet. Wenn er die Alexander und Cäsar in der Unterwelt zu Schuhflickern und Schiffern macht, so meint er das als Witz eben aus dem Gefühl ihrer wahren Gewichte.. und die Übermaße seiner Riesen und Ritter wirken so lustig komisch nur

durch das stets gegenwärtig mitschwingende Wissen um die richtigen Maße. Fischart übernimmt das fertige Buch des Rabelais, ohne zu spüren aus welcher Idee und Spannung es geboren ist und überwitzelt oder -schnitzelt dann die einzelnen Einfälle mit eigner Sprechmasse, Belesenheit und Unflats-phantasie, ohne seine Gesamtwerte und Maße zu teilen. Er haßt die Pfaffen als lutherischer Bürger, oder als gelehrter Leser, nicht als humanistischer Weltmensch, und das klassische Altertum, für Rabelais ein herrlicher Bereich der Freiheit und der Pracht, ist ihm wie dem Hans Sachs doch nur ein Vorrat unterhaltsamer oder lehrreicher Vorkommnisse die man kennen muß und verwenden kann.

Der kleinbürgerliche Geschmack im 16. Jahrhundert ist der besondere Beitrag Deutschlands zum Cäsar-ruhm den Petrarca gestiftet, also eher ein Abtrag als ein Zuwachs. Dieser Ruhm selbst bleibt, unbeschadet nationaler Stilmittel und Stimmungen, mindestens so weit er sich in den Mittel- und Unter-lagen der Schulen und der Höfe als Lehr- und Zier-literatur oder -bildnerei abspielt, gesamt-europäisch ohne besonderes Vortreten nationaler Züge. Man müßte denn etwa in den Romanzen des Juan de la Cueva oder Gabriel Lobo Laso de la Vega etwas von der eigentümlich spanischen Ritter-grandezza als Cäsar-gebärdung finden wollen. Sie behandeln einzelne Begebenheiten aus Cäsars Geschichte, um daran ihre gespitzte Redekunst zu zeigen, im gedrängten Hergangs-bericht und im antithetischen Epigramm: Cäsar verstößt seine ehebrecherische Gattin und beschützt den Ehebrecher, seinen Parteifreund Clodius — eine Anekdote aus Plutarch, in Verse gebracht, um den geflügelten Ausspruch zu drehen und zu schmücken: Cäsars Gattin muß frei sein von Verdacht. Beliebter noch waren Szenen die der römische Spanier Lucan schon durch seine geschwellte und gespannte Prachtrede den Nachfahren zubereitet hatte: der Übergang über den Rubikon mit dem Zaudern des Verwegenen, mit dem düstern Gespenst das zum verhängnisvollen Wagnis drommetet und dem Schicksalswort, „der Würfel ist gefallen“: so bei Juan de la Cueva. Lobo Laso de la Vega beschreibt lieber den Seelenkampf in Cäsars Busen und den Zwiespalt zwischen Ehrgeiz und Vaterlandsliebe als den Hergang. Auch die Nachtszene aus Lucan, den Gegensatz zwischen der Ruhe des armen Schiffers Amyclas und dem Unfrie-

den des Herrn der Welt, haben beide abgewandelt, Juan de la Cueva mehr in Szenerie-kontrasten, Lobo Laso de la Vega mehr in seelischen Antithesen, beide angeregt von dem geflügelten Wort „du trägst den Cäsar und sein Glück". Beide wetteifern in der Schilderung von Pompejus' Tod: Cueva malt die Flucht und den Mord des besiegten Helden, die Überreichung von Pompejus' Haupt und Ring und die Bestattung, Vega schildert die Empfindungen des Siegers und seine eigenen vor einem solchen Schicksal. Auch hier ist der eine malerischer Szeniker, der andre rednerischer Elegiker. Cueva hat sich dann noch einzelne Vorgänge ausgesucht bei denen er seine halb szenische halb balladische Phantasie spielen lassen konnte, den Selbstmord eines Veteranen, der als Cäsarianer Leben und Freiheit zu schenken, nicht zu empfangen pflegt, oder einen Streit zwischen Cäsar und dem Bruder des Labienus, den Cäsar zuletzt erschlägt. Vega wählt sich die großen Ereignisse, bei denen er den Wankelmut der Fortuna rednerisch erörtern kann, die Schlacht bei Pharsalus oder Cäsars Tod. Gemeinsam ist ihnen und ihren sämtlichen Cäsar-romanzen, ob sie mehr nach der Ballade oder mehr nach der Elegie hin neigen (die Gattung Romanze erlaubt beides) die rednerische Ausladung eines berühmten Ausspruchs oder Vorgangs zu großartigen Gebärden und Gesinnungen, in denen mehr standliche Würde als seelische Leidenschaft sich bekundet. Dies ist das besonders Spanische daran und färbt auch auf ihre Cäsargedichte selbst ab. Es ist der äußerste Abstand von der deutschen Biederkeit die um dieselbe Zeit mit dem Luthertum sich ausbreitet und in Hans Sachs ihren bequemsten Vertreter findet. Diese beiden entgegengesetzten Abweichungen von der gemeineuropäischen Übereinkunft des Helden- und Herrscherbildes gehören deswegen zusammen. Doch liegt selbst dem Cäsar des Hans Sachs und dem des Juan de la Cueva weniger eine entgegengesetzte Wertung oder Sicht Cäsars zugrunde als eine entgegengesetzte Seelengebärde und Sprache, die von vornherein gar nichts mit dem Urteil über den Helden zu tun hat. Denn auch da wo sie ohne eignen Anspruch dem gleichen lateinischen oder griechischen Gewährsmann folgen, weichen sie voneinander weiter ab, nicht nur im Stil sondern in der Gesinnung, als die Cäsar-gegner von den Cäsar-verehrern in andren Ländern. Ja, Poggio ist dem Guarini, ja auch über

Völker und Jahrhunderte hinweg Petrarca dem Bacon und Alfonso von Neapel dem Heinrich IV. von Frankreich näher in Luft und Gefühl als gleichzeitige spanische und deutsche Plutarch-leser des 16. Jahrhunderts, beide Untertanen Karls V.

Wir müssen grundsätzlich unterscheiden in der ganzen Zeit nach Petrarca zwischen den Zeugnissen die Cäsar nur beiläufig erwähnen oder darstellen, aus rednerischen erzieherischen dekorativen Gesamtrichtungen oder Gewohnheiten, ohne eben an ihm etwas Eigenes gesehen zu haben, und solchen die aus dem selbständigen Nachdenken über diese Gestalt stammen, wie bei Montaigne, oder aus einem übergesellschaftlichen Gesicht, wie das Shakespeares, oder aus einer erhöhten Schicksalslage wie Heinrich IV. Es ist unnötig und bei dem immer massiger gehäuften Bücherbetrieb seit dem 16. Jahrhundert unmöglich die uns nun schon nach Herkunft, Richtung, Urteil vertrauten Motive bei immer andren Rednern Poeten Lehrern Malern zu verfolgen. Auch die späthumanistischen Schul- und Hofdramen neulateinischer oder nationaler Sprache unterscheiden sich mit wenigen Ausnahmen mehr durch ihre literarische Technik als durch ihre uns hier allein wichtige Bewertung oder gar Ansicht Cäsars. Die Gattungen und Stilmittel kümmern uns nur als etwaiger Ausdruck eines eigenen Cäsar-gefühls. Cäsars Ruhm hat auch Dramen oder Romane gezeitigt, aber nicht als Dramen und Romane gehen sie uns hier an sondern nur als Cäsar-bilder und Cäsar-urteile, ihre Verfasser nur als Deuter oder Verwender des Cäsar-gehalts oder -stoffs, nicht durch ihre Fachleistung. Hier wie immer laufen die von Führern und Findern gestifteten Gattungen Sichten Urteile immer flacher, leerer und glatter weiter, verstofflichen oder verformeln sich, werden Vorrat oder Betrieb, bis abermals ein ursprünglicher Mensch sie ergreift und verwandelt durch seinen Eigengehalt — eine frische Erfahrung Erleuchtung oder Erschütterung die ihm Gott und Mensch, Natur und Geschichte bis ins einzelne hinein erneuert. Die Konventionen der Menge und des Alltags müssen wir kennen um den schöpferischen Wandel zu gewahren, die Gewohnheiten um den Wirkern neuer Wahrheit gerecht zu werden.

Montaigne, Bacon und Shakespeare sind seit Petrarca, mindestens seit Mantegna die ersten die Cäsar mit eigenem Sinn gesehen

und gezeigt haben, nach so viel Kennern, Nennern, Nachahmern und Benützern seines Ruhms. Alle drei sind wieder Herren der Sachen und der Formeln geworden die seit etwa zwei Jahrhunderten der wirklichkeitssüchtige Menschengeist um sich herum gehäuft oder aus sich herausgestellt hatte, erst als Nahrung und Mittel, zuletzt als Bürde und Spiel. Sie mußten nicht mehr das Gottesreich durchseelen wie Dante oder das Menschentum dem Himmelszwang abringen wie Petrarca, sondern die Stoff- und Mittelwelt wieder beleben. Sie waren weniger Entdecker als Erwecker.

Montaigne nimmt das gelehrte Sachwissen über Cäsar wieder in eine vollkommen wache Seele hinein und sucht nicht mehr das Vorbild aus einer verschollenen Heldenzeit, nicht mehr die Zustände oder Gegenstände von Rom und Hellas wie die humanistische Altertumswissenschaft, nicht mehr die Staats- und Kriegskunde an sich, sondern in all diesen Dingen die menschliche Regung und Eigenschaft. Er meidet das philosophische System, weil darin das Denken zum Gedachten erstarrt, und scheut die strenge Wissenschaft die den Geist mit Dingen oder Mitteln verbaut. Er hat einen wahren Durst nach persönlicher Freiheit des Sinnens Merkens Sagens, wie der humanistische Bilder- Wissens- und Rededienst ihn nicht kannte. Montaigne hat das Werk Petrarcas vollendet, sofern es der Durchbruch der Person aus überweltlichen Bindungen war.. er hat es erschüttert, sofern es eine neue Menschenandacht zu Gestalt und Wort stiftete. Er deutet zurück zu Petrarca durch seinen Sinn für alles Menschliche, er deutet voraus zu Voltaire durch sein Bedürfnis nach Geistesfreiheit um jeden Preis, selbst um den der Würde. Für Petrarca war Freiheit noch kein Selbstzweck sondern nur der notwendige Weg zum klassisch-großen schönen weisen Menschtum, für Montaigne war das freie Wählen und Gewahren das eigentliche Glück und der feinste Wert, alle Welt diente nur diesem ursprünglichen Drang des selbständigen Geistes. So ist er zwar davor bewahrt daß sie ihm zum Vorrat oder Betrieb wird, aber er bereitet den Abfall des Geistes und der Sinne vom Gesamtmenschentum, die aufgeklärte Weltlosigkeit des modernen Ich vor, wenngleich ihn seine frische Zeit und Ader noch vor der späteren Zerfaserung und Verdünnung schützte. Er glaubte noch mehr als er selber meinte und seine Gesundheit führte ihn allerwegen un-

willkürlich wieder zu Freuden der Liebe und der Ehrfurcht die dem rechten Mann gemäß und nötig sind. Sein Zweifel ist noch nicht der Ausdruck eines geschwächten und unsichern Willens, einer flauen und feigen Seele die nimmer glauben kann, weil ihr „die Kraft des Bluts, die Kraft des schönen Lebens" versiecht, sondern der verstandliche, aber mißverständliche Schutz eines reichen Geistes der mitten im Getümmel wilder Glaubensleidenschaften, engsinniger Pfäffereien und anspruchsvollen Schuldünkels seinen eigenen Platz behaupten und den Blick nach allen Seiten offenhalten möchte. Montaignes Zweifel setzt Calvinismus Gegenreformation Hugenottenkriege als Krankheiten voraus — er ist nur die Arznei womit ein adliger und feiner Renaissancemensch seine bedrohte Vernunft sichert oder heilt.

Wenn Montaigne sagt, da wir Größe nicht erreichen können, wollen wir uns schadlos halten indem wir ihrer spotten, so verrät er daß er noch Humanist genug ist um sie zu ersehnen, d. h. zu verehren, und sein Spott ist nicht ihre Entwertung sondern seine Beschwichtigung. Freilich, er hat nicht mehr wie Petrarca den Menschen als Mitte Träger und Ausdruck eines geschichtlichen Makrokosmos gewollt und gesehen, sondern als seelischen Mikrokosmos. Petrarca löst die klassische Geschichte aus dem scholastischen Fug, Montaigne die empirische Seelenkunde aus der humanistischen Wissenschaft. Wie in Petrarcas Heldenverehrung noch tief das Andachtsbedürfnis der mittelalterlichen Frommen nachwirkt, so in Montaignes Kritik und Skepsis noch die Gestaltenfreude, die Wissenslust und der Formensinn des Humanismus. Er kennt und liebt die Klassiker, zumal seinen Plutarch und seinen Cäsar, und gerade durch das Ringen seiner frischen Selbstigkeit mit seinem humanistischen Hang zur Verehrung des schönen Sagens und großen Tuns wird er aufmerksamer und gespannter.. wie ja auch Petrarca erst durch den Stachel des alten Glaubens in seinem neuen Fleisch so feurig weit getrieben wurde. Wo keine Spannung ist da ist keine Erleuchtung. Montaigne ist einer der gespanntesten Menschen: zwischen französischem Junkertum und Judentum, Ehrgeiz und Ruheverlangen, Drang und Beschaulichkeit, Andacht und Zweifel, Hingabe und Scheu, Naivetät und Klugheit. Er ist schwanker und mürber als Petrarca, ohne dessen seherischen Schwung, ihm ver-

wandt durch empfängliche Wachheit und Bildsamkeit, durch geistigen Freisinn bei natürlichem Seelenadel und durch die reiche Redekunst eines ausgreifenden Selbstgefühls. Die Bescheidenheit Montaignes ist mehr Höflichkeit als Demut.. Petrarcas Stolz mehr Staunen über die Entdeckung neuer Kräfte als eitle Hoffahrt. Beide gehören, wie später Voltaire, zu der Rasse Ciceros: Genies der Bildung mit unzulänglichen Tätertrieben die sich dann im Sehen und Sagen erfüllen, bei Petrarca und Voltaire mit ergiebigem Genügen, bei Cicero mit schwellender und grollender Ungeduld, bei Montaigne mit heiter-einsichtigem Verzicht.

Wie Petrarca so übernahm auch Montaigne aus dem Altertum den ciceronianischen Zwiespalt des ästhetischen Ja und des moralisch-politischen Nein zu Cäsar. Petrarca hielt diese Spannung leichter zusammen durch die unbedingte Anbetung der Größe und des Ruhms, die ihm mit frischer Gewalt eben aufgingen und denen gegenüber der moderne Freiheitsgedanke erst unreif sich regte. Auch war die Geschichte Roms, verkörpert in seinen Helden, Petrarcas eigentliche Entdeckung.. er war weder Sittenlehrer noch Seelenwäger sondern Gestaltensucher, und Cäsar erschien ihm zwar als Person, doch als Geschichtsperson, untrennbar noch von dem Weltrang den er sich durch seine Taten erworben. Montaigne dagegen fand einerseits schon eine ausgebildete humanistisch republikanische Staats- und Sittenlehre vor, seit Macchiavelli, andererseits verselbständigtes Sachwissen das nicht mehr an den Heroen haftete. Diese waren seitdem zugleich dinglicher und privater, ihre Privatperson war gleichsam frei geworden von ihrer Geschichte. Montaigne ist der Mann der gerade die außergeschichtlichen Seelenwerte der Helden in ihrer Geschichte suchte und fand mit Eifer und Witterung, wie Petrarca die Geschichtswerte entdeckt hatte. Ihn berückte nicht mehr der Held und Herrscher Cäsar sondern der Charakter Cäsars, der eine solche Fülle von Geistes- und Seelengaben vereinigte und entfaltete, daß ihm das Reich zufallen mußte, die Fortuna ihm untertan wurde. Petrarca hatte Cäsar in der römischen Geschichte mitentdeckt, und deren Nimbus beleuchtete ihm ihre mächtigste Erscheinung. Montaigne erst, zwar belesen und bewunderungswillig, zieht den Plutarch dem Livius, den Biographen dem Annalisten vor, und sucht in der Geschichte nicht mensch-

gewordene Reichsschicksale sondern selbständige Wesen denen die Geschichte höchstens kräftigeren Umriß gab und die ihr Ruhm greifbarer machte. Monumentalität war für Montaigne kein Selbstzweck mehr sondern gleichsam nur ein Vergrößerungsglas, und Ruhm, für Petrarca ein Attribut der Heldensubstanz, ist für Montaigne ein höchst fragwürdiges Akzidens. Er hat einen eigenen Essay über den Ruhm geschrieben, gleich weit entfernt von der christlichen Verneinung wie von der heidnischen und humanistischen Bejahung, und ihn darin als ein irdisches Gut abgewogen mit seinem Zufall, Trug und Nutzen: Ruhm ist ihm ein Besitz, nicht wie für den klassischen Humanismus eine Eigenschaft, und er stellt wohl einmal eine Dreizahl der ausgezeichnetesten Männer auf, wobei er den persönlichen Wert mit dem gefeierten Namen und der geschichtlichen Wirkung in besseren Einklang zu bringen sucht als das Urteil der Menge: Homer, Alexander und Epaminondas wählt er nach reiflicher Erwägung der Mitwerber Vergil und Cäsar — und Epaminondas als ersten von allen.

Mit diesem neuen, nicht geschichtsfremden, aber geschichtsfreien Wertmaß, geriet nun Montaigne an Julius Cäsar, während sein Freiheitsgefühl — mehr persönliches Unabhängigkeitsbedürfnis als Republikanertum — seine Formeln eben aus Mangel an wirklichem Geschichtsverständnis aus der ciceronianischen und macchiavellistischen tyrannenfeindlichen Staatsliteratur entnahm. Hätte er von Geschichte auch nur so viel begriffen wie Petrarca, so hätte er die Freiheit die er meinte immer noch eher bei Cäsar gefunden als bei dessen Mördern. Vollends eine Kritik der cäsar-feindlichen Quellen war nicht von ihm zu fordern und so ward ihm die politische Freiheit und Tugend der Optimaten zum Gleichnis der persönlichen Freiheit, seines höchsten Guts, und Cäsar als Zerstörer dieses Guts ein Feind und Abscheu, wie nur je dem Cicero.

Und eben Cäsar entzückte seinen wachen Menschensinn, den auch Freiheitsgrundsätze nicht stören und stumpfen konnten, durch „die reichste Natur die je auf Erden erschienen", durch eine nach Weite Umfang Höhe einzige Begabung zu jedem Werk, durch Wundertaten in Krieg und Frieden, durch Anmut und Kraft des Wesens, durch die zugleich hochherzige und heiter-schlichte Seele. Montaigne hatte wie niemand vor ihm das Gehör für Cäsars

Stil, den feinen französischen Nerv, der Tonfälle als Gebärden und Gebärden als Charakter spürt, und berauschte sich nicht nur an den Taten wovon die Commentarien melden oder an ihrer Schreibekunst, sondern gerade an dem Wesen das darin spricht, an diesem hellen lautren hohen Geist, an dieser gediegen festen und mächtigen, dabei feinen und harmonischen Seele. Er hat wohl zuerst mit solch zärtlichem Ohr Cäsars Schriften abgehorcht, nicht als Ruhmesurkunden, nicht als Kriegsvorschriften, nicht als Redemuster, sondern als Seelenausdruck. Immer wieder kehrt er zu ihnen zurück und bekennt ihnen mehr als nur menschliche Verehrung zu widmen, er füllt sein Handexemplar mit Seiten der Bewunderung, er meint, sie müßten das Brevier jedes Kriegsmanns werden und er selbst plaudert über die und jene Stelle, sucht aus ihnen Cäsars Feldherrneigenart darzulegen, seine Verbindung von Kühnheit und Umsicht, seine Heereszucht, all das nicht mehr aus Kriegswissenschaft sondern aus Charakterkunde, doch freilich mit dem seit Petrarca sehr vermehrten Sachwissen. Die Commentarien, mehr als selbst Plutarch, geschweige Sueton, sind die Quelle der Cäsarbewunderung Montaignes. Er ist auch damit einen Schritt näher an Cäsars Person herangetreten als Petrarca, und hat vielleicht überhaupt erst die Commentarien der Seelenkunde dienstbar gemacht.

Man begreift nun seine Spannung zwischen diesem Personenkult und dem Freiheitssinn: keiner hat sie mehr mit solcher Innigkeit erfahren. Bei Cicero überwog doch der Haß das Staunen, bei Petrarca weitaus die Bewunderung den literarischen Republikanismus, Voltaire nahm solche Gegensätze leichter und mochte gern kritteln und preisen in einem Atemzug. Nur Lord Byron schwankte vor Cäsar ähnlich wie Montaigne und nährte aus diesem Zwiespalt seine düstere Daseinsrüge, wie Montaigne seinen heitren Weltzweifel. Montaigne hat seinen Zwiespalt offen ausgesprochen: er bekennt, wenn er die zauberhafte Größe dieses Menschen betrachte, müsse er der Fortuna verzeihen daß sie ihm beigestanden, sogar in seinem ruchlosen Unternehmen, dem Sturz des römischen Freistaats. Es quält ihn daß gerade Cäsar solchen Greuel hat begehen müssen, doch keine Moral oder Politik trübt ihm den klaren Blick für die selbständige Erscheinung. Ja vielleicht hat gerade dieser Zwiespalt ihn erst so hellsichtig gemacht für die Werte

der Person die sich abhebt von den Gemeinwerten. Er strebt nach Gerechtigkeit über seine Liebe hinaus, wie auf höherer Stufe der Richter Dante, der auch seine verehrten Helden und Lehrer in die Hölle bannt, wenn seine Vernunft sie vor dem Gesetz schuldig findet. Cäsar ist die Person der Geschichte welche den Montaigne am meisten beschäftigt, am dringlichsten anzieht, mehr als selbst Alexander.. er erwähnt ihn viel öfter. Nur gibt er, eingestandenermaßen zweifelnd und ungern, dem Alexander den Vorrang, weil dessen unermeßlichen Ruhm kein solch moralischer Makel schändet wie der Cäsars. An Tatenglanz seien sie gleich, an Gaben Cäsar vielleicht überlegen. Doch im Gesamtbild läßt sich die Moral, der Frevel Cäsars nicht tilgen, und wie Alexander dem Epaminondas nachsteht an Seelenadel, so Cäsar dem Alexander an Reinheit des Willens. Moral ist für Montaigne nicht ein starres Gesetz und das oberste Maß, doch der feinste und entscheidende Wert der Seele. Montaigne ist kein Zuchtmeister sondern fast ein Genießer der Tugend, wie er ein Genießer der Größe und der Anmut ist.. nur schmeckt ihm die Tugend von allen Werten am besten.

Cäsars geschichtliche Größe hat Petrarca entdeckt, Cäsars persönlichen Reiz Montaigne. Wenn Eberhard Gothein einmal Cäsar „die faszinierendste Persönlichkeit der Weltgeschichte" nennt, so faßt er in diese Formel eben das was Montaigne wahrgenommen und zuerst in immer neuen Wendungen seines vom Freiheitssinn bewachten, doch nicht gehemmten Enthusiasmus gezeigt, der nicht mehr dem Heldenkult sondern dem Menschen-genuß entstammt.

Etwa um dieselbe Zeit da Montaigne auf den Charakter Cäsars sein neues Augenmerk richtete, zog Bodinus aus seinem Leben staatliche Erfahrungssätze und zeichnete Bacon noch einmal sein geschichtliches Bild, nicht durch Taten, wie Petrarca, sondern durch Eigenschaften und Gesinnungen, wie Montaigne, aber ohne dessen seelischen Anteil, mehr von der Welt als von der Person her. Alle drei zehren noch von der Erbschaft Petrarcas und nehmen Cäsar als den tatengrößten Römer, als allbegabten Meister des Schwertes und des Wortes und als milden Gebieter.. alle drei aber sind keine Heldengläubige mehr sondern Beobachter. Cäsar ist ihnen kein Urbild oder Vorbild sondern ein Gegenstand. Auch des Montaigne Genießertum ist von Bodins Forschertum und von Ba-

cons Kennertum nur dem Wärmegrad, von Petrarcas Ehrfurcht dem Wesen nach unterschieden. Alle drei haben den scharfen Blick für die persönliche „Natur" des geschichtlichen Menschen und lösen sich von der klassizistischen Andacht zum Altertum (welche ein neuer Glaube war fast noch mehr als ein neues Wissen) ohne in die bloße Sachgelehrsamkeit der Antiquare zu verfallen.

Bodinus hat von den dreien am wenigsten ein selbständiges Menschengefühl — er ist vor allem ein scharfer und nachdrücklicher Verstand und stellt als ein methodischer Nachfolger und Mehrer Macchiavellis seine weite Geschichtskunde und sein tiefes Staatsdenken in den Dienst des neuen weltlichen Herrscherwillens, er zieht die geistige Summe aus dem Handeln eines Franz I., Heinrich VIII. und Karl V. und bereitet grundsätzlich den Weg für Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV., doch noch mit einem dichteren Rückhalt an den breiteren und regeren Geschichtsmassen der Renaissance. Seine Staatslehre ist amoralisch wie Macchiavellis Fürstenlehre und sucht nur die Naturkunde der legitimen Macht, nicht die Sittlichkeit politischen Handelns. Cäsar war ihm dabei ein willkommenes Beispiel, nicht rhetorische Floskel, nicht Muster der Nachahmung oder Abschreckung, nicht gelehrte Notiz, sondern gleichsam das Reagens woran er gewisse staatliche Vorgänge verdeutlicht: wie Herrschaft errungen befestigt gefährdet wird, wann Milde, wann Strenge angebracht ist, wann Vorsicht und wann Kühnheit. Er rügt etwa Cäsars Hoffahrt im Senat, nicht als moralischen Mangel sondern als politische Unklugheit, oder rühmt seine Staatskunst womit er der Gallier Zwietracht zu nutzen wußte. Selbstverständlich verwertet er die Commentarien als politisches Lehrbuch. Von dem republikanischen oder moralischen Tyrannenhaß der Ciceronianer ist er frei: er zeigt nur als ein Arzt die Schwächen und Gefahren der Gewaltherrschaft, wie die der Demokratie und Aristokratie. Gerade Cäsar ist ihm hier der eindringliche und monumentale Beleg: der menschlichste feinste großartigste glänzendste hochherzigste Gebieter konnte sich nicht vor der erfolgreichen Verschwörung schützen. Auch über die Mörder entrüstet sich der Bewunderer Cäsars nicht, so wenig er sie schätzt, auch den Cato feiert er nicht und lobt nur einmal eine Handlung von ihm als klug, nicht als tugendhaft. In ihm kündigt sich schon die gleichsam naturwis-

senschaftliche Gesinnung gegenüber der Geschichte an — das ist noch nicht die naturwissenschaftliche Methode, die keine Gestalten und Personen sieht sondern nur Stöße und Stoffe berechnet. Diese ist die Handhabung neuer geistiger Erkenntnismittel, die naturwissenschaftliche Gesinnung bedeutet nur den neuen Abstand des Menschen zu seiner Welt, ihre Entgötterung. Denn auch die sinnige Betrachterlust des Montaigne ist schon weit entfernt von der gläubigen Beschauerandacht des Petrarca. Seine Begeisterung ist gleichsam ein Nebenergebnis seines vernunftgelenkten Lebens, während Petrarcas Schau geradezu von seiner Ehrfurcht und Sehnsucht entzündet wird.

Der eigentliche Meister dieser Art, die weder seelische Durchdringung noch knechtische Häufung des Weltstoffs will sondern vernünftige Beherrschung, ist Lord Bacon und er hat auch Julius Cäsar gegenüber sie zuerst bewährt. Neben Montaigne, der die Geschichte durchwandelt wie ein läßlicher Reisender mit viel Zeit und Geld, bald da bald dort rastend und betrachtend, steht Bacon wie ein Feldherr der ganze Länder bemißt, um die entscheidenden Grenzen Wege und Punkte zu finden, — ohne jeden überschüssigen Enthusiasmus, mit dem Willen die irdische Raum- und Zeitwelt zu verstehen, um sie zu verwenden, ehrfurchtslos, doch der Bewunderung fähig wo er große Kräfte gewahrt, bis in die Betrachtung geschichtlicher Phänomene hinein bedacht eben Kräfte festzustellen, zu wägen und zu beschreiben, wie ein Naturforscher. Das Feststellen um des Fassens willen macht seine Sprache so klar, männlich sicher, und der Wille zum Ganzen und zum Ziel gibt ihm die tätige Schnelle und schützt ihn vor der verweilenden Breite sammlerischer und beschauerlicher Forscher. Dem Berichtstil Cäsars ist außer Napoleon keiner so nah gekommen wie der Vermessungsstil Bacons (wenn man ihre verschiedenen Aufgaben und Jahrhunderte billig in Betracht zieht) aus Nachahmung des von ihm höchlichst bewunderten Musters, oder vermöge seines imperatorischen Verstandes, dem freilich keine imperatorische Seele entsprach.

Bacon hat einen Abriß Cäsars geschrieben, in der Art seiner Essays, um diese große menschliche Tatsache so im Wort faßbar und gegebenenfalls nutzbar zu machen, ins bestimmte, überblickbare Gebiet des wirklichen d. h. wirksamen Wissens zu bannen wie er

ringsum Erscheinungen der Seele, der Sitte oder der Natur sammelte bestimmte beschrieb, die Liebe oder die Arbeit, Staatsformen, Gartenkunst oder Feste, den Ruhm, die Macht oder die Verschwendung und tausend andres, — grundsätzlicher Erfahrungssammler wie Aristoteles, doch ohne geistiges System, Gelegenheitsdenker wie Montaigne, doch mit zielsicherem Willen und Weg. Das Neue an seinem Cäsarbild ist der Versuch an Stelle des Nacheinanders von Taten oder des Nebeneinanders von Eigenschaften mit mehr oder weniger moralischen Werturteilen das Wechselspiel von Schicksal und Charakter im Dasein des großen Mannes zu verdeutlichen. Man merkt die Nähe Shakespeares, nur haftet Bacon, ganz abgesehen vom Mangel des dichterischen Blicks und Griffs, noch durchaus in der mechanischen Kausalität (der damals frischen Wahrheit) und gelangt doch nicht zu der Ansicht eines einheitlichen Ganzen, sondern bleibt bei einer pragmatischen Psychologie stehen, die den Cäsar trotz der schärferen und knapperen Fassung undeutlicher läßt als die Geschehnis-schau eines Dante, die Tatenkunde des Petrarca oder die Eigenschafts-wahrnehmung des Montaigne. Bacon verknüpft einzelne Charaktermerkmale mit Schicksalswirkungen, ohne eine Zentralkraft zu suchen und ohne zusammenfassendes Werturteil, so daß seine Charakterbeschreibung weder eine lebendige Mitte noch einen verdeutlichenden Raum hat, also kein eigentliches Bild wird sondern nur Material zu einem Bild bleibt. Man kann schwer die einzelnen Züge zusammenschauen.. die Früheren, die Cäsar zum Ehrgeizigen oder Hochherzigen stilisierten, zum Feldherrn oder zum Tyrannen, zum Welteroberer oder zum Gründer des Imperiums und von solch einer Mitte aus ihn faßten, hatten eher ein Ganzes als der bestimmtere und genauere Bacon. Sein Cäsar ist eine große und edle Seele, aber nur auf Sondervorteil bedacht, ohne Sinn für Dauer Jenseits Gesamtheit und sogar Ruhm, nur machtsüchtig, ein gewaltiger Selbstling, doch eben darum erfolgreich, weil ihn kein Ziel Gefühl oder Wert ablenkt. Die harte Schule seiner Jugend zügelt seinen Stolz und spornt seinen Eifer. Bei heftigen Leidenschaften und rastlosen Begierden ist er klug und klar. Zur Herrschaft gelangt er aus Naturtrieb, nicht aus edlem Streben, und da er mehr Gewalt als Würde sucht, liebt ihn das Volk, das keine Würden zu verlieren hat, haßt

ihn der Adel, der auf die seine hält. Freundliches frankes Gebahren mildert seine Kühnheit.. obwohl Meister der Verstellung erscheint er frei und natürlich, verschmäht niedrige Ränke und Kniffe, weil er Meister seiner selbst und der andren bleibt. Er will Macht, nicht Pomp und meidet so den Neid. Herrschaft erstrebt er von Jugend auf, nach dem Vorgang Sullas, als Neffe des Marius, aus Wetteifer mit Pompejus und wegen der Verderbnis des Zeitalters.. und erringt sie erst durch Volksverführung, nachher durch Waffengewalt. Seine Hauptgabe ist die Kriegskunst, nicht nur Heerführung sondern Heerformung. Übrigens ist er treu, freigebig und nachsichtig gegen seine Freunde, die er zweckmäßig auswählt, nicht als Erster unter Großen, sondern als Gebieter unter Geringen, gebildet wie es dem Staatsmann gebührt als Geschichtskenner und Redner, sowie aus Sternenglaube als Astronom, genußsüchtig ohne Schwächung, nüchtern, wollüstig und prachtliebend, gnädig gegen Feinde aus Trachten nach Volksgunst — so daß ihn stürzt was ihn erhob.

Dies ist in groben Zügen die erste bewußte Charakteristik Cäsars, ein Zeugnis jenes Menschenforschertums das erst der versachlichte und entzauberte Späthumanismus gereift hat, eine der selbständigsten und eingehendsten überhaupt. Bacon ist noch mehr als Montaigne und Bodinus frei von den geläufigen monarchischen oder republikanischen Wertgefühlen, und selbstverständlich von der petrarkischen Heldenandacht. Er beschreibt den Cäsar wie etwa Buffon den Löwen, ohne sittliche Zu- und Abneigung, ohne staatliche Absicht, ja ohne eigentlich psychologische Neugier und ohne den ciceronianischen Zwiespalt.. nur als eine merkwürdige und gewichtige Erscheinung des raumzeitlichen Kosmos den der Mensch begreifen und beherrschen soll. Schon dieser Standpunkt ist neu: die Charakteristik selbst weicht von den bisherigen freundlichen wie feindlichen Bildern ab durch die Deutung des Machttriebs als einer Naturgewalt, die Betonung der zielstrebigen List und der Augenblicksbefangenheit Cäsars. Bacon folgt nur Plutarch und vergißt den Sueton geflissentlich oder versehentlich, wenn er dem Cäsar Gesetze, Bauten und Dauerpläne abspricht: er hat hier die Geschichte vergewaltigt, nicht aus politischem Haß sondern aus einem Irren des Gedächtnisses oder aus falscher Blickrichtung. Das Bild des Plutarch hat ihm vorgeschwebt: er hat es von einem

eigenen Standpunkt aus selbständig betrachtet, nicht mit humanistischem Enthusiasmus kopiert oder geschmückt, nicht mit moralischen Gemeinplätzen glossiert. Nicht so sehr der Inhalt seiner Aussagen über Cäsar ist neu als der Ton und der Stil womit er sie vorbringt, der nüchterne Wille zur Wirklichkeit um jeden Preis, zur Natur der Dinge und Menschen, seien es auch berühmte Helden. Plutarch dient ihm nicht mehr als literarische Autorität oder Vorlage sondern nur als Stoffsammlung, der er mit eigenem Sinn Tatsachen entnimmt, um sie neu zu verknüpfen, nach Staats- und Seelenerfahrungen seiner eigenen Zeit. Deren wichtigste war die Verichung des Menschen gegenüber der versachlichten Welt: aus den rationalen Beziehungen der Menschen zur Welt und aus den kausalen Beziehungen der Welt zum Menschen deutete man sich die Geschichte. Das ist neu gegenüber der antiken Vermenschlichung des Alls, welche im frühen Humanismus noch wirkte, wie gegenüber der mittelalterlichen Vergöttlichung des Alls, welcher der Protestantismus wenigstens seine Werte entnahm. Bacon ist der Stifter dieses Realismus in ähnlicher Weise wie Petrarca der des Humanismus, und seine Cäsar-skizze ist das erste Zeugnis dieser Gesinnung, keineswegs so wichtig für Cäsars Ruhm wie Petrarcas Buch, weil der geschichtliche Heros überhaupt dem Realismus weniger bedeutet als dem Humanismus, der ihn als Ideal, als göttliches Bild ehrt.

Bacon hat eine neue Geisteswelt entdeckt deren Eroberung und Anbau die Denker und Forscher der Folgezeit beschäftigen sollte.. mehr der Natur als der Geschichte waren sie zugewandt. Der Humanismus bestand daneben weiter, mehr und mehr verstofflicht in Altertumskunde der Sachen und Worte, und verformelt in Dekoration und Schönrede. Doch um die Wende des letzten hochhumanistischen und des ersten hochwissenschaftlichen Jahrhunderts bildete ein Genius die ganze Menschenfülle und die ganze Sachenmasse beider Zeitalter, des petrarkischen und des baconischen, in eins zur gesichtigen beseelten kündbaren Welt und hob darin alle Spannungen zwischen Mensch und Welt, Ich und Ding nochmals auf, wie einst Dante die Spannungen zwischen Gott und Seele. Auch diesmal war es ein Dichter, der nicht durch neues Meinen sondern durch ursprüngliches Schauen, nicht durch Lehre sondern

durch Bild, nicht durch richtiges Wissen sondern durch wirkliches Wort das gekannte All verzauberte und verwandelte, so daß jede alte Einzelheit jung erschien, jeder Gemeinplatz sogar unerhörten Eigenlaut gewann. Der Schöpfer Shakespeare hat als Meiner und Bemerker etwa den Bacon und Montaigne so zur Voraussetzung wie Dante den Thomas von Aquin oder den Brunetto Latini, und als Handwerksgerät unter anderem etwa so das humanistische Schul- und Hofdrama wie Dante den Minnesang und die Allegorie. Buntere weitere massigere Stoffe, schmiegsamere mannigfachere und läßlichere Mittel fand er vor als Dante, eine dichtere und gewichtigere Erde, einen blasseren ferneren ohnmächtigeren Himmel, vielheitlichere und selbstigere Menschen, Natur und Geschichte als eigengesetzliche Sachen- oder Seelenbereiche. All das hat er durchdrungen, wie Dante sein strengeres engeres und höheres Universum, mit der gleichen Empfänglichkeit seines Denkens für geläufige Lehren Urteile Kenntnisse seines Zeitalters, mit der gleichen schöpferischen Frische seines Schauens und Greifens. Auch seine Motive und Mittel mag man bei vielen andren vorfinden: erst er gibt ihnen Gesicht und Gewalt, als wären sie vor ihm nicht gewesen.

Auch seinen Cäsar darf man nicht als dramatisiertes Urteil über einen Helden oder Hergang des Altertums lesen, wie die Szenen des Muret Grévin Frischlin Pescetti Virdung Chapman Brülow und anderer, welche die Kenntnisse der Durchschnittshumanisten nach antiken Quellen, vor allem Plutarch und Lucan, dialogisieren und den Cäsar und Brutus, Pompejus und Cato zu Mundstücken ihrer Belesenheit oder ihrer Gesinnung machen, bald mit republikanischer bald mit monarchischer Moral, bald mit schlichter Buchtreue, bald mit dekorativem Pomp, mehr als Schulmänner oder mehr als Bühnenleute. Shakespeares Cäsar ist eine Vision wie sie dem Meister bei der Lesung des Plutarch gekommen sein mag, die aber so wenig wie ein Traum oder eine Geburt aus den Absichten einer Wiedergabe oder gar einer Bewertung sich erklärt, sondern unabhängig von Zwecken und Urteilen sich aus geheimen Lebenskräften aufdrängt. Wie ein Traum zwar Stoffe des Bewußtseins verarbeitet, wie eine Geburt einen Willensakt voraussetzt, so wäre Shakespeares „Julius Cäsar“ nicht ohne Plutarch-lektüre und ohne

seinen Wunsch nach Vergegenwärtigung eines großen Menschenschicksals entstanden.. doch nicht aus dem Vergleich Shakespeares mit Plutarch oder seiner anderweit bekundeten Auffassung Cäsars begreifen wir die Gestalt seines Dramas. Sie hat soviel und sowenig mit Plutarchs Cäsar zu tun wie sein Hamlet mit Saxo Grammaticus, soviel oder sowenig mit seiner Schätzung Cäsars wie sein Richard III. mit seinem Glauben an Holinsheds Wahrheit, soviel und sowenig mit dem Humanismus oder Realismus seiner Zeit wie seine Geister mit der Gespensterfurcht, seine Zauberschwestern mit dem Hexenwahn. All dies Vor-shakespearische hat wohl als Reiz Stoff und Luft seiner Schöpfung mitgewirkt, doch sie selbst stammt aus Ursprüngen die nur ihm angehören und die wir so wenig rein auflösen und ableiten können wie einen neuen Menschen aus seinen Eltern und Ahnen, aus seiner Umwelt und den Sternen oder Zwecken seiner Zeugung. Das indes Shakespeare, wie Dante, nicht nur der schöpferischste sondern auch der richtigste, weiteste, reifste und empfänglichste Geist seiner Zeit ist und abgesehen von dem neuen Weltgesicht die geläufigen Zeitmittel am fruchtbarsten benutzt und die fertigen Zeiturteile am stärksten ausgedrückt hat, wollen wir kurz betrachten welche szenischen Cäsar-formeln damals umliefen und was er gleichsam als Privatperson, nicht als gestalten-trächtiger Demiurg, von Cäsar gehalten hat. Wie Mantegna nur in einer Luft von Cäsar-erinnerungen und triumphalischen Festzügen, doch aus eigener Eingebung sein Cäsar-gemälde empfing, so tritt Shakespeare schon in eine humanistische Bühnenkonvention der die Figur und Mär Cäsars gelehrter- oder dekorativerweise geläufig war. Hierbei geht uns die Bühnentechnik der Cäsar-dramen und die Literaturgeschichte der Dramatiker nichts an sondern nur ihre Cäsar-ansicht.

Antonius Muretus, einer der gefeiertsten Späthumanisten, hat um 1550 zuerst den Tod Cäsars in einer lateinischen Seneca-nachahmung behandelt und damit diesen Stoff auch der Bühnen-rhetorik und -dekoration erobert: es ist das gewandte Übungsstück eines Schönredners der sich auch in der Schulgattung Tragoedia versucht, ohne dichterischen Gehalt, doch getragen von dem Bildungseifer für heroisches Altertum und klassische Redeformen der seit Petrarca die Pflicht der humanistischen Schule war. Cäsar er-

scheint als Weltgebieter, stolz auf seinen Tatenruhm und lebenssatt, da er sich und dem Vaterland genuggetan und der Tod ihm nicht zu früh komme. Vorsicht lehnt er ab. Diese Lebenssattheit nach einer Andeutung aus Ciceros Marcellus-rede ist der einzige Ansatz einer tragischen Seelenstimmung, doch bleibt es gelehrtes Exzerpt und wird weder gebärdet noch wirkend. Die Ermordung wird in Szene gesetzt: auf die dialogische Vergegenwärtigung der furchtbaren Begebenheit, weniger auf die Darstellung der geschichtlichen Charaktere kam es an. Die Chöre folgen mit ihren Gesinnungs- und Stimmungsreden jeweils dem der das letzte Wort hat. Einzelkenntnisse aus den Quellen Plutarch und Sueton werden antiquarisch geschickt angebracht, auch ein Hinweis auf Cäsars Lüste, doch nicht aus Gesinnung sondern aus Gelehrtheit. Weder für noch gegen Tyrannenmord ereifert sich der belesene Bühnenrhetor, damals noch ein Jüngling, sondern er gibt ein Musterbeispiel wie man mittels der drei Einheiten ein furcht- und mitleidweckendes Ereignis in makellosen Dialog-versen und Chor-strophen vorträgt, um damit seine klassische Belesenheit und Beredsamkeit zu üben und zu zeigen. Cäsars Ruhm und Größe und der Haß der Republikaner gegen ihn sind selbstverständlich vorausgesetzt, sie geben die Luft in der diese Schultragödie erst möglich wird, das tragische Pathos nährt sich hier nicht aus Seelenspannungen Leidenschaften Schicksalen sondern eben aus den petrarkischen Ruhm-stimmungen, die freilich schon etwas gelehrter und staubiger geworden als in ihrer Frühzeit. Murets Schularbeit ist das Muster der Gattung „Cäsardrama" bis zu Shakespeare geblieben, nicht der dramatischen Technik, nicht der politischen Richtung nach, aber ungefähr der Stimmungslage nach, in seinem Gebrauch gelehrter Kenntnisse und rednerischen Schicks zur Inszenierung eines Personen- oder Ereignis-ruhms.

Murets Schüler Jaques Grévin übertrug seines Lehrers Arbeit in französischen Alexandrinern aus dem Schulsaal auf die Hofbühne, schwellte die Affekte und Effekte der Rhetorik, ohne die Handlung oder gar die Charaktere zu ändern. Robert Garnier hat diese Gattung weiter ausgebaut und den humanistischen Römerpomp in den szenischen Dienst der neuen französischen Galanterie gestellt. Plutarch, Appian, Dio Cassius boten ihm zugleich empfindsame Frau-

en-schicksale und ragende Ruhmesgerüste, Lucan die pathetische Rede für ungeheures Geschehen. Seelische Spannungen kann er noch nicht gebärden, doch heldische Prachtreden inszenieren. Sein Trauerspiel von der Witwe des Pompejus führt den Cäsar ein als pompösen Welteroberer und Erderschütterer lucanischer Färbung, der seine eigenen Glorien aufzählt, wie der des Muret: der Spruchzettel seiner Größe hängt ihm aus dem Mund. Cassius und Cornelia verwünschen mit Floskeln aus Lucan seine Frevel.. das Ganze wie Murets Drama eine humanistische Redeübung in französischer Sprache. Ziel und Verdienst des Werks ist nicht geschichtlich, dichterisch oder dramatisch sondern stilistisch, wie etwa die Mühen unsres Gryphius.

Michael Virdung hat den Muret fortgesetzt und nach dem Gräßlichen hin überboten in seinem Brutus: Cäsar als Rachegeist, dem Acheron enttaucht, sieht mit schaudernder Zufriedenheit die blutigen Leichenspiele des Erdkreises nach seinem Mord und weissagt seine Vergötterung und den Untergang seiner Mörder. Virdung verherrlicht den Freiheitshelden, und seine Schularbeit ist das erste entschiedene Brutus-drama, ohne daß Cäsars Welteroberer-größe verringert würde. In dem Prolog des Cäsar-dämons klingen einige Töne vor aus der Weissagung des shakespearischen Antonius über Cäsars Leichnam.

Auch dem Italiener Orlando Pescetti schwebt die Cäsar-figur und Cäsar-gesinnung des Muret vor: er hat für die ferraresische Hofbühne etwa das Gleiche geleistet wie Grevin für die französische, nur in der Szenenführung (die uns hier nicht kümmert) von Muret unabhängiger, in der Gesinnung sein Schüler. Auch hier ist das Cäsar-wort (aus der Marcellus-rede) „ich habe genug gelebt dem Ruhm und der Natur" ein wesentlicher Stimmungsträger.

Kaspar Brülows lateinisches Stück, das im Todesjahr Shakespeares erschien, ist eine massige Schulkompilation aus sämtlichen antiken Cäsarquellen, Plutarch, Appian, Sueton, Dio Cassius u. a., ein dialogisches Repetitorium des ganzen gelehrten Stoffwissens über Cäsar, mit eingefügten moralisch-bürgerlichen Lehren. Brülow ist ein treuer Bewunderer Cäsars, dessen Weltruhm und Heldengröße er fast pleonastisch betont. Seine Ermordung erscheint als Schurkenstreich der seine verdiente Strafe finden muß. Doch

liegt diesem Cäsar-dienst weniger die petrarkische Heldenverehrung zugrunde als die Demut des deutschen Bürgers vor der Obrigkeit. Cäsar ist der Vorgänger des Kaisers, und empfängt seine verdienten Lobsprüche auch um des Amts willen das er gestiftet. Brülows „Cäsar" ist zugleich eine Schelte gegen Aufstand und Widerstand: Cäsars Bürgerkrieg wird von seinem Erfolg her gerecht und seine Ermordung verbrecherisch, weil erfolglos und unheilvoll.

In England selbst hat dagegen ein Zeitgenosse und Nebenbuhler Shakespeares, Chapman, den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus nach Lucan und in dessen Sinn dramatisiert, mit Vorliebe für Pompejus, mit Verherrlichung des Cato. Ihm ist Cäsar der erzkluge, hochstrebende, unbedenkliche, in Krieg und Frieden gewaltige Frevler und Pöbelfürst, Pompejus der ehrwürdige Schützer des gefährdeten Freistaats, Cato die verkörperte Tugend. So kommen schon in den vor- oder neben-shakespearischen europäischen Cäsar-dramen, die mehr oder minder geschickt inszenierte Klassiker-lektüre sind, alle antiken Parteien zu Wort, nicht mehr mit der ursprünglichen Staatsleidenschaft sondern mit dem gedämpften Bildungseifer.

Frischlins Julius redivivus und Helvetiogermani gehören kaum in diese Reihe. Das eine ist kein Cäsar-drama sondern ein vaterländischer Festschwank, worin Cäsar als allegorische Figur den deutschen Flor glossiert, das andere eine wörtliche Dialogisierung der Anfangskapitel aus Cäsars Commentarien, kaum zu rhetorischen oder antiquarischen sondern zu stilistischen Zwecken. All diese Werke, cäsar-freundlich oder cäsar-feindlich, zehren von Cäsars Weltruhm und übernehmen seine Person seinen Tod seine Geschichte ohne Gestalterkraft als unbezweifelte Zeichen römischer Großheit und Schicksalshöhe.

Diese geläufigen Vorstellungen hat Shakespeare geteilt: auch er nennt keinen Mann der Geschichte häufiger und rühmlicher als Cäsar. Wenn es gilt in Heinrich IV. einen Sieg zu preisen, so erinnert der Bote an Cäsar, der Heldenkönig Heinrich V. soll an Sternenglanz den Cäsar erreichen, Suffolk in Heinrich VI. tröstet sich über seinen Verderb mit dem Vorgang des römischen Helden, der junge Prinz in Richard III. begeistert sich an dem unsterblichen Ruhm des

Siegers den der Tod selbst nicht besiegte, weil er mit seinem Geist seine Kraft verewigte. Im Hamlet erscheint er als der „mächtigste Julius, im höchsten palmenreichsten Stande Roms" und mit Alexander als der Allgebieter, das glorreichste Opfer der Vergängnis. Britten und Römer im Cymbeline ehren den Mann „dessen Gedächtnis noch der Menschheit vor Augen steht, für Ohr und Zunge ein ewiger Stoff", wenn auch „sein Ehrgeiz fast die Welt zersprengte." Im „Julius Cäsar" selbst schauen Freund und Feind zu ihm empor, Cassius zum Colossus zwischen dessen Riesenbeinen die Menschlein wimmeln, Antonius zu dem Herrlichsten der je gelebt, Brutus zu dem ersten Menschen der ganzen Welt.

Was Shakespeare von Cäsar gehalten hat ist unzweideutig: er war kein Eigenbrödler und weicht nirgends von der geschichtlichen communis opinio seiner Zeit und gar seines Volks ab, die den Cäsar einhellig als großen Helden und Herrscher anerkannte, einerlei ob sie politisch und sittlich seine Handlungen billigte. Gerade von republikanischem oder moralischem Widerstand, von catonischer Härte oder auch nur ciceronianischem Schwanken dem Heros gegenüber fehlt bei Shakespeare jede Spur. Wo er des Brutus Tat außerhalb seiner Römerdramen erwähnt, da geschieht es scherzhaft, wie in Hamlets Replik an Polonius, oder mit Abscheu, wie in Heinrich VI. (worin freilich noch die mittelalterliche Gesinnung nachwirkt die Dantes Gericht über die Cäsar-mörder bestimmt). Sogar den Cato feiert er nirgends sonst, Macbeth spricht einmal verächtlich von dem „römischen Narren". Den Cicero hat er wohl als großen Redner gekannt, aber mindestens in seinem Cäsar-drama keinen Anlaß gefunden ihn wichtig zu nehmen. Selbst wenn Shakespeares „Cäsar" überhaupt eine Abneigung bezeugen würde, so käme diese keineswegs aus Tyrannenhaß und Freiheitskult: Shakespeare war selbstverständlich Monarchist und übrigens mehr den Kräften zugewandt als den Grundsätzen. Doch die Voraussetzung schon ist falsch, Shakespeare habe seine privaten Geschichtsurteile inszenieren wollen wie die Schuldramatiker seiner Zeit, und wenn diejenigen schon Shakespeares Urteil verkennen die seinen Julius Cäsar als eine anticäsaristische Kundgebung deuten, so verkennen diejenigen die sein anderweit eindeutig ausgesprochenes Urteil in seinem Cäsar eindeutig gestaltet sehen wollen die schöp-

ferische Freiheit seines Gesichts. Sein Cäsar ist zwar keine feindselige oder verständnislose Fratze, aber ebensowenig ein richtiges Abbild des geschichtlichen Cäsar den Shakespeare gekannt und verehrt hat, sondern abermals ein wirkliches Urbild, entsprungen aus einem leben-unmittelbaren Schauer. Die einerlei durch welch persönliches Schicksal erschütterte Seele des Dichters begegnete dem Plutarch in einer fruchtbaren Stunde und empfing aus ihm eine neue Geburt, zu der sein Wille und sein Wissen nur wenig tun konnte.

Daß der Ursprung und also die Mitte der Tragödie das Brutusschicksal und nicht die Cäsar-gestalt ist, hat man immer gefühlt und noch Nietzsche hat sein eigenes Ringen um und mit Wagner, seinen Kampf um die Unabhängigkeit der Seele in diesen Brutus hineingesehen, der ihr das furchtbarste Opfer bringe, den nächsten Freund „den herrlichsten Menschen, die Zierde der Welt, das Genie ohnegleichen". Doch nicht gerade diese Freundesqual schwingt besonders vernehmbar in Shakespeares Werk: daß sein Brutus den Cäsar liebt wird kaum gestreift.. er achtet und bewundert ihn, doch der Mord wird ihm weniger durch seine persönlichen Gefühle für Cäsar, Dank Zuneigung Ehrfurcht, als durch seinen Rechtssinn, seine Güte und sein Gewissen überhaupt erschwert. Auch nach dem Tod des Helden spürt er einmal den Stachel der umsonst geopferten Größe, niemals den der verratenen Freundschaft. Nein, nicht die Brutus-spannung zwischen Freund und Freiheit, noch weniger die Brutus-gesinnung und -tugend, sondern die Brutus-stimmung hat dies Trauerspiel gezeugt und gereift, die abgründige Schwermut eines fürchterlichen Umsonst und die lautere Würde eines erhabenen Dennoch. Was dies Umsonst und dies Dennoch, das wir auch aus Heinrich IV. und Macbeth, aus Hamlet und aus dem Sturm in verschiedenen Stärken und Farben kennen, in Shakespeares Leben für einen persönlichen Inhalt gehabt haben mag, und warum ihm der Brutus als Gleichnis entgegenkam, müssen wir hier nicht erforschen: im Julius Cäsar vollzieht es sich indem ein edler Mensch, im Glauben dem Vaterland und dem Heil zu dienen, von leidenschaftlichen Freunden und Anhängern gedrängt, den von ihm selbst verehrten Meister erdolcht und damit das Vaterland zerrüttet und das Heil verdirbt, bis ihm auf den Trümmern seines Wahns nur die

selbständige Menschenwürde des Herzens bleibt über Verhängnis und Tat, Wahn und Tod hinaus.

Diese Brutus-stimmung ist die innere Form seines Schicksals: die äußere ist Cäsars Erscheinung und eben diese geht uns hier an. Shakespeare hat den Brutus (wie all seine Gestalten) zusammen gesehen mit einer Welt woraus sein Wille oder sein Glaube oder sein Gefühl (oder wie immer man die Grundkraft eines Wesens nenne) sich erst stärkt und dann zerstört, d.h. worin sie Wahrheit und Wahn werden muß. Diese Welt erscheint in Gestalt eines Gebieters der die ganze Atmosphäre mit seinem Glanz und seiner Allmacht durchdringt, gut oder bös die Phantasie von jedermann, Pöbel und Adel, beschäftigt und nicht nur befiehlt wie ein Einzelner sondern waltet wie eine Idee, wie ein Verhängnis, wie ein Element. Diese überpersönliche atmosphärische Weltwirkung Cäsars ist das erste was Shakespeare zugleich mit dem Brutus wahrgenommen hat, die erstickende Ausstrahlung eines sterblichen Wesens worin die Würde die Ehre die Freiheit selbständiger Männer nur schwer atmen kann. Die dumpfe Masse jauchzt in dieser Cäsarluft, den stolzen raschen Adel würgt sie, den hohen stillen milden Brutus drückt sie und den Herrscher selbst schwellt und verhüllt sie. Cäsar kann nicht anders als die Allmacht fühlen die von ihm ausgeht und sein Ton glänzender Hochfahrt und majestätischen Pomps ist nicht die Anmaßung einer Privatperson sondern gleichsam die Amtssprache, übrigens auch die Theatersprache der Renaissance, für den Herrn der Welt, so wenig unbescheiden oder dünkelhaft wie die Prachtformeln von Staatsbriefen und Erlassen.

Shakespeares Cäsar ist zunächst einmal das Reich der Ruhm die Herrlichkeit.. nicht die Charakterzüge wodurch er es geworden sondern das fertige Ergebnis selbst mußte dramatischer, ja theatralischer Weise versinnbildet, personifiziert werden um des Brutus-schicksals willen. Cäsar ist nicht der H e l d einer Cäsar-tragödie, sondern die verkörperte Schicksals w e l t einer Brutus-tragödie. Aber Shakespeare schrieb keine Allegorien und sah auch seine Weltkräfte in Menschengestalt mit persönlichen Zügen. Da er nun auf den Cäsar nur von Brutus her blickte, so erschien ihm zugleich mit dem atmosphärischen Herrscher-nimbus, der sich in dem fälschlich als Prahlerei ausgelegten Staatspomp stilisierte, auch die Ein-

zelperson die in diesem Nimbus sterblicherweise noch sich regte. Bei Plutarch selbst fand er einen Zug den er zwar nicht eigens verwendet, der aber seine schwangere Phantasie energisch geprägt hat: Cäsar, vor Brutus gewarnt, meint, Brutus werde diesen siechen Körper schon noch abwarten können. Gerade dies fleischliche Siechtum der leibhaftigen Weltseele hat den Dichter so beeindruckt, daß er davon nicht loskam und es nicht geflissentlich betont sondern unwillkürlich herausgetrieben hat, die Fallsucht, die Taubheit und eine gewisse Nerven-reizbarkeit, die sich ebenso im raschen Entschlußwechsel wie in heftigen Ausfällen äußert. Shakespeare hat keine Einzelzüge gesammelt sondern ein einheitliches Gebärdenbild geschaut: den Sterblichen, von dem eine die Person bereits überwuchtende Welt ausgegangen ist, aber eben aus-gegangen: er ist noch ihre Mitte und ihr Zeichen, schon nicht mehr ganz ihre Gestalt.

Den Sieger, Eroberer und Täter Cäsar hat Shakespeare hier gar nicht zeigen wollen, doch einige seiner Eigenschaften glänzen noch nach, hinüberschillernd bald in den Heldenpomp bald in die Schwächen, wie denn auch diese Gestalt Shakespeares ein wüchsiges Ineinander sämtlicher Menschentümer ist. Echte Cäsar-größe bleibt die hohe Sachlichkeit:

Was uns betrifft sei bis zuletzt verspart..

der Kaiserblick womit er den Wahrsager prüft und den Cassius durchdringt, der ruhig-verwegene Verhängnis-glaube:

Der Tod, ein nötig Ende, kommt wann er kommt.

Und echte Cäsar-güte ist noch in dem schlichten Wohlwollen womit er die Besucher einlädt. Die weltgeschichtlich berühmten Züge Cäsars hat Shakespeare mitgesehen, aber nicht voll beleuchtet in einem Werk das von Brutus aus den fertigen Herrn der Welt zeigt und den siechen gefährlichen und gefährdeten Träger dieser Bürde — Bürde für sich und die andren. So erklären sich die beiden Eigenschaften an denen man Anstoß nahm und Anlaß eine absichtliche Verkleinerung des Helden zu mutmaßen. Die prahlerische Hoffahrt ist berechtigte ja nötige Reichs-rede, barock stilisiert, nicht Personen-eitelkeit.. die körperlichen Mängel bis in die Entschlußschwäche hinein sind die fleischlichen Züge einer fleischge-

wordenen Idee, die zu ihrer Tragik gehören. Was man gar vollends als Aberglauben bemäkelt und Shakespeares unfreundlicher Absicht zugeschrieben hat, fand er im Plutarch: die Achtung des Staatsoberhauptes vor den Kultgebräuchen kann den geschichtlichen wie den shakespearischen Cäsar nur in den Augen aufklärerischer Schulmeister herabsetzen. Shakespeare selbst hat solche Scheu geteilt und geehrt.

Ganz abgesehen von den Tugenden oder Untugenden, auf die zumeist das Augenmerk der Leser gerichtet war, hat Shakespeare das von Eigenschaften, ja von Leistungen unabhängige angeborene Wesensmaß Cäsars gefühlt und gezeigt: er ist keine bessere oder begabtere Person als Brutus und Cassius sondern ein Geschöpf riesigerer Art. Niemand hat dies vormoralische und überpsychologische Maßgefühl energischer verwirklicht als Shakespeare. Groß und Klein, Hoch und Nieder sichtet er strenger denn Gut oder Böse, und sein Richard III. oder Macbeth sind zunächst große Wesen, auch als böse. So ist auch sein Cäsar mit all seinen Mäkeln wirklich das was sein durch Neid und Ehrgeiz empfindlichster Feind Cassius gehässig aber hellsichtig ihn nennt: ein Kolossus, ein Gott, vielleicht ein hoffärtiger und kranker, doch immer ein Gott, und wohin er schreitet trägt er die erdrückende Allmacht mit, die nicht mehr seinen Verdiensten sondern seiner Gnade, seinem eingebornen Rang angehört.

Die Verschwörer meinen die überpersönliche Gewalt Cäsars, das was an ihm Welt und wodurch er Welt ist, vernichten zu können indem sie seine ihnen erreichbare Person wegräumen: das ist der Wahn woran sie zugrunde gehen, doch zugleich die Kraft ihrer Tat. Diese zugleich dräuende und schwanke Person muß sie zum Mord verlocken, sie haben als Römer und Männer das Recht solch entwürdigende Übermacht zu brechen, wenn sie es können, und sie müssen sie sich brechbar denken, wenn sie nur Cäsars körperliche Gegenwart sehen. Sie vergessen daß Cäsars wahre Macht bereits von ihm ausgegangen, in ihre ganze Welt eingegangen ist. Ihre Tragik kommt aus Wahn, und ihr Wert wie der Wert ihrer Tat bleibt nicht die errungene Freiheit ihres Volks sondern die gerettete Würde ihrer Seele. Shakespeare hat auch hier aus dem Plutarch nicht Meinungen genommen sondern Gesichte erschaffen und

ohne Neigung zum Tyrannenmord in Brutus, dem politischen Toren, ein Sühnopfer und Urbild der Menschenwürde geahnt. Der Glaube nicht an die moralische Tugend und nicht an die politische Freiheit, doch an die seelische Würde hat ihn mit Brutus verbunden. Hier hat Nietzsche tiefer gesehen als alle andren Shakespeare-deuter, auch darin daß die Größe des Cäsar zur Höhe des Brutus gehört, freilich weniger durch die Größe des Opfers als durch die Größe des Wahns und der Sühne. Daß Cäsar nach seinem Tod mächtiger und erhabener waltet als vorher, gereinigt von Irrtum und Siechtum, ganz Ruhm und Weltglanz, das ist ja erst die furchtbare Bürde des Brutus, die allmähliche Erkenntnis seines Wahns, schwerer für den selbstlosen Vaterlandsdiener als der Entschluß zum Mord. Solchen Wahn darf der Edle nicht überleben, und nicht aus Reue über eine Schuld oder über ein nutzlos begangenes Verbrechen tötet er sich, sondern aus Würdegefühl, weil das woran er geglaubt und wofür er gewirkt ihm als hoffnungsloser Wahn entwertet ist. Auch das übrigens nur das dichterische Gesicht der geschichtlichen Wahrheit: wenn Brutus am Ende seines Lebens aussprach, die Tugend sei nur ein leerer Name, so drückt dies von Shakespeare nicht benutzte, aber gefühlte Wort eben die Trauer des Brutus aus die Shakespeares ganze Tragödie durchdunkelt: daß er für einen Wahn gelebt habe. Dies erniedert den nicht der die Würde behält und dafür mit seinem Untergang zu zahlen weiß. So hat Shakespeare den Brutus empfunden. Brutus gegen Cäsar: das ist Würde gegen Größe, ja Seele gegen Welt in den Formen eines Römerdramas. Gerade diesen kosmischen Sinn des geschichtlichen Tatbestandes hat Shakespeare unvergleichlich offenbart. Sein Brutus ist an Würde, sein Cäsar an Großheit einzig geblieben, womit eben nicht Gaben, Werke und Wirkungen gemeint sind sondern ursprüngliches Artmaß. Freilich ist Shakespeares Drama kein geschichtliches Abbild sondern ein ursprüngliches Weltgesicht aus geschichtlichem Stoff und darum für die Wissenschaft von Cäsar minder wirksam als manche Abbilder. Sein Cäsar steht außerhalb der Tatsachenkunde, als die selbständige Beschwörung des größten Herrschers durch den größten Dichter.

Shakespeares Tragödie hat in der Geschichte des Theaters weitergewirkt, in der Geschichte des Cäsar-bildes ragt sie als einsamer

TAYLOR INST. OXFORD

Block. Die englischen und französischen Poeten, die sich bis ins 19. Jahrhundert ihrer dramatischen Reize zu bedienen meinten, darunter Voltaire, Herder, Alfieri, sind gerade in der Zeichnung Cäsars wieder zu dem humanistischen Schuldrama zurückgelenkt, zu dem großmütigen Tyrannen, zum Kampf zwischen Herrschaft und Freiheit. Nur die Spannung des Brutus ist nach Shakespeare deutlicher bemerkt worden: vor ihm war der Mord eine schlichte Tat der Feindschaft, bald als Verbrechen bald als Heldentum bewertet, aber kein Opfer. Shakespeare hat hier zum erstenmal Tragik der Seele gezeigt und seine Nachfolger haben daraus einen rührenden Zwiespalt zwischen Freundschaft und Freiheit, oder gar zwischen Kind und Vater theatralisiert. Der geschichtliche Vorgang, der dem Humanismus als solcher genügte, und den Shakespeare zum Sinnbild kämpfender Weltkräfte gestaltete, wurde dann zum Vorwand für Gefühlsspiele oder für Gesinnungsthesen. Das Drama des Voltaire muß im Zusammenhang mit dem Geschichtsdenken der Aufklärung betrachtet werden. Shakespeares Ruhm, seit seiner Wiederentdeckung für Europa durch Voltaire und seiner Verherrlichung durch Lessing Herder Goethe und die Romantiker, hat auch seinen Cäsar fast volkstümlich gemacht. Die Leser- und Hörermenge entnimmt sich daraus naiv das Bild eines stolzen Weltgebieters, und kommt damit dem Sinn des Dichters näher als die belesenen Deuter die ihn mit dem Cäsar der Commentarien, Plutarchs oder Mommsens decken oder die Abweichungen politisch ästhetisch psychologisch begründen möchten. Shakespeares „Cäsar" wuchs in der geistigen Luft des Montaigne und Bacon als eine eigne Schöpfung, genährt von dem schwingenden Personengefühl des einen wie von der sachlichen Weltkunde des andren, doch die Zeitkräfte aufnehmend und steigernd in eine kosmische Phantasie über aller Bildung: er gehört zu den ewigen Gesichten. Wir verfolgen nun wieder den Gang der Cäsargedanken, den Shakespeares selbständige Vision gekreuzt, aber nicht bestimmt hat, durch die zeitliche Geschichte, möglichst bedacht auf diejenigen Träger die ihn verwandeln oder ihm durch ihre Person Nachdruck geben, ohne besondere Rücksicht auf den Massengebrauch der seit Petrarca geläufigen Kenntnisse und Redeformeln oder auf Curiosa (wie etwa die Übertragung der Commentarien ins Griechische durch einen französischen Marschall).

Seit Montaigne geht die Führung des europäischen Geschmacks mehr und mehr an Frankreich über — die Führung, noch nicht die Herrschaft! Der leichte und reiche, freie und doch starke Genießer Merker Zweifler ist nur der geistige Vorläufer des Königs der Frankreichs Vorrang begründen und zugleich das noch schwebende und schwellende Renaissancewesen in das straffere engere übersichtlichere und durchsichtigere Herrschaftsgefüge der rationalen Monarchie überleiten sollte. Heinrich IV. ist so der letzte Renaissancemonarch wie Kaiser Max der letzte Ritter, weniger als irgendein anderer Machthaber seiner Zeit verdüstert von den Glaubenskämpfen, bei starkem und zähem Staatswillen doch noch von schöner allmenschlicher Regsamkeit, weder ganz durchpolitisiert noch bloß privater Genießer, durch sein Genie davor bewahrt in seinem Königtum zu erstarren oder darin sich zu zerspielen wie seine meisten Vorgänger oder Nachfolger. Vor Franz I., dem er an Bildung, Genußsucht und Temperament ähnelte, hatte Heinrich den Ernst, die Gaben und das Herz voraus, vor Ludwig XIV., der ihn an Würde, Zucht und Stolz, an purer Königschaft übertraf, die geistige und seelische Freiheit und die menschliche Fülle — dem Montaigne verwandt, zumal durch seine Mischung von „Blut und Urteil". Der Verstand ist schon der Lenker seiner Lebenskräfte, doch noch überall treiben Sinne und Gefühl ihr loses Spiel. Noch weit entfernt von der strengen rationalen Bindung aller Kräfte um ein Willens- und Glaubenszentrum — wodurch Richelieu so gebieterisch und Ludwig XIV. so königlich erscheint — ist Heinrich ein glänzender Mensch, ein Genie auf dem Thron, aber kein majestätischer Herrscher, der Erbe einer zerfahrenen, geschwächten und aufgewühlten Gesellschaft, der Beginner einer sich sammelnden, besonnenen und ehrgeizig hoch und weitstrebenden Herrschaft, begabter Träger und tragisches Opfer des Übergangs, Ritter, Genie und rationaler Staatsmann zugleich, auf der Suche nach einer Machtform die seinem kühnen Geist und seinen stärkeren Staatsmitteln nach dem Schwund der spanischen Monarchie angemessener wäre als das noch gehemmte französische Königtum.

Er durfte auf die Nachfolge der habsburgischen Cäsaren sinnen, und mit Grund war gerade er, durchdrungen von der Renaissancebildung und auch schon der neuen Reizbarkeit Montaignes, Geist-,

Staats- und Genußmensch zugleich, ein besonderer Verehrer des Helden der diese Einheit am glorreichsten und monumentalsten verewigt hatte. Sein getreuer und vertrauter Helfer Sully bezeugt uns diese besondere Vorliebe Heinrichs IV. für Cäsar. Er hat die beiden ersten Bücher des gallischen Kriegs ins Französische übersetzt. In einer persönlichen Fassung ist uns des Königs Urteil über Cäsar nicht überliefert, wir können es nur spüren aus dem Widerschein seiner Umgebung. Seit Karl V. und bis auf Friedrich den Großen ist kein Herrscher mit Cäsar so oft verglichen worden wie Heinrich IV. und auch hier waltete nicht nur die höfische Schmeichelei, die jeden Gewalthaber mit den Ruhmesfloskeln von Alexander und Cäsar behing, sondern eine Ähnlichkeit des Wesens, der Lage oder des Strebens woran die Gebieter gern erinnert wurden. Sully selbst hat dem König Vorbilder genannt deren Tugenden er erreichen, deren Laster oder Unbilden er meiden möge. Unter Ninus Nebukadnezar Cyrus Alexander August Trajan Konstantin Karl dem Großen Karl V. und etlichen anderen, besonders französischen Herrschern, rühmt er ihm auch Cäsars Kriege Siege Eroberungen Tugenden und warnt ihn vor seiner Fallsucht Knabenliebe Trunkenheit und seinem blutigen Tod. Ein politischer Gedanke ist in diesem Fürstenspiegel nicht zu finden, er enthält eher erbauliche Gemeinplätze für junge Geistliche als Winke für einen großen Herrscher: doch muß man ihn als halb ernsthafte halb unterhaltsame Tischrede ansehen, ein Spiel der hohen Herren mit ihrer Geschichtskenntnis.. aus der Freude eines Montaigne an Eigenschaften und Schicksalen, nur ohne dessen Frische und Blick, etwa im Stil des geistlichen Montaigne-schülers Charron: die neue Menschenkunde auf moralische Lehren abgezogen und angewendet.

Als Heinrich IV. nach langen Bürgerkriegen vor dem Ausgleich der Gegensätze und der Krönung seines Werks mitten unter weitausschauenden Plänen ermordet wurde, da drängte sich der Vergleich mit Cäsar, dem Opfer der Großmut und des unversöhnlichen Parteihasses, allen auf und von seinem Ende aus stilisierte man sein Leben und Wesen erst recht nach dem römischen Urbild. Noch Ranke hat empfunden: „Es war das Schicksal Cäsars, aber ohne die Großheit der Formen, welche die Geschichte des Altertums selbst noch im Verbrechen zeigt.“ Unter den Vergleichungen

zwischen Heinrich und Cäsar nach seinem Tod ist eine durch ihre fast leidenschaftliche Genauigkeit und die Person ihres Verfassers denkwürdig: das Gedicht von Heinrichs nächstem Freund und tüchtigstem Helfer, Herzog von Sully. Er hat diese Verse sich als Trost und Ablenkung verfaßt, zur Verherrlichung seines geliebten Königs, zugleich Totenklage und Apotheose, ohne literarische Kunst, das Zeugnis eines ernsten etwas schweren Mannes der mit seiner Bildung die schmerzliche Gegenwart verklären und den Freund monumentalisieren wollte. Mit sehr viel unzulänglicheren Mitteln, aber aus herzlicherem Drang hat Sully poetisch rhetorisch etwas Ähnliches versucht wie Rubens in seinen Prunkbildern zum Ruhm Heinrichs. In etwa 560 Alexandrinern trägt er zahllose Einzelheiten aus dem Leben der beiden Helden zusammen, die sie — die nach seiner Meinung größten Männer der Geschichte, nur miteinander selbst vergleichbar — gemein haben, nach dem Muster plutarchischer Parallelen, nur noch viel ausführlicher, schülerhafter und redseliger.. eine ungeordnete Rekapitulation fast sämtlicher Kenntnisse aus Beider Geschichte, insbesondere ihrer Kriegsgeschichte. Die Belesenheit in Cäsars Commentarien wie in Sueton und Plutarch und das gewissenhafte Gedächtnis des Waffengefährten werden ergiebig ausgepreßt. Das gelehrte Sachwissen überwiegt die einheitliche Menschensicht. Ein eigenes Cäsar-bild entsteht so nicht, nur ein geographisch-historischer Abriß seiner Geschichtsinhalte etwa in der Art des Pedro Mexia, eingebettet in eine leidenschaftliche Lobrede des neben Heinrich stärksten weisesten gütigsten Monarchen.

Den fürsorglichen Staatsmann und nicht nur den gelehrten Lobredner verrät der Nachdruck womit Sully Cäsars große Gesetzgebungspläne und Wohlfahrtseinrichtungen feiert, Dinge die man meist neben den Kriegstaten und Charaktereigenschaften übersehen hatte. Überhaupt enthält dieser Panegyricus alle Stoffe zu einem wahren Cäsar-bild über Montaigne hinaus, nicht nur die nötigen Sachkenntnisse sondern auch die Gesinnungseinsicht, vermöge des staatlichen und menschlichen Rangs. Nur fehlt die gestaltende Konzentration: wie schon bei Montaigne und Bacon kommt die den richtigen Wahrnehmungen und Kenntnissen zugrunde liegende Sicht nicht rein zum Vorschein, sondern nur ihr Gefühl und ihre Gesin-

nung. Bei Montaigne und Bacon ist nun entweder das Gefühl oder die Wahrnehmung neu — sie sind Erwecker. Von Sully kann man das nicht sagen: er ist ein Verehrer desjenigen Cäsar den Montaigne zuerst wahrgenommen, nur mit entschiedenem Haß gegen seine Mörder, die er mit Ravaillac gleichsetzt, und mit klarem Begriff von dem Nutzen und der Notwendigkeit des cäsarischen Umsturzes. Hätte Sully mit der Frische und Helle Montaignes, mit dem Nachdruck Bacons, mit stilistischer Meisterschaft seine Cäsar-gedanken formulieren können, so wäre vielleicht schon durch ihn das Vorurteil gegen den Usurpator verdrängt worden. Doch er war nicht suggestiv, und Wissen ohne Form, Fülle ohne Stärke bestimmt die Geister nicht so wie die gedrungene und einheitlich von einem zielsicheren Willen befehligte Vernunft.

Es macht die Größe und die Kraft des folgenden Jahrhunderts aus, das den Namen von Heinrichs Enkel trägt, daß es überall die seit der Renaissance angehäuften Wahrnehmungs- und Wissensschätze zusammenfaßte, vereinfachte und um eine feste Denk- oder Willens-achse gliederte, nicht ohne Verengung der Fülle und ohne Wegfall manches üppigen und regen Triebes. Das Zeitalter Ludwigs XIV. hat kaum neue Stoffe gebracht, keine ungeahnten Weiten aufgerissen, aber allem Vorhandenen eine sichere Form gegeben, faßliche Übersicht und klaren Umriß, oft auch nur die bequeme Formel und die leichte Grenze. Dem Zeitalter des Humanismus, der gesamtmenschlichen Regsamkeit, und dem Andringen der Dinge, dem Realismus, folgte die Ausbildung der Vernunftmittel, der Rationalismus: man kann das Jahrhundert dessen weltlicher Gebieter Ludwig XIV., dessen geistiger Lenker Cartesius war auch das der Ordnung nennen. Ein französisches Jahrhundert war es, in dem das ordnungsbedürftigste, verstandessüchtigste und formenwilligste Volk seiner besonderen Leiden großartige Lösung für ganz Europa musterhaft fand und zur Herrschaft brachte. Der persönliche Charakter seiner Herrscher ist hier wie überall zugleich Ausdruck und Prägung der werdenden Tendenz. Weder haben Richelieu und Ludwig XIV. ihr Zeitalter geschaffen noch sind sie einfach dessen Geschöpfe, sondern der plastische Wille worin es sich selbst erscheint und erkennt, sein Schicksal im passiven und im aktiven Sinn dieses Worts: Schickung und Bestimmung.

Es ergibt sich aus dem Charakter dieses Jahrhunderts daß es kein neues Cäsar-wesen wahrnahm über Petrarca Montaigne Bacon hinaus, sondern nur für die bisherigen Vorstellungen knappere Formeln prägte: für die Geschichte von Cäsars Ruhm ist die Zeit zwischen Descartes und Montesquieu nur durch stilistische Fassungen, nicht durch Gesichte, Stoffe oder Sinn gekennzeichnet. Weder Cäsars Platz änderte sich noch seine Geltung noch seine Gestalt: nur der Stil der Schriften die ihn erwähnten wurde würdevoller klarer schmuckloser und gehaltener.

Fünf entscheidende Geister des Jahrhunderts haben ihm ausführlichere eigene Formeln gewidmet: Corneille, Bossuet, Labruyère, Larochefoucauld, Lafontaine. Sonst ist er meist mit Alexander zusammen das geläufige Gleichnis für Ruhm, Größe und Sieg, womit man die Gebieter schmückt: Richelieu Mazarin Ludwig XIV. Condé und Turenne.

Von den Gebietern selbst, die damals den Geschmack befehligten mehr als vielleicht je ein andrer Hof, sind uns nur dürftige Äußerungen über Cäsar erhalten. Richelieu nützt in seinen (angezweifelten) Memoiren einmal Alexander und Cäsar als Beispiele für Kriegsfürsten: sie hätten sich zu Herren der Welt gemacht und unsterblichen Ruhm, mehr wert als ihre Reiche, errungen nicht nur durch ihren Mut und ihre Mühn sondern durch ihre Gegenwart beim Heer—ein politisch-militärischer Wink aus der Geschichte, wie sie seit Machiavelli zum Stil jedes Staatsdenkers gehören.

Richelieus tüchtiger und edelsinniger Widersacher, der Hugenottenführer Herzog Rohan hat aus Cäsars Commentarien, auf Grund seiner eigenen reichen Kunde, die Kriegsregeln abgezogen und zu einem Handbüchlein „Der vollkommene Feldherr" vereinigt. Wie Brancaccio nach dem Stand der Condottieren-rotten und -fehden im 16. Jahrhundert Cäsar militärisch ausbeutete, so suchte Rohan von ihm für die seit Gustav Adolf sehr erweiterte Kriegskunst seiner Zeit zu lernen und zu lehren. Sein Buch ist eingegeben von seinem Handwerkseifer und der Bewunderung für den größten Meister des Fachs: durchaus eine Fachschrift.

Daß auch der große Condé sich mit Cäsars Feldzügen eingehend befaßt hat, um daraus zu lernen, bezeugt uns Bossuet. Der Gönnerschaft dieses „neuen Alexander" empfiehlt Perrot d'Ablancourt sei-

ne Übersetzung der Commentarien, welche den strengeren Stilansprüchen des höfischen Klassizismus zum erstenmal genügte und in ihrer etwas redselig zeremoniösen Glätte bis in die Tage Napoleons der gesitteten Leserschaft Cäsars Selbstzeugnisse vermittelte, mit unbestrittenem Ansehn. Nur der Cäsar-panegyricus der Vorrede der auf Cäsar — das Gleichnis des Gönners Condé — alle Tugenden häufte, auch die christlichen, erregte später den berechtigten Spott Voltaires über die Wahrheit von Widmungen.

Ludwig XIV. selbst hat als Knabe mit Hilfe seines Praeceptors das erste Buch der Commentarien übersetzt, und man meinte ihn zu ehren, wenn man als Probe seines Könnens oder seines frühen Herrschersinns diese Schularbeit in einer Prachtausgabe veröffentlichte, zusammen mit einer ähnlichen Übung seines erlauchten Großvaters. Von diesem Großvater unterschied er sich ähnlich wie Augustus von Cäsar und mag sich auch so gesehn haben: er spielte den erhabenen Vollender, den Augustus des französischen Reichs. Das Gefühl königlicher Würde war die eigentliche Triebkraft Ludwigs: sie war ihm zugleich notwendige Tugend und notwendiges Gut, und um sie zu steigern oder zu wahren, scheute er keine Gewalt keine Mühe kein Opfer. Er war weder vom unruhigen schöpferischen oder zerstörerischen Tatengeist noch vom ursprünglichen Machthunger besessen, nur vom selbständigen Drang nach majestätischer Geltung und um ihretwillen suchte er Macht Ruhm Glanz als Mittel und Zierden dieses ihm höchsten Werts. Von Natur wohlwollend, nur durch seine Stellung der Menschenschar so weit entrückt, daß er nicht mehr mit ihr fühlen konnte.. fromm, doch durch seinen Stolz gereckt und geblendet.. verständig, doch ohne durchdringenden und freien Geist.. geschmackvoll, doch ohne gediegene Bildung, war er nichts und wollte nichts sein als König, im vollen Sinne dieser Weihe, mehr durch Gebahren und Erscheinen als durch Tun, mehr durch Wirken und Wesen als durch Schaffen. Das geruhige allgegenwärtige Walten eines erhabenen Daseins, das von Gott selbst erleuchtet, ermächtigt und geheiligt, ringsum weithin ausstrahlt, durch diese seine bloße Funktion alle Aktionen regend und segnend: das war sein Anspruch an sich und die andren, den er bei erschüttertem Glauben noch festhielt, zugleich mit dem Hochmut der Schwäche und heimlichen Sorge und der Demut des Gottesdien-

stes und der Gottesbürde — kein großer Mann, Held und Herrscher, doch ein geborener König.. der letzte Nur- und Vollkönig den die Welt gesehn. Denn Friedrich der Große war mehr und weniger als ein König: Genie Held Staatsmann Soldat Literat auf dem Thron. Seit Napoleon vollends war das Königtum in seinen Glaubensvesten erschüttert.

Dem selbstverständlichen Gefühl, dem unangefochtenen Glauben eben dieser Legitimität, die Weihe Macht und Recht unscheidbar umfaßt in einer höheren Einheit, hat Ludwig seine weithin sichtbare Form gegeben im Zeitalter der Vernunft. Er hat die Legitimität durch seine majestätische Erscheinung einer schon entzauberten Menschheit noch einmal glaubhaft gemacht, trotz den allempörenden Übergriffen seiner Gewalt. Nicht sein Genie und seine Mittel hat man bestaunt, sondern seine davon ganz unabhängige legitime Hoheit. Er selbst hat auch gerade dies Gottesgnadentum betont und seine Ansprüche gewissenlos und gutgläubig daraus hergeleitet. Daher mag es kommen daß er den Vergleich mit Cäsar, dem Umstürzer und Beginner, minder gewünscht hat als mit dem rechtmäßigen Helden Alexander und dem unangefochtenen, friedlich in langen Jahren über den Erdkreis waltenden Augustus. Zwar die Größe des Cäsar-namens hält er dem Dauphin in seinem politischen Testament vor, um ihn daran zu erinnern daß die Nachfolger des Frankenkönigs Karl des Großen seine wahren Erben seien und nicht Habsburg, das von dem Ruhm so hoher Stifter fälschlich noch zehre. Weniger sein Genie wollte Ludwig feiern lassen als seine Art, und da fanden sich in seiner Jugend mehr Bezüge zu Alexander, in seinem Alter mehr zu Augustus als zu Cäsar. Unter Ludwig XIV. überwiegt der Ruf Alexanders, wie unter Heinrich IV. der Cäsars .. und beidemal bestimmt die Neigung oder der Eindruck des Herschers die Sehart ihres Umkreises. Ludwig XIV. kam als junger Fürst zur Herrschaft, und für alle Königs-jünglinge war die übliche Ruhmes-formel Alexander und nicht der männliche Imperator. Doch überdies erschien der junge Ludwig seiner Umgebung auch körperlich den Alexander-bildern ähnlich. Wenn schon Bernini, der kein Schmeichler war, solche Ähnlichkeit erstaunt für sich bemerkte, so mag man ermessen wie erst die Höflinge etwa des Hotel Rambouillet diesem physiognomischen Wink zu dienen wußten. Als Ludwig dann die vorweggenommene

Huldigung durch seine Pläne und Erfolge einzuholen versprach, da strahlte seine eigene französische Glorie zurück auf den Mazedonier der für sein Gleichnis galt. Racines Frühwerk ist nicht nur Wettstreit mit Corneilles Pompée sondern auch Huldigung an den neuen Alexander, und der Alexander-prunk Bossuets ist durch seinen Königsdienst mitbestimmt. Das sinnfälligste Zeugnis für die Ineinsbildung der beiden jungen Siegeskönige sind die von Ludwig selbst bestellten Alexander-gemälde des Le Brun: sie gehen nicht, wie Mantegnas Cäsar-triumph, von dem antiken Urbild aus, sondern von dem modernen Gleichnis.. sie sind eine Maskerade Ludwigs.

Doch wenn Alexander neuen Glanz von Ludwig empfing in den Augen seiner Diener, so verstummte unter diesem fast völlig die republikanische und moralische Rüge Cäsars, die noch von Montaigne her bei Pierre Bayle nachwirkte und die in Corneilles Pompejus- oder Augustus-drama noch mit der höfischen Heldenverehrung rang. Auch Cäsar war ein großer und berühmter Herrscher und die Ideen der Größe und des Ruhms überwogen unter Ludwig XIV. weitaus die des bürgerlichen Rechts und der privaten Moral.. sie schafften dem erfolgreichen Eroberer eine nachträgliche Legitimität, wennschon freilich der geborene König, bei übrigens gleichen Gaben, ein willkommeneres Gleichnis blieb. Die einzige Grenze der unbedingten Ruhmesvergötterung zog die christliche Religion. Der König ließ sich die rednerische Mahnung seines Hofpredigers gefallen daß vor Gott aller irdische Ruhm eitel sei und daß auch Alexander und Cäsar sterben müssen. Solche Gemeinplätze setzten ihn nicht herab, ja er genoß erst recht die gegenwärtige Herrlichkeit, während man sie ihm vom Grab malerisch abhob, wie dies Bossuet mit besonderer Meisterschaft verstand. Der stattete das Reich von dieser Welt mit allem Pomp seiner majestätischen Rede aus, um die erschaffende und vernichtende Gottheit damit ins Unausdenkbare zu erhöhen: dies Reich zeigte er, die Nichtigkeit dieses Reiches lehrte er nur.

Dagegen war für Pascal die irdische Nichtigkeit nicht ein Gemeinplatz der Phantasie und des Denkens sondern ein verzehrendes Gefühl, und wenn er Alexander und Cäsar belächelt, so ist dies keine Prediger-wendung sondern ein echtes Asketen-erbe: Alexander kön-

ne man ein solches Beginnen wie die Welteroberung als einen jugendlichen Überschwang verzeihen, Cäsar hätte für eine solche Torheit zu ernst sein müssen. Das ist sein witziges Paradox, doch ihm liegt ein ehrlicher Ekel zugrunde, mehr als dem Grab-gedröhne des Bossuet und den Freimuts-phrasen des Boileau wider den Wahnsinn des Alexander und den Frevel des Cäsar: die stammen aus Lucan und Seneca und sind rednerischer Schmuck mit dem Selbstgenuß des witzigen Widerspruchs, nicht Ausdruck eines echten Glaubens. Boileau bewunderte die geschmähten Helden und verglich sie sonst gern und oft mit seinem König.

Die Macht, der Staat, das Reich wurde niemals ernster genommen als unter dem allerchristlichsten König und darum auch die Geschichte. Gerade der beredteste Anwalt des Himmelreichs am Hof Ludwigs ist auch der beredteste Künder der Erdenreiche. Bossuets Weltgeschichte, als Schulbuch für den Erben Ludwigs verfaßt, gibt zum erstenmal seit dem Altertum wieder ein anschauliches Geschichtsbild vom Gesamtwandel der Völker Herrscher und Helden, nicht nur Namen Zahlen Merkmale. Es ist die erste lesbare Weltgeschichte im neuen Europa, selbst des Sleidanus Kompendium bot kaum mehr als einen etwas markigeren Abriß der Ereignisse, und Sebastian Francks Weltbuch war eine ungefüge Kompilation aus sehr verschiedenen Rohstoffen mit einem theosophischen Überbau. Alles andre waren Tabellen ohne Fülle oder Stoffsammlungen ohne einheitliches Gefüge, von der geschichtschreiberischen Kunst des Zeigens und Bauens ganz zu schweigen.. auch Walter Raleighs unvollendeter Versuch, der an geistigem Überblick und hohem Sinn die andren übertraf, beherrscht und formt seinen Stoff nicht. Bossuets Leitgedanke ist theologisch, er will die göttliche Vorsehung darstellen im Wandel der Reiche: die Völker und Fürsten sind die willigen oder unfreiwilligen Werkzeuge des Heilsplans bei dessen manchmal offenen manchmal verborgenen Zwecken. Bossuet folgt bis in die Einteilung hinein seinem Vorbild Augustinus.. doch steht er in einer Gegenwende: die Welt, die Menschen, die Vernunft sind seit der Renaissance wieder Wirklichkeiten die auch das Kirchenchristentum wahrnimmt und Bossuet liest die Geschichte viel weltlicher und menschlicher als der gottbesessene, jenseitssüchtige Augustinus. Für ihn ist das Himmelreich eine alte Gewohnheit und die

Menschengeschichte eine neue Gegenwart, umgekehrt wie für Augustinus.

Er ist gleich stark genährt von der Bibel und den lateinischen Klassikern, und diese Verbindung gibt seinem einfachen, gradlinigen und großzügigen Verstand die Majestät des Ausdrucks, die seine Landsleute an ihm bestaunen: an der Bibel erzieht er seinen Schwung, an den Römern seine lapidare Dichte. Er entspricht den beiden Geschmäckern der Franzosen gleichzeitig: dem Verlangen nach Klarheit und dem nach Pomp. Was Ranke von Cicero rühmt, gilt vielleicht noch mehr von Bossuet: der gesunde Menschenverstand kommt auf eine majestätische Weise in ihm zu Wort. Denn die Glaubensgeheimnisse und Gottesgedanken worauf er hinweist werden ihm niemals seelische Eigenschaften und Aufgaben, wie für Pascal, und haben ihn niemals an der weltlichen Bewertung, Erklärung und Verwendung seiner reichen Kunde gehindert: sie waren ihm nicht Abgründe in die er ergriffen eintauchte sondern transzendentale Grenzen an denen er gläubig haltmachte, die er als unerforschlich ruhig verehrte, um sich desto sicherer dem Erreichbaren und Begreifbaren zuzuwenden. Sein Verstand war stark und schlicht, und hatte es, wenn je einer, mit dem Fertigen zu tun „daß er es nütze". Neues zu entdecken oder zu erschaffen, zu grübeln, zu forschen oder auch nur zu fragen, das lag weder seinem biblischen Glauben noch seinem römischen Meinen: abgrenzen, ordnen und feststellen innerhalb des bereits Geschaffenen und Gültigen, das war die Aufgabe seiner Seh- und Sagekraft, und wie das ganze Zeitalter dessen prachtvollster Redner er war formt er lieber das Vertraute energisch zusammen statt Ungebahntes urbar zu machen.

Schon sein Wille, von oben her, gleichsam mit den Augen Gottes, in ungemessenen Weiten die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten zu überblicken, nötigte ihn zur grandiosen Einfalt, und da er doch mit Wissen gesättigt war, blieben seine vereinfachten Sichten nicht leer sondern faßten, ohne anekdotisches und moralisches Geplauder, ohne empfindsame Glossen und private Einzelheiten, das Wesentliche, diejenigen Eigenschaften und Ereignisse wodurch Völker und Fürsten Weltgeschichte gemacht haben, d. h. deren sich Gott zu seinem Plan bediente — das katholische Weltbild mit seinem

persönlichen Gott als richtig vorausgesetzt. Freilich Gott sah er nach dem Bild seines Königs.

Den Zwiespalt zwischen Historiker und Theolog, zwischen Gestaltenfreude und Dogmatik hat er nirgends überbrückt. Die weltlichen Lieblinge des Historikers Bossuet sind die Gründer der Reiche, besonders sein Inbegriff des Ruhms: Alexander, und das Herrschervolk der Römer: sein Inbegriff der Macht. Das Judentum behandelt der Theolog am ausführlichsten als den sinnbildlichen Träger der Verwerfung und der Erlösung.. der Historiker in ihm aber freut sich mehr weltlicher Werkzeuge und Arbeiter. Die Geschichte Roms verdichtet er in ein einziges Geschehen und geht auf ihre einzelnen Abschnitte kaum ein, da er nur ihren Gesamtbeitrag zum göttlichen Heilswerk feststellen will, die Begründung der Monarchie worin der Erlöser kommen und die Kirche wachsen soll. Cäsar hat seinen Platz als Wegbahner des Augustus. Mit zwei Worten kennzeichnet Bossuet seine weltgeschichtliche Eignung: die Tatkraft und die Einsicht „activ et prevoyant".. und mit einer großartigen Hyperbel sein weltgeschichtliches Ereignis: „in einem Nu erschien er auf der ganzen Erde". Dies hat etwas von der Cäsar-schau im Paradies des Dante, und es ist glaublich wenn Napoleon bekennt, solche Worte des Bossuet hätten ihm den Vorhang des Tempels zerrissen und das Wandeln der Götter gezeigt. Der Rechtsstreit um Cäsars Mord hat von dieser Höhe aus keinen Sinn: Bossuet vermeldet nur daß Cäsar „trotz seiner Milde" von Freunden des alten Freistaats als Tyrann getötet worden sei.

Ein Bild Cäsars wie das Alexanders hat Bossuet in seiner Weltgeschichte nicht gezeichnet: es ist mitenthalten in seiner Gesamtcharakteristik Roms, von dem Cäsar nur ein Glied ist. In seinem Brief an den Papst Innozenz über die Erziehung des Kronprinzen berichtet er wie er dem künftigen Herrscher „den bewunderten Meister des Tuns und Schreibens" zeige aus seinen Commentarien: seine Feldherrenkunst in Märschen Lagern Schlachten, in befeuernder und bändigender Kriegszucht, seine Politik gegen Freunde Feinde Bundesgenossen Untertanen, je nach den Umständen milde oder streng, immer einsichtig und fest: kurz, Cäsar als Lehrer des Handelns, wie er seit dem Entstehen des modernen Staats in Italien immer wieder empfohlen und verwendet worden ist. Der weltliche

Staatsdenker, der in dem geistlichen Mahner Bossuet lebte, kommt hierbei zum Vorschein, und man begreift warum gerade Napoleon (auch abgesehen von der willkommenen gallikanischen Vorarbeit die ihm der Verfasser der vier Artikel geleistet) für ihn eine besondere Verehrung empfand: die simpel großartige Geste bei politischem Sinn zog ihn an. Hier und nicht in seinen Predigtsätzen wider Alexander und Cäsar, die ehrgeizigen Weltverwüster, die ihren nichtigen Ruhm mit der ewigen Pein erkaufen, liegt Bossuets Kraft, wenngleich seine Gemeinplätze geläufiger geworden sind als seine Sichten und Einsichten. Auch heute noch wirkt seine Weltgeschichte, über ihre Sprach-orgel hinaus, durch den Geist des politischen Kirchenfürsten: sie ist eines der wenigen souveränen Lehrbücher die große Dinge groß behandeln, nicht trocken nicht geschwätzig nicht distanzlos. Auch den Cäsar zeigt es klar in einem weit gespannten Raum, als Frescofigur im Panorama..

Dieser monumentale Sinn erhebt seine vielleicht simpleren Bilder über die Klein- und Feinarbeit der Sitten- und Seelensucher die seit Montaigne die Weltgeschichte abgrasten. Montaignes frisches Merkertum hat im Zeitalter Ludwigs XIV. nach zwei Richtungen hin nachgewirkt: als Kritik in Pierre Bayle, als Psychologie in Larochefoucauld und Labruyère. Alle drei haben sich auch mit Cäsar befaßt. Derselbe Zwiespalt zwischen überlieferten Glaubens-sätzen und unzweideutigen Erfahrungs-tatsachen oder Sinnen-eindrücken der Cartesius zu einem weiteren Erklärungsgrund, zu einer fruchtbareren „Arbeitshypothese" drängte hat Bayle zum ungeduldigen Frager und Bezweifler aller Traditionen gemacht. Er war kein thetischer und kein synthetischer Kopf sondern ein Sammler von Einzelheiten. Die Allgemeinlehren mit unzähligen Dingen zusammenzuhalten die ihnen widerstreiten, oder auch gewähnte Dinge mit gesehenen Dingen, war seine Lust, geboren aus der Theologen-qual eines entlaufenen Scholastikers der das Vertrauen in seine alten Universalia verloren hat und sie nun mit den Res züchtigt. Nach neuen Universalia zu suchen, wie Descartes, hinderte ihn sein Mangel an Denktiefe und sein Genügen am Wissensstoff. Der Schritt aus den leeren Denk-gehäusen auf den vollen Sachen-acker mußte einmal getan werden und dieser Schritt ist ein geschichtliches Verdienst Bayles: die Sachen selbst hat er nur abgetastet, hin und her

gewendet, nichts damit gebaut oder gefügt. Er hielt sich an die Partikularitäten. Auch in den Cäsar-noten seines Dictionnaire gibt er keine Charakteristik oder Geschichte sondern erörtert nur einige Einzelheiten aus den Alten über Cäsars Kriegsführung Ermordung Schriftstellerei und Apotheose — mit Krittel am Verderber der Freiheit, mit Anerkennung des militärischen Genies, doch ohne Eifer für und wider ihn, in der Art von philologischen Anmerkungen zum Text eines Klassikers, wie er denn überhaupt in seiner morosen Gelahrtheit mehr einem Nachfolger des Scaliger als des Montaigne ähnelt. Zu seinen besonderen Genüssen gehört die stilistische Anfechtung von Cäsars Commentarien, worin er dem Lipsius folgt, doch auch seinem eigenen Widerspruchsgeist, dem das Kritteln und Zweifeln beim Mangel an schöpferischen Gedanken fast zum Selbstzweck wird. Wenn Voltaire später seine Zweifel weit überbot, so trieb ihn doch nie die mürrische Krittelsucht eines irregewordenen Pfaffen, sondern das Hochgefühl einer beinah seligen Verstandeshelle, die Spannkraft des fanatischen Vernunftglaubens.

Larochefoucauld war ein hoher Herr mit unbefriedigtem Ehrgeiz, den die Despotie am Wirken hinderte. Er hielt sich dafür schadlos durch die Herabsetzung der Wirkungsmotive: wie Machiavelli Geschichtschreiber ist er Seelenforscher aus verhaltenem Tätertum. Da er aber ein überlegener und vornehmer Geist ist, keine Schranze und kein Streber wie Saint-Simon, den mehr ein verwehrtes Haben erbittert als ein verwehrtes Sein, so hat er den vollen Sinn für Größe die er nicht erreichen kann. Seine Psychologie der Eigenliebe ist nur die Beschwichtigung seines Verlangens nach großem Stil des Daseins. Darum ist ihm Cäsar, der sich erfüllt hat, den keine Moral kein äußerer Zwang keine Schwäche kein Mißgeschick an der Auswirkung seiner allbegabten Selbstigkeit hindern konnte, der größte Mann. Nicht die Ursprünge der Größe sondern die Ergebnisse schätzt er, und die menschlichen allzu menschlichen Ursprünge stillen nur den schwellenden Neid seines kühnen Herzens. Sein Schüler Vauvenargues, frömmer reiner zarter und frei von diesem irdischen harten Ehrgeiz, nur gleich durstig nach Größe, verehrte Cäsar mit einer verwandten Liebe, doch er gewahrte nach seinem eigenen Wesen in ihm weniger den ungeheuren Machttrieb und rücksichtslosen Weltverstand als die großmütige

Seele die sich ausdehnen muß und nur durch den Widerstand der Welt zum Frevel und Verhängnis wird. Er suchte keine engen Motive für weite Taten sondern in den großen Gedanken das große Herz. Ähnlich verteidigte einmal Katharina von Rußland den Cäsar gegen die mesquine Deutung seiner Motive.

Seit Montaigne wollte man nicht mehr nur die Taten der Helden und ihre Eigenschaften wissen sondern in ihren Seelen lesen. Montaigne selbst begnügte sich mit der beobachtenden und beschreibenden Seelenkunde, ebenso Bacon. Mit Larochefoucauld beginnt die einfühlende: er geht nicht mehr von den Gegenständen sondern von den Zuständen aus, und erklärt weniger die Kräfte aus Eigenschaften als umgekehrt: er ist darin ein Vorläufer seines Bewunderers Nietzsche.

Wenn Larochefoucauld überall sich selbst suchte, so wollte dagegen der andere Einfühler und Seelenspürer seines Zeitalters, Labruyère sich entselbsten, um in vielen Seelen recht genau zu lesen—auch er hellsichtig aus wundem Gemüt, doch nicht aus männlichem Groll sondern aus weiblichem Leiden. Er ist der klassische Ahn des Sainte-Beuve. Er wollte sich die Menschen genau betrachten unter denen er mit überzarter Seele litt, und die Kenntnis, die Übersicht, die Einsicht bereitete ihm eine Art Wollust, wie andren die Herrschaft oder die Rache. Als Sohn des Klassizismus suchte er faßliche Typen, nicht Personen, oder vielmehr die Menge der Personen gliederte sich ihm von selbst zu Gruppen und Gattungswesen.. auch sein literarisches Vorbild Theophrast half ihm dazu. Die beiden berühmten Feldherrn Ludwigs XIV. Condé und Turenne, über deren Vorrang man sich am Königshof stritt, stilisierte er sich zu Typen die er mit den geschichtlichen Namen dafür bezeichnete: den Helden und den großen Mann, Alexander und Cäsar.. der eine jung und kühn, mehr mit dem Trieb des Gemüts wirkend, der andre umsichtig fest weit und weltkundig, mehr mit dem Geist herrschend. Labruyère gehört zu den wenigen die im Zeitalter Ludwigs XIV. den Cäsar vorziehen. Er polemisiert auch leise gegen Pascal: die Eroberung der Welt habe sich gerade für den reifen Mann, nicht für den stürmischen Jüngling geziemt. Die Unterscheidung zwischen héros und grand-homme, dargetan an Alexander und Cäsar, ist, nur mit den Mitteln der nach-montaignischen Eigenschaftskun-

de modernisiert, die alte rednerische Schulfrage über den Vorrang der beiden berühmtesten Männer. Sie artet auch bei Labruyère, dem das überprivate Auge Bossuets und Larochefoucaulds fehlte und der gesellschaftliche Sitten feiner bemerkte als geschichtliche Wesen, schon in geistreiches, aber doch müßiges Redespiel aus.

Den französischen Seelen- und Sittenmerkern aus der Nachfolge Montaignes und der Gesellschaft um Ludwig XIV. reiht sich ebenbürtig durch scharfen Verstand, strenge Stilzucht und klassische Bildung ein Spanier an, der Jesuit Balthasar Grazian. Seine Schriften fanden einen breiteren europäischen Leserkreis als die leiseren und reineren des Larochefoucauld oder Labruyère, weil sie künstlicher bunter spitzer für den Gebrauch zugerichtet waren, mit mehr fremdländischem Gewürz — die erfahrungsreichsten und absichtlich „geist-reichsten" Handbücher der gesellschaftlichen zumal der höfischen Lebenskunst oder die Beispielbücher des Glücks und der Kraft in dieser gefährlich klugen wachen und gebundenen Zeit. Auch in Frankreich ward Grazian eingeführt und viel gelesen fast wie ein heimischer Autor. Er verbindet die weltmännische Schmiegsamkeit eines Jesuiten mit dem verhaltenen Feuer eines spanischen Gläubigen, den Stolz eines Granden mit der Klugheit eines Höflings, die humanistische Lese- und Redekunst mit staatsmännischer Härte. Durch all seine Schriften zieht sich eine nicht knechtische sondern priesterliche Ehrfurcht vor dem was Größe hat erwirbt erhält mehrt oder erschafft. Kein Wunder daß ihm Cäsar und Alexander die Wunder der Macht und des Ruhms sind, die Meister und Muster des erfolgreichen Tuns und des schlagenden Worts. Nicht um kleine Ehren und Gewinne ist ihm zu tun: er will zeigen wie die höchsten Männer gehandelt und gewirkt haben um der wahren irdischen Größe willen, die ihm durchaus Gnade und Wunsch Gottes ist. Das Reich von dieser Welt nimmt er wichtig. Cäsar und Alexander zeigt er als dessen vorbildliche Erringer und Verwalter.

Seitdem Vaugelas den „Alexander" des Curtius und Perrot d'Ablancourt die Commentarien Cäsars übersetzt hatten, waren die beiden Helden, wie Saint-Evremont bezeugt, wieder ein Gegenstand aller Gespräche und ihre Vergleichung eine Hofmode geworden. Montaigne hatte den Weg gewiesen für diese dialektischen Übungen des Witzes: sie kamen nicht aus geschichtlichem oder politi-

schem Sinn, wie Bossuets oder Montesquieus Betrachtungen über Griechen und Römer, sondern aus psychologischem und noch mehr aus stilistischem Hang. Die großen Männer der Geschichte dienen nur, um daran, meist mit Seitenblicken auf die gegenwärtigen Machthaber, Eigenschaften zu studieren und zu formulieren, zugleich die gewandte Lob- und Tadelrede zu pflegen. Man darf also von dieser Beschäftigung keine geschichtlichen Aufschlüsse und Ausblicke erwarten. Von den verwandten rhetorischen Spielen des Altertums, den Parallelen des Plutarch oder Appian, unterscheiden sie sich wie der höfische Salon mit seiner Conversation Medisance und Schmeichelei von der städtischen Agora mit ihrem politischen Wetteifer oder den Akademien und Lyceen mit ihrem geistigen.. denn noch die spätantiken Reden stammen vom Agon. Statt der Taten und Schicksale merkten die höfischen Betrachter lieber Motive und Gesten. Gemeinsam ist dem Plutarch wie dem Montaigne und seinen Folgern der Sinn für Eigenschaften. Dagegen ist Geschichte für Plutarch der selbstverständliche Raum alles Daseins, sogar des privaten, wie Gesellschaft für die höfischen Franzosen. Auch der König ist nur eine ins Riesenhafte gesteigerte Gesellschaftsperson d. h. Privatperson, denn das Private kann in jedem Stand stattfinden, es ist keine Höhenlage sondern eine Erlebnisart. Man merkt dies besonders am Roman oder am Drama: alle Weltkämpfe erscheinen nur als private Hofränke und Hofgefühle mit mehr oder minder pathetischer Ausladung. Erst Friedrich der Große und Napoleon haben mit Welt und Schicksal dieses private Gehege erweitert.

Ein Saint-Evremont behandelt römische Dinge — im Gegensatz zu Bossuet, für den sie Gottes-geschichte, zu Montesquieu, für den sie Staats-geschichte oder zu Voltaire, für den sie Zivilisations-geschichte sind — als Handlungen mächtiger Privatleute, mit mehr Schliff als die Gelehrten und nicht geringerer Belesenheit. Aus den persönlichen Umständen und Anlagen erklärt er die Handlungen, und die seelischen Motive sind ihm in der Geschichte so wichtig wie den Schranzen die Launen und Zwecke des Gebieters. Völker und Götter kennt er nicht, keine Luft, kein Schicksal, kein All jenseits der rational erklärbaren und umreißbaren Person. Immer schwebt diesen Geistern bewußt oder unbewußt ein mächtiger, aber

erforschbarer und lenkbarer Herr vor, und nach diesem Gleichnis deuten sie alle Geschichte.

Auch Saint Evremont hat Alexander und Cäsar vergleichend beurteilt. Alexander ist ihm der geborene König, wunderbarer stürmischer ungeheurer strahlender, Cäsar der allseitig begabte Feldherr und Staatsmann der sich unter Mühen Freveln und Listen die Herrschaft erringen muß, klüger steter vernünftiger fester, beide die fraglos größten Männer der Geschichte, Alexander ein zur Weltherrschaft vorbestimmter Halbgott, Cäsar der Vollbringer der größten Taten, der erste Römer. Eine Entscheidung über den Vorrang will Saint-Evremont nicht fällen, doch merkt man seine Vorliebe für Alexander. Die Abneigung gegen den Usurpator, die bei Montaigne das Urteil gegen Cäsar bestimmt, schmeckt hier nur leise nach. Doch der romantische Glanz, den der Hauptgewährsmann Curtius um Alexander gebreitet, fehlte den Commentarien, deren lapidare Nüchternheit unpolitischen und prachtliebenden Lesern leicht ihren Verfasser karger und enger vorstellte. Es fehlte ihnen das „Merveilleux", ein Fernbedürfnis gerade der Verständigen, das Alexander wie kein zweiter befriedigte. Die italienische Renaissance, die gerade das Märchen und Wunder eben loswerden wollte und nach monumentaler Helle und Bestimmtheit rang, ist deshalb fast ausnahmslos Cäsar zugeneigt und würdigt mehr das Maß als die Farbe der Heroen. Auch Montaigne tat dies noch, er neigt zu Alexander nicht aus Stimmungs-, sondern aus Gesinnungsgründen, nicht aus Hang zum Wunder sondern zur Tugend.

Seine Gesinnung lebt weiter in den Plutarch-ergänzungen des Dacier und andrer, welche zwar in ihrem Vergleich die Kriegsleistung Cäsars für größer, aber seinen Charakter für schlimmer und sein Werk für schädlicher halten als Alexanders. Lafontaine wiederholt in seiner Parallele zwischen Condé, Alexander und Cäsar ungefähr die Stimmungsmerkmale des Saint-Evremont und die Gesinnungsmerkmale des Montaigne, kommt aber, mit mehr Ziererei, Hin und Her und Umschweifen, eher zu einem Cäsarn günstigen Ergebnis, in Anbetracht seiner Feldherrntaten und seiner Milde: er habe weniger Fehler und mehr Tugenden als Alexander. Das Ganze soll dem Dritten, dem Prinzen Condé, Beider Verdienste zuweisen — eine höfische Schmeichelei in Form einer scheingeschicht-

lichen Abwägung. All diese Vergleiche haben Cäsars Ruhm nicht verändert sondern bezeugt, und nur den Gedanken daß er und Alexander, neben jeweiligen Zeitgötzen, die größten Gestalten der Geschichte seien, befestigt und zur Gemeinformel der französisch-europäischen Klassizität gemacht, noch starrer netter bestimmter als in den vielheitlicheren Bildungen der Renaissance.

Den Cäsar welchen Saint-Evremont oder Lafontaine formulieren hat der Dramatiker Corneille gebärdet in seinem „Tod des Pompejus", und damit auch den Weg vollendet den Robert Garnier mit seiner Cornelie beschritten. Wenn er auch vor der vollen eigentlichen Herrschaft Ludwigs XIV. schrieb, so hat er doch mehr als sogar Racine, ihr reinster szenischer Ausdruck, die Vorstellungen von Helden- und Herrschergröße für einen Hof bestimmt der kein übergesellschaftliches Pathos mehr kannte sondern auf die privaten Gefühle und Wünsche mächtiger Männer und Frauen die Geschicke zurückführte. Racine hat die dramatische Sprache der Empfindungen verfeinert: die Sprache der Gesinnung und hohen Haltung hat Corneille geprägt bis zu Voltaire und für den ganzen Wirkungsbereich der französischen Klassik. Von dem Cäsar des Corneille hängen nicht nur die vielen Opern über Cäsar und Cleopatra in Frankreich Italien Deutschland England ab, sondern noch der Cäsar in Addisons Cato und in Gottscheds Cato und der Cäsar in Alfieris Bruto secondo. Literarisch hat die höfische Cäsar-figur des Corneille mehr gewirkt als die kosmische Cäsar-gestalt des Shakespeare. Sie kommt mehr als Shakespeares unwillkürliches Gesicht aus dem humanistischen Zweck römisch berühmte Geschicke und Gestalten richtig zu vergegenwärtigen. Doch war Corneille bei strengerem Willen zur Geschichtstreue mehr als der alldurchdringende Weltseher befangen in den geschichtsfälschenden Ansprüchen seiner engeren Gesellschaft und in ästhetischen Theorien. Indem er das humanistische Schuldrama auf den Spuren Murets Garniers Grévins, bereichert durch spanische Spannungen, mit viel stärkerem dramatischem und dichterischem Genie für den strafferen und heikleren Hof Richelieus umbildete, entfernte er sich mit dieser schöpferischen Tat von der läßlicheren, aber geschichtsnäheren Bildung der Petrarkisten und Ronsardisten und geriet aus der stürmisch freien, politisch und religiös bewegten Luft die von Franz I.

bis zu Heinrich IV. noch wehte in den Bann eines geschlossenen Hofs und ausschließenden Herrscherwillens. Corneille war dem letzten Renaissancekönig und den Bürgerkriegen noch nah genug um in sein Drama einen Nachhauch der Staatsgesinnung zu retten die unter seinen Nachfolgern bereits ganz dem gesellschaftlichen Eifer gewichen war und die seine scenischen Vorgänger nur nicht verewigen konnten, weil es ihnen an Dichtertum gebrach — sie waren Schulmeister und Literaten. Die neue Dichte und Strenge Richelieus gab ihm festern und höheren Stil: so steht er im Übergang zwischen Renaissance-bildung und Barock-geschmack, zwischen politischem Pathos und gesellschaftlichem Ethos, von Racine her gesehen ein Heldendichter, von Rabelais oder Montaigne her ein Hofpoet.

Er meinte den Lucan zu dramatisieren, wenn er die ägyptischen Stunden Cäsars inszenierte, und er tat doch, mit reiferem Geschmack und höherem Sinn, grundsätzlich nichts anderes als die Verfasser der Hofromane welche die weltberühmten Namen mißbrauchten, um die höfischen Liebesränke ihrer Umgebung damit aufzuputzen, zu verhüllen oder zu steigern. So hatte Scudery in seiner Cleopatra auch den Cäsar als verliebten, ziervoll hochherzigen Prinzen vorgeführt, wobei seine geschichtlichen Lorbeeren eben nur als Hofperücke, sein Weltruhm als blendendes Geschmeide zur Erhöhung der Romanspannung dienen mußte. Die Schranzen wollten lieber von gefeierten Weltgebietern lesen, wie heute noch Dienstboten von Grafen und Millionären. Die Historie selbst diente nur als Kostümbehang der Liebschaften. Noch in einem andren Hofroman erscheint Cäsar als galanter Ritter, Retter oder Sklave einer bedrängten Prinzessin: in Desfontaines L'Illustre Amalazonthe (1645) rührt er durch seinen überschwenglichen Edelmut die Tochter eines besiegten und getöteten Gallierfürsten in ähnlicher Weise wie in Corneilles Tragödie die Witwe des Pompejus.. nur ist Oriane bei Desfontaines rascher zu gewinnen als die tragische Cornelia.

Nicht daß weltgeschichtliche Helden liebend gezeigt werden macht sie an sich privat.. die Liebe kann als Weltkraft erscheinen, wie in Shakespeares Antonius und Cleopatra, und die Welteroberung als eine Privatsache wie in Marlowes Tamerlan. Nicht die Menge sondern die Art eines Geschehens, nicht die Gegenstände sondern die

Zustände eines Wesens, nicht die Folgen sondern die Ursprünge eines Gefühls bestimmen sein Gewicht und seinen Gehalt. Shakespeares Helden, ob sie küssen oder herrschen, entstammen unmittelbar demselben Lebensgrunde wie die Weltgeschichte selbst: Shakespeares Cäsar ist so schöpfungs-unmittelbar wie der römische, ein Urbild überselbstiger Mächte, wie Othello und Macbeth. Der Cäsar des Corneille stammt aus den Vorstellungen des gebildeten Lucan-lesers von römischer Geschichte, aus dem Nachdenken des Scaliger-lesers über die Regeln der Tragödie und aus dem Erlebnis des ehrgeizigen, würdevollen und galanten französischen Hofadels: dies alles setzt bereits jene rationale Trennung zwischen Sonder-Ich und Welt-stoff voraus die auch die größten Gegenstände privat macht. Shakespeare hat diese Trennung aufgehoben, das Altertum und das Mittelalter hat sie nicht gekannt, einerlei ob das Ich in die Allnatur verwurzelt oder in den Allgeist gebunden blieb. Seit der Renaissance haben immer wieder einzelne Genien die Einheit erneuert von verschiedenen Seiten her, und im übrigen haben immer andre rationale Bindungen dem Einzelnen gegenüber Natur oder Schicksal oder Gott gespielt: der Staat, die Gesellschaft, die Wirtschaft. Das Zeitalter Ludwigs hat bis tief in die Politik hinein den Hof zum Schicksal gemacht, während in der Renaissance noch die Politik die Gesellschaft bestimmte, und Friedrich oder Napoleon wieder den rationalen Staat mit ihrem schöpferischen Genie durchdrangen.

Corneille hat aus der römischen Geschichte szenisch herausgeholt was einer höfisch-unstaatlichen Gesellschaft erscheinen konnte: edlen Pomp der Höhe und die Spannung zwischen Gefühl und Würde. Fast all seine Helden sind empfindsame Privatpersonen deren Liebe oder Haß oder Verlangen die Forderungen ihres Standes oder ihrer Lage verletzt. Rang Familie Sitte wirken hier statt Verhängnis und Natur, als schmerzliche Grenze des liebenden oder hassenden Ich: selbst das Christentum des Polyeukt ist mehr eine Sache der Ehre als des Glaubens. Rittertum Königtum Weltherrschaft sind hier nicht, wie bei Shakespeare, selber Seelenmächte oder Leidenschaften, aktive Gegenmächte oder Mitmächte der Liebe oder des Hasses, sondern stehende Grenzen, sachliche Widerstände, Gesinnungs-hemmnisse der Wünsche. Corneilles Cäsar steht

als Gegner des Pompejus ähnlich zu Cornelia wie Cid zu Chimene, der er den Vater getötet.. beide sind liebende großmütige Helden die eine verhängnisvolle, von ihrem Stand oder ihrer Lage aufgenötigte Schuld um ihr Herzensglück bringt, um die Liebe oder die Gunst einer edlen Frau. Cornelia steht zu Cäsar ähnlich wie Cinna zu Augustus: sie muß aus Sippe- oder Standes-pflicht hassen wo sie bewundern möchte aus Dankesgefühl. Die Schlacht bei Pharsalus und der Tod des Pompejus, der Weltkrieg ist nur das Gerüst um diese privaten Schmerzen weithin sichtbar und hoffähig zu machen. Cäsar, obwohl dem Lucan entnommen, ist als eine erhabene Seele gemeint, nur durch seine Tat, den Bürgerkrieg, ein Frevler, doch als Privatperson mit jeder Tugend geschmückt: der Frevel war eben nötig um ihn und Cornelia in tragischen Zwiespalt zu bringen. Stolz und Großmut: das ist sein Charakter.. Frevel an der Freiheit und Neigung für die Feindin sein pathetisches Schicksal, Weltherrschaft sein Beruf, sein Schallfeld. Dem Lucan entnahm Corneille nur die Stimmung des Weltkriegs, nicht als wesentlichen Gehalt der Seelen und Geschicke sondern als dekorativen Pomp, als Bühnenraum, wie schon Garnier. Der ciceronianische Konflikt zwischen Bewunderung der cäsarischen Eigenschaften und Abscheu vor seinem Tun hat hier seine erste dramatische Gebärdung gefunden. In Cornelias Seele ist eben diese ciceronianische Spannung als tragischer Kampf gezeigt. Die Entdeckung und Verwertung dieses Gesinnungskampfes ist Corneilles Beitrag zur dramatischen Geschichte Cäsars. Shakespeares Tragödie zeigt ein Ringen zwischen menschgewordnen Weltkräften, Würde und Macht, nicht zwischen zwei Gesinnungsgefühlen in einer Brust.. die andren Cäsar- oder Brutus-dramen vor Corneille sind entweder cäsaristisch oder republikanisch oder rednerisch dekorativ. Mindestens ist der ciceronianische Zwiespalt, mag er auch im Geist der Verfasser sich geregt haben, kein Motiv ihrer Dichtung geworden, wie erst bei Corneille.

Seit Corneille ist er nicht mehr aus der Dramenliteratur verschwunden. Dabei ist für unsern Blickpunkt gleichgültig ob der Träger dieses Zwiespaltes eine Witwe des Pompejus ist oder eine Tochter des Cato oder Cato selbst oder Brutus: das gehört in die Geschichte des Dramas, nicht in die Geschichte von Cäsars Ruhm.

Das Schema Cäsars war gegeben: der hochherzige und bewunderungswürdige widerrechtliche Sieger, unglücklich liebend oder widerwillig geliebt und trotz seiner Größe und seines Glücks streng gerichtet, von den Opfern seines Frevels und den Nutznießern seines Edelmuts, die zugleich die Vertreter des Rechts und der Tugend sind. Recht und Tugend betont Addisons und erst recht Gottscheds Cato, die beide ohne Corneilles Vorgang nicht denkbar sind, nachdrücklicher als Corneille. Mindestens bei Gottsched wird, über sein Vorbild Addison hinaus, Cäsar schon nach dem „glücklichen Laster" hin stilisiert oder auch seine Größe als unechte Glücksgabe der wahren stoischen schicksalsüberlegenen Tugend entgegengesetzt. Doch bleibt die Großmut des Siegers auch in diesen republikanischen Dramen ungetrübt als die wahre Quelle rührender und erhabener Gesinnungs-antithesen. Wir dürfen von einer Einzelerörterung der weder dichterisch noch geschichtlich ergiebigen Cäsar-, Brutus- und Cato-dramen absehen die den von Corneille geprägten dramatischen Cäsar-typus unselbständig abwandeln.. es genügt diesen Typus selbst festzustellen.

Gleichsam ein Abfallprodukt von Corneilles Tragödie sind die zahlreichen Cleopatra-dramen und -opern welche des Corneille heroisierte Liebesgeschichte oder galanisierte Heldengeschichte in dekoratives Sinnenspiel verwandeln. Noch weit mehr als in den Hofromanen ist Cäsar hier nur der Vorwand für geschichtsfreie Reize, für imperialen Pomp und zärtliches Gegirre: sein erhabener Name und Weltglanz dient lediglich als ein Licht- oder Klangeffekt mehr, und die Cleopatra (oder sonst eine jeweilige Partnerin, manchmal auch eine italienische oder britische Prinzessin) ist nur die typisch willige oder spröde Buhle, er selbst nur der typisch schmachtende Liebhaber-held, nur eben mit dem höchsten Kothurn, dem römischen Welteroberertum. Mit geschichtlichem Dasein haben diese Prunkspiele nichts zu schaffen: ihr Sinn ist nur die Verwertung auch des heroischen Ruhms als Theater-reiz. Diese Theaterstücke mit oder ohne Gesang, worin Cäsar als privater Liebhaber im Imperatorenkostüm auftritt, erinnern wieder an die gestalten- und geschichtsfremden Jahrhunderte des Namenzaubers: auch hier ist er nur der berühmte Name der auf beliebige Gesellschaftsmotive sich niederläßt oder dem man sie anhängt, ohne

Rücksicht auf die Geschichte. Der Held mußte glänzend, edel und zärtlich sein, und was man von Cäsar wußte entsprach diesem allgemeinen Roman-, Theater- und Opern-befehl: so konnte man auch seinen Namen in die galante Schablone einsetzen. Aber nicht um Cäsars willen sind diese Aufzüge entstanden.

Die spielerische Verwendung des berühmten Namens zu Theaterzwecken ist vielleicht am weitesten getrieben in einer spanischen Komödie des Antonio de Solis y Ribadeneira aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts — der die Willkür der mittelalterlichen Fabulierer noch überbietet: „Der größte Triumph des Julius Cäsar und die Schlacht bei Pharsalus." Cäsar bekommt von den Neapolitanern die Königskrone angeboten, um sie gegen Rom zu führen, er bleibt Rom treu und wird dafür von ihnen eingesperrt. Er schreibt an seine Tochter Julia, die Geliebte seines Freundes Carisius, sie möge im Senat für seine Befreiung wirken. Julias Gesuch scheitert am Widerstand des feindseligen Pompejus. Darauf nimmt Cäsar, der inzwischen zum Tod verurteilt war, die Krone an und führt Neapel siegreich gegen Rom, wo er Konsul wird und dem Pompejus als Pfand der Versöhnung seine Tochter vermählt, trotz ihrer Verlobung mit seinem treuen Helfer Carisius. Carisius ficht mit Pompejus, Cäsar trennt beide und bittet heimlich um des Carisius Beistand zur Erlangung der römischen Königskrone. In einer wilden Senatssitzung, worin Pompejus sich Cäsars Ansprüchen widersetzt, kommt es zum Zweikampf zwischen Carisius und Pompejus. Pompejus wird verwundet, Julia hält ihn für tot und fällt in Ohnmacht. Die Anhänger des Pompejus streuen aus, Cäsar habe seine Tochter ermordet. Cäsar muß vor der Wut der Römer nach Neapel fliehen. Julia sucht vergeblich den Krieg zwischen Vater und Gemahl zu hindern, Pompejus muß seiner Römerpflicht genügen, obwohl er Cäsar heimlich liebt, und fordert ihn vor seinem Lager zum Zweikampf heraus. Carisius will mit Pompejus fechten, läßt aber Cäsar schließlich den Vorrang. Noch vor dem Duell überfallen des Carisius gallische Hilfstruppen das Lager des Pompejus. Endlich treffen sich Cäsar und Pompejus auf der Walstatt. Julia, in Männertracht, sucht umsonst sie zu trennen. Cäsar fordert Pompejus auf zu fliehen, er wolle ihn nicht töten. Marc Anton und Brutus (Cäsars heimlicher Sohn) huldigen dem Sieger Cäsar. Pompe-

jus stürzt sich von einem Felsen, er bleibt am Leben und flieht zu Ptolemäus. Cäsar will ihn auf Julias Bitten, zu Carisius' Schmerz ehrenvoll heimberufen, da bringt man sein blutiges Haupt. Julia sinkt tot um. Cäsar wird neben dem Haupt seines Gegners und der Leiche seiner Tochter mit bösen Ahnungen zum König gekrönt und ruft die Römer zur Rache gegen Ptolemäus... Hier dient der berühmte Name nur, um den phantastischen Wirrwarr von Abenteuern und Kämpfen zusammenzuhalten, wie im Mittelalter. Nicht dem Grad, doch der Art nach sind die andren Theaterstücke und Opern diesem äußersten Grenzfall verwandt. Spanien hatte auch hier den mittelalterlichen Geist zäher bewahrt bis tief in die Aufklärung hinein, deren Tracht und Formeln es gewandt und würdevoll zu tragen wußte.

Im übrigen bleiben die Cäsarformeln gemein-europäisch unter französischem Vorgang, bis zu Herders eigentümlich deutschem Geschichtesehertum. England Deutschland und Italien blieben im 17. und 18. Jahrhundert im Meinen und Urteilen, trotz mancher Abweichung des Geschmacks und noch mehr des Ausdrucks, Vasallen Frankreichs. Auch Cromwells puritanischer Cäsarismus hat keine Cäsar-mode gezeitigt, wie das Königtum des Henri IV. und keine neue Cäsar-sicht wie die Herrschaft Napoleons. Seinen humanistisch gebildeten Anhängern galt Cromwell nicht als Usurpator sondern als Tyrannenstürzer und Milton verteidigt gegen Salmasius die geschmähten Königsmörder mit dem Beispiel des Brutus und Cassius. Seine Gesinnung gegen Cäsar deckt sich, minder deutlich ausgesprochen, etwa mit der des Montaigne: Ehrfurcht vor der Seelengröße und dem Tatenruhm des „Great Julius whom now all the world admires" (wie er im Paradise regained heißt) und Verdammung seines Staatsstreichs. So stark war in Milton die ciceronianische Bildung, daß auch Cromwells Gegenwart sie nicht durchbrach. Miltons Humanismus ist noch nach dem italienischen geprägt, wie denn auch Shakespeare, soweit er der europäischen Renaissance angehört und nicht der überzeitlichen Schöpfersphäre, seinen heimischen Wuchs noch am ehesten mit italienischen, nicht französischen oder spanischen Farben schmückt. Mit Montaigne verbinden ihn eher persönliche als nationale Züge: die geistige Freiheit und die Merkfreude.

Die Restauration nach Cromwells Tod brachte außer der staatlichen auch die geistige Vorherrschaft Frankreichs nach England, die durch die glorreiche Revolution des Oraniers nicht zu brechen war. Das dramatische Zeugnis dieses Vasallentums in der Geschichte von Cäsars Ruhm sind Addisons Cato, der mit englischer Gesinnung die szenische Technik der französischen Hoftragödie nachahmt, und Colley Cibbers Cäsar in Aegypt, der den Stoff und die Motive aus Corneilles Mort de Pompée etwas shakespearisch lockrer bearbeitet, doch mit ausdrücklicher Abwehr der Hanswurstspäße und dem Verlangen nach dem neuen Würde-stil.

Im Zeitalter der französischen Vormacht, einer Vormacht zugleich des sichtenden und richtenden Verstandes, hat auch die kritische Philologie ihre europäische Herrschaft gegründet: ihr Beitrag zu Cäsars Gedächtnis sind die Ausgaben der Commentarien von Josef Scaliger in Frankreich 1606, Samuel Clarke in England 1712 und Franz Oudendorp in Holland 1737. Sie haben es mit Cäsars Buchstaben, nicht mit Cäsars Geist und Gestalt zu tun, doch gehört die erste wegen ihrer Verbreitung und als Urbild der strengen Philologenarbeit an Cäsars Text, die beiden andren auch wegen ihrer ungemeinen Ausstattung zu den Ehren Cäsars. Besonders die englische Ausgabe, dem Herzog von Marlborough gewidmet, mit großen Kupferstichen nach Mantegnas Triumphbildern und zahlreichen Plänen geschmückt, ist wohl das prunkvollste typographische Denkmal das je einem antiken Klassiker errichtet worden: sie sollte den Ruhm des gefeierten englischen Feldherrn mit dem des römischen Imperators steigern und nicht nur der Fachwissenschaft sondern der britischen Würde dienen.

Doch nicht bei den dekorativen Spielen und den philologischen Mühen, die immer etwas Stationäres der Gesinnung behalten trotz allem Wechsel der Mittel und der Stoffe, müssen wir den Wandel der Wirkungs-bilder aufsuchen sondern bei den Führern des gesellschaftlichen Willens oder den Erweckern der schlummernden Lebenskräfte. Drei französische Denker und ein deutscher König, dann drei deutsche Denker und ein romanisch antikischer Heros bestimmen oder bekunden in dem Jahrhundert nach dem Erkalten der französischen Königssonne das Ansehen Cäsars: Montesquieu Voltaire Rousseau Friedrich, Herder Goethe Johannes von Müller

Napoleon. Selbstverständlich nicht sie allein: doch unter den anerkannten Machthabern ihrer Zeit haben nur diese acht sich oft oder laut über Cäsar geäußert, und nur ihre Äußerungen haben neuen Sinn bezeugt oder erregt. Gemeinsam ist ihnen allen eine Frage die früher geschwiegen hatte und deren Beantwortung zwar nicht das Gesicht, doch das Gewicht Cäsars bedingte: Welchen Wert haben Person und Menschheit füreinander? Nicht alle haben diese Frage ausdrücklich gestellt, aber ihren Wertungen und Perspektiven liegt sie zugrunde. Das Altertum konnte so nicht fragen, weil ihm das Recht des selbstgenugsamen Ich noch fremd war, der Heros war eben der Grund oder der Ausdruck der Gesamtheit, die pure Macht des Einzelnen war eindeutig Frevel, ehe es ihm gelang sich als Gott, das heißt als Träger einer Gesamtweihe zu bewähren. Im Mittelalter verschwand das Ich auch des Herrschers in der göttlichen Weihe. Der Humanismus machte die Persönlichkeit frei und verlor darüber zwar nicht den Begriff, aber die Idee und das Gefühl einer autonomen Rechtsgesamtheit: Menschheit Volk und Gesellschaft wurden Grenzen Widerstände Gegenstände oder Wirkungsfelder des Selbst, keineswegs Träger oder Ursprung eines eigenen Werts, sie blieben Substrate Gottes oder der Natur. Der Staat war nicht eine Form der autonomen Gemeinschaft sondern das Machtmittel und die Rechtsordnung der jeweiligen Gewalthaber, von Gottes Gnaden wie im Absolutismus, oder vermöge der Natur d.h. der persönlichen Stärke und Verdienste wie in den italienischen Condottierenstaaten. Daneben bestanden noch aus dem Mittelalter ebenfalls als gottgegebener Fug die städtischen Gemeinwesen und Verbände weiter, in denen wiederum die Persönlichkeit Macht erlangen, aber nicht Gesetz werden konnte. Die gewählte Obrigkeit vertritt dabei ebenfalls entweder den Willen Gottes oder den Willen der Machthaber, nicht den eines Volkes. Am frühesten bildete sich in England seit den Tudors ein Recht der Gesamtheit aus, doch nicht als geistiges Wertproblem sondern als praktischer Gebrauch. Solange Gott und das Gottesgnadentum als selbstverständliche Gesetze und die persönliche oder kollektive Stärke als selbständiger Naturwert galten, konnte es zwar Machtkämpfe zwischen Einem und Vielem, zwischen Minderheit und Mehrheit geben, aber keinen Wertekrieg zwischen dem Selbst und der Gesamtheit: der

entstand zuerst als Kampf zwischen König und Nation, unter dem unerträglichen Druck des neustaatlichen, zumal des französischen Gottesgnadenkönigtums, als beim Schwund seiner göttlichen Gründe und natürlichen Werte der Widerstand und Zweifel der menschlichen Vernunft an dem unbedingten Recht des absoluten Königs sich regte. Da besannen sich die hellsten und feinsten Geister zunächst Frankreichs — wo das Königtum am straffsten überspannt, die Gesellschaft am reifsten gebildet und die Masse am grausamsten belastet war — auf die Grenze zwischen dem Gebieter und den Untertanen und lasen zuerst aus der mißverstandenen Geschichte der Griechen und Römer und aus dem Gebrauch der Briten ewige Ansprüche des Volks. Leisen doch festen Widerspruch unter Ludwig XIV. wagte bereits Fénélon. Die Engländer waren nie über ihre unmittelbaren praktischen Bedürfnisse hinausgegangen: Montesquieu stellte zuerst das grundsätzliche Denken in den Dienst nicht Gottes oder des Fürsten oder des Staats sondern der menschlichen Gesellschaft. Hierdurch erst wurde die Rechtfertigung des Menschen, insbesondere des mächtigen Menschen, vor einem Vernunftforum nötig: vor der Gesellschaft, dem Volk, der Menschheit: Montesquieu hat diese Wertspannung zuerst weltgültig begründet. Er und die Franzosen mit ihrem preußischen Schüler haben noch die Gesamtheit vor dem einzelnen Gebieter zu ermächtigen gehabt. Auch Friedrich der Große wollte nicht mehr Inbegriff des Staats und noch nicht eigengesetzliches „Genie" sondern Diener seines Volkes sein. Die Deutschen mußten schon wieder den Einzelnen als Genius vor den Ansprüchen der Gesellschaft sichern. Napoleon gibt sich als die in den Genius eingegangene Gesamtheit und vereinigt damit beide Wertreihen.

Montesquieu sucht Eigengesetze der Gesellschaft gegenüber dem König wie Bacon Galilei Newton Eigengesetze der Natur gegenüber Gott.. es ist zugleich eine Befreiung, Erweiterung und kopernikanische Umkehrung. Über den engen strengen Hof hinaus, wo der Wille, die Triebe und die Launen des Königs und seiner Günstlinge Gesetz waren, erschienen jetzt die Stände mit ihren Rechten und Sitten, weiterhin die Nation mit ihrem Grund und Boden als Träger und Bedingnisse des Staats, der Gesetze, der Verfassungen.. freilich noch nicht Kräfte schöpferischen Wachstums wie bei Her-

der sondern mechanische Ursachen und Wirkungen nach dem Gleichnis der rationalistischen Naturlehre. Montesquieus Geschichts- und Staatslehre setzt diese Naturlehre theoretisch voraus, wie seine Gesellschafts- und Sittenkunde die französischen Moralisten und Merker Montaigne Larochefoucauld Labruyère zu empirischen Ahnen brauchte und der gelockerte Hof der Regentschaft seinen freien leichten Stil des Umblickens und Darstellens als Lebensluft reifte. Auch Montesquieu ist, wie noch die Höflinge Ludwigs XIV., gesellschaftlich, d. h. privat und nicht staatlich gerichtet. Er kennt keine ursprüngliche Gottesidee oder Weltkraft oder Menschheitsform „Staat" in dem Sinn wie Napoleon meint: „die Politik ist das Schicksal". Sitten und Bräuche, Hänge und Bedürfnisse des Menschen und der Menschen schaffen ihm seine Staaten und Reiche. Nur ist die Gesellschaft die er überblickt viel weiter, mannigfacher und aktiver als der Merkbereich seiner höfischen Vorgänger, und vor Montaigne hat er, außer einer reiferen Geschichtsbildung, die Denkschulung, den Forscherdrang voraus, der nicht nur sehen und kennen sondern auch ergründen und verknüpfen will. So ausgestattet durchsuchte er die römische Geschichte, dann die Völkergeschichte nach Lehren und Beispielen für die Wechselwirkung von Gesellschaft und Staat, von Sitten und Gesetzen, von Machthabern und Völkern. Bossuet hatte den göttlichen Willen in der Geschichte gesucht, ohne Rücksicht auf das irdische Wohl der Untertanen an denen Gott seinen Heilsplan verwirklichte: die Herrscher waren ihm Gottes Werkzeuge, als Wohltäter oder Geißeln, ihre Eigenschaften, Taten und Leiden der Halt der Geschichte. Saint-Evremont hatte die römische Geschichte behandelt von den Gebietern aus, ohne nach der sie überwaltenden und treibenden Vorsehung zu fragen, und ohne die staatlichen Werte und Wirkungen ihrer Tugenden und Laster zu erforschen: auch er schrieb Eigenschaft- und Motiv-historie. Montesquieu hat zum erstenmal die Machthaber als Ausdruck einer Gesellschaft mit bestimmten Anlagen, Sitten und Bedingungen genommen und gefragt nicht nur ob sie gut oder böse waren, sondern ob, wie und wodurch sie ihren Untertanen genützt oder geschadet haben.

Statt des metaphysischen Grundes suchte er irdische Ursachen, zu den psychischen Motiven auch noch natürliche Bedingungen, statt

der himmlischen oder höfischen Zwecke gesellschaftliche und volkliche Ergebnisse: die Rechtfertigung der Gebieter nicht mehr vor dem göttlichen Ratschluß sondern vor der menschlichen Vernunft und Wohlfahrt. In seinem Buch über die römische Geschichte ist diese Umdrehung noch nicht vollendet, erst im „Geist der Gesetze". Alexander hat bei der neuen Frage nach dem Nutzen zunächst mehr gewonnen als Cäsar, weil Montesquieu nicht so sehr die staatlichen als die gesellschaftlichen, d. h. wirtschaftlichen und kulturellen Wirkungen des Eroberers suchte und dabei doch sich auf die Ansichten, ja auf die Formeln der alten Schriftsteller verließ. Sein neues Fragen hat ihn nicht mißtrauisch gegen die Überlieferung gemacht. Alexander hat den Weltverkehr gefördert, Handelsstädte gegründet, den Reichtum der Völker gemehrt. Der merkantile Rausch den die neuen Wohlfahrtsideale mitbrachten verklärte auch den mazedonischen Helden, so daß man ihm seine Schlachten, seine Eroberungen und seine Tyrannenlaunen wie den Totschlag des Clitus verzieh.. seine Untertanen liebten ihn, ja er hatte Tränen der Reue geweint. Als sein Weltstürmertum und seine Kriegstaten aufhörten ein Ruhm zu sein, da wuchs ihm eine neue Glorie aus seinen Friedenswerken, er ward nun der Bahnbrecher der Zivilisation, der Gönner der Künste und Wissenschaften, der Mehrer von Handel und Wandel. Schon Plutarch hatte nach Zeno und Eratosthenes Licht auf diese Verdienste Alexanders geworfen: er war seit alters ein Heros der Kultur, weit mehr als des Staates, und sobald die Kultur, das Gesicht der Gesellschaft, erschien neben dem Staat, dem Gesicht der gottgeschenkten oder der gottverhängten Machthaber, und der Religion, dem Gesicht der Gottheit selbst, da pries man freilich ihren glänzendsten Hort.

Cäsars Ruhm stand und fiel mit der Bewertung seines persönlichen Genies und mit dem Nutzen den man seiner Staats-tat beimaß: der Gründung des römischen Kaisertums. Bloße Siege und Eroberungen konnten dem Wohlfahrts-sucher an sich nicht mehr genügen, und die Eroberung Galliens galt nur als eine gewaltige Kriegsleistung, weil kein antiker Schriftsteller Anlaß hatte sie als Werk der Kultur zu feiern.. man kannte den Begriff nicht. Die Eroberung Galliens erwies sich ja als Rettung und Gründung des Kultur-reichs „Europa" erst, nachdem die antike Bildung ver-

stummt war. Man kannte die Idee „Europa" nicht als eine eigne, und konnte Cäsar nicht ehren als den Stifter einer Welt die man noch nicht sah. Auch den Alexander pries man im Altertum als Sittiger der Barbaren und als Verbrüderer der Menschen von der Moral her, nicht von der Kulturgeschichte her. Erst Montesquieu hat das Lob der Schulphilosophen kulturgeschichtlich ausgebeutet. Aber für die Eroberung Galliens fand er überhaupt keine antiken Anhaltspunkte um darin mehr zu sehen als einen staatlichen Machtzuwachs des römischen Reichs. Erst Hegel bemerkte daß sie das Abendland eröffnet habe, erst Mommsen und Ranke daß sie die Weltkultur gemehrt und erhalten habe. Montesquieu hing an den Formeln der Alten und baute sie nur in eine andre Wertordnung ein, worin bloße Machtäußerungen keine Größe mehr verbürgten. Und die Begründung der römischen Despotie gar galt, mit den Augen des Cicero und Livius gesehen, erst recht als Verbrechen im Urteil eines Denkers der gekommen war die Gesellschaft gegen die Herren zu vertreten und die Wohlfahrt der Allgemeinheit wider die Macht des Einen. Cäsars Umsturz war zunächst ein Staatsakt — also an sich ihm schon gleichgültiger als Kultur-zwecke und dann noch ein Staats-akt gegen die Freiheit. Montesquieu sah nicht die Gründung, worin das Mittelalter den göttlichen Willen gescheut hatte und die Renaissance die selbstgenugsame Tat des Helden, er sah nur den Umsturz der altehrwürdigen und (wie er dem Cicero und Livius glaubte) gerechten Gemeindeverfassung zugunsten einer schrankenlosen Despotie. Daß Cäsars Herrschaft gerade die Wohlfahrt der Massen und Untertanen förderte, verrieten ihm seine Quellen nicht. Denn zum antiken Ruhm gehörte die Nützlichkeit nicht, sondern die Größe Tugend Würde, so daß Cäsars antike Lober davon schwiegen, die Tadler ihm gerade seine Wohlfahrtswerke als Demagogie vorwarfen.

Montesquieu ist Ciceronianer und meint damit ein Verteidiger der Volksfreiheit gegen die Tyrannis zu sein, wenngleich auch er den Verfall der Republik einsieht. Cäsar selbst aber gilt ihm nicht als Arzt sondern als Vergifter, nicht als Ende sondern als Krönung des Verfalls. Vor dem neuen Forum des gesellschaftlichen Nutzens findet also Cäsar weder durch die blutige Eroberung Galliens noch durch die Gründung des Kaisertums Gnade: ja mit Montesquieu

beginnt, nach den sittlichen und rechtlichen Einwänden gegen den Usurpator die seit dem Altertum bestanden, allmählich die demokratische Feindschaft, die sich weniger gegen den Massenführer und den Rechtsbrecher kehrt als gegen den Menschheitsfeind und Völkerknechter. Jetzt erst wird Freiheit nicht nur als Freiheit der Person oder des Staats, des Rechts verstanden, sondern als Freiheit der Gesellschaft, des Volks, der Menschheit. Rousseau und die Jakobiner haben diese Verwerfung Cäsars dann bis zum Fluch gesteigert, das Tyrannenhaß-gebrüll der Barden um Klopstock ist ihr deutscher Nachhall, Goethes Geniekult und Napoleons Heroenstolz ihr mächtigster Widerspruch.

Zwar Montesquieu selbst war noch zu sehr Erbe Montaignes und Larochefoucaulds, zu sehr feiner Bildungs-aristokrat und Seelengenießer, zu wenig Grundsatz-eiferer, um über der Freude an seinen neuen Gesellschaftswerten, denen Cäsar nicht genügte, laut den willig übernommenen antiken Formeln, die alten Personalwerte schon völlig zu übersehen oder abzuschaffen die Cäsars Ruhm begründet hatten auch bei den Widersachern seines Werks. Cäsars persönliches Genie hat Montesquieu so gut und gern gewürdigt wie Cicero und Montaigne, ohne solchen Zwiespalt zwischen Bewunderung und Abscheu, weil er an Cäsars Staatsstreich nicht so litt wie Cicero und ihn nicht so sittlich sondern mehr wissenschaftlich nahm als Montaigne. Er meint, ein solcher Mann mit allen Gaben der Natur und des Glücks, ohne einen einzigen Fehler, trotz vieler Laster, habe in jeder Gemeinschaft Sieger und Herrscher werden müssen. So rechtfertigt er fast Cäsars Frevel ohne sittliche Entrüstung, als eine Art Naturereignis, als die notwendige Wirkung einer geborenen Herrscherkraft. Das ist aber nicht Schicksalsgefühl sondern eher Mechanik der menschlichen Gewalten. Montesquieus Herz liebte Marc Aurels Seele, seine Vernunft verehrte Alexanders und Karls des Großen Werke, sein Verstand bestaunte und begriff Cäsars Wirkung ohne Gunst und Groll.

Voltaires Urteile über Cäsar kommen aus demselben Geist wie die Montesquieus, auch sie setzen die Erweiterung des Blickfeldes, die Umlagerung der Gewichte, die naturwissenschaftliche Schulung voraus, doch standen ihm weit mannigfachere Ausdrucksmittel zu Gebote: er nützte, bekämpfte und verfeinerte als Schriftsteller nicht

nur Bossuet Montaigne Larochefoucauld sondern auch Corneille Racine und Molière, Pascal und Fénélon, Boileau und Vergil, und erprobte die neuen Gesellschafts- und Menschheits-werte in sämtlichen Gattungen der europäischen Literatur und an sämtlichen Stoffen der bis dahin bekannten Weltgeschichte, nicht mit dem gediegenen Forscherernst und der gedrungenen Stete wie Montesquieu, doch mit unvergleichbarem Geistesfeuer, Schnellblick und Redezug. Voltaire war reizbarer und ehrgeiziger als Montesquieu und empfand darum die Schäden des Gottesgnadentums und seiner Stützen heftiger am eigenen Leib. Sein Expansionsdrang, wohl auch seine Begabung und Fülle war größer und darum auch seine Sprengkraft. Die Vernunft, die Montesquieu nur in ihrer Würde zu sichern gedachte, wollte Voltaires ungeduldiger Eifer ringsum zur Herrschaft bringen. Seine ungeheure Geisteskraft, über endlose Gebiete verbreitet, kann durch ihre Leichtigkeit, Helle und Weite flach erscheinen und freilich ist er nirgends bis zum schöpferischen Lebensgrunde vorgedrungen und hat kein Ganzes, geschweige ein All erfaßt. Tiefe und Vollendung fehlt ihm, nach Goethes Wort, aber zu seinem weltgeschichtlichen Amt — Auflösung und Ausweitung — war er gerüstet wie kaum je ein Sterblicher. Er hatte, ohne Ursprung und Gesetz über sein Zeitalter hinaus, die geschlossene Vernunft zu entfesseln und überallhin zu ergießen. Erst in Rousseau und Herder erschienen die neuen Lebensquellen und -bindungen.

Vor allem Voltaires ästhetische Ader floß dichter und stärker als die Montesquieus. Wenn Cäsar bei ihm nicht nur ergiebiger sondern trotz vieler humanitären Vorbehalte auch wohlwollender behandelt wird, so kommt dies eben daher daß Voltaire auch Geschichte weit mehr mit dem Geschmack las, weniger grundsätzlich vernunftgerecht als der Gesellschafts-denker, und daß Cäsar eben seinen Geschmack wie schon den des Cicero, des Montaigne und selbst den des Montesquieu unwiderstehlich anzog. Kurz, die ästhetischen Personalwerte Cäsars kamen hier gegenüber den moralisch-politischen Gemeinwerten wieder mehr zur Geltung, und selbst die letzteren sind bei Voltaire von republikanischem und von moralischem Eifer ohnehin entlastet, fast nur noch von dem menschheitlichen Wohlfahrts-streben getragen. Die Einwände Voltaires gegen Cäsar richten

sich weniger gegen seinen Staatsstreich oder gar seinen Sittenverderb als gegen sein Eroberertum. Selbstverständlich ist auch Voltaire Klassizist und Ciceronianer genug, um sich der rednerischen Gemeinplätze von Tugend und Freiheit gelegentlich zu bedienen, wie er genug Verehrer Vergils und Tassos war, um die Reize anspruchslosen idyllischen Schäferglücks oder schmachtender Liebe zu verwenden. Er hat den stilistischen Ansprüchen der Gattungen worin er sich versuchte jederzeit genügt, und man muß diesen Gehorsam gegen künstlerische Konventionen nicht für den Ausdruck seines sittlichen Glaubens halten. Sein Herz schlug für Cato und Brutus sowenig wie für Calvin oder Rousseau, nur war es eine Sache des guten Tons ihre klassische Würde zu ehren. Marc Aurels Tugend dagegen liebte er wirklich, denn sie war Weisheit Güte Vernunft, wohltätig und ohne Starre und Wut, keine heroisch steile Tat sondern reines reifes gelassenes Menschentum. Man vergleiche die herzliche Andacht womit Voltaire den edlen Kaiser erwähnt dem Ton von flüchtiger und frostiger Achtung bei den Namen der letzten Römer.

Dem Cicero, den allregsamen Redegeist fühlt er sich verwandt und durch Cicero hindurch empfindet er literarisch-mimisch für die Republik und deren Verfechter, nicht aus erstem Gefühl und Urteil — wie ja übrigens Cicero selbst dem Cato und Brutus mehr aus Grundsatz als aus Geschmack gehuldigt hat. Die Verherrlichung Ciceros im „Geretteten Rom" kommt Voltaire von Herzen. Sein „Tod des Cäsar" ist keine Verherrlichung des Brutus und der Republik sondern ein Rührstück mit welthistorischen Personen, wie das des Corneille. Voltaire hat sich viel darauf zu gut getan daß er in Römerdramen ohne Liebschaft, ja gar ohne Weiber auskomme. Aber den Ideenstreit zwischen Freiheit und Alleinherrschaft, den immerhin Muret und Grévin wenigstens in rednerischen Antithesen bewahrt hatten und den Shakespeare als Kräftekampf zwischen Weltgewalt und Menschenwürde dargestellt hatte, verengert und verweichlicht Voltaire zur empfindsamen Moritat: daß ein Sohn unwissentlich aus Vaterlandsliebe seinen Vater umbringt. Daß dieser Sohn der Brutus, dieser Vater Cäsar und daß der Schauplatz der Moritat Rom ist sind nur szenische Akzidentien ihrer seelischen Substanz. Um dieser privaten Furcht und dieses privaten Mitleids wil-

len ist das Drama geschrieben, im Wetteifer mit Corneille, der die geschichtliche Wahrheit durch Liebeleien verfälscht, und im Wetteifer mit Shakespeare, der die künstlerische Würde durch naturalistische Plattheiten oder barocken Bombast verletzt habe. Voltaire meinte Corneille an Wahrheit und Shakespeare an Würde zu überbieten und arbeitete als Träger der unentbehrlichen Rührung den Familien-konflikt heraus, nach einem Buchstaben, doch gegen allen Geist der Geschichte. Den Cäsar übernahm er dann in der seit Grévin Garnier Muret Corneille festgestellten Bühnenfigur: den großmütigen und ehrgeizigen Herrn der Welt. Nur den naiv hochfahrenden Selbstruhm des Helden, den die Renaissance-theatraliker noch nötig fanden, konnte Voltaire nimmer brauchen: sein Cäsar mußte urbaner sprechen, natürlicher, höflicher.. doch das ist mehr eine andre Ausdrucksweise als ein andres Cäsar-gesicht. Es lag ihm in diesem Drama mehr noch am pathetischen Ereignis als am heroischen Charakter.

Den Charakter des jungen Cäsar, der den Usurpator und Welteroberer erst ahnen läßt, hat Voltaire in seinem „Geretteten Rom" zu zeichnen versucht, das die catilinarische Verschwörung frei nach Sallust in Szene setzt, insbesondere das Widerspiel zwischen Cato und Cäsar. Hier behandelt er den Cäsar mit entschiedenem Wohlwollen, indem er ihm als Folien einerseits die pure Rechtlichkeit und Tugend ohne Ehrgeiz, den Cato, andrerseits den puren persönlichen Ehrgeiz ohne Gewissen und Tugend gibt, den Catilina. Cäsar ist der werdende Heros, der sein Vaterland liebt und groß will, aber groß nur für sich und durch sich. Wer sein künftiges Reich und Eigen bedroht der schädigt auch ihn, und sein Hochsinn, der nach einer Krone greifen könnte, verschmäht niedere Ränke und private Verbrechen des Wüstlings und Verderbers. In dieser Rhetorik des edlen Megalurgos dämmert eine damals seltene Ahnung vom Wesen des echten Staatsmenschen, der die Macht meisterlich liebt als das Gerät dem er die schönsten Töne entlockt und sein Volk herrisch als den Schoß woraus er zeugt. Voltaire konnte das wohl mit seinem hellen Auge in der Geschichte wahrnehmen, aber bis zur Aufhebung des alten Schemas von selbstsüchtiger Größe und selbstloser Tugend langte es nicht. Daran hinderte ihn die rationale Ausdeutung der Lebenskräfte, die alle menschlichen Handlungen

auf die im Einzelnen beschlossenen bewußten Gründe und Zwecke zurückführte.

Noch in ein drittes Drama Voltaires spielt Cäsar herein: im „Triumvirat" beschämt eine edle Römerin seinen kaltgrausamen und blutig listigen Erben Octavian durch die Beschwörung des erhabenen Schattens, ähnlich wie Cicero in der zweiten Philippica den Antonius. Sie rühmt ihm den größten Sterblichen, der durch Milde Hoheit Genie und Heldensinn sich die Gewalt verdient und durch sein blutiges Ende sie gesühnt habe.

All diese Dramen setzen Cäsars Ruhm und strahlende Weltgestalt voraus und Voltaire nennt ihn sehr oft sprichwörtlich mit Alexander zusammen als den Inbegriff des Ruhms (ja im Dictionnaire geradezu einmal um den Begriff „Gloire" zu erläutern) und den Typus der Herrschergröße. Nirgends versucht er Cäsars persönlichen Ruhm zu vermindern, wohl aber sind ihm Ruhm und Herrschergröße, besonders der Eroberer, schon selbst nimmer unbedingte Werte, und sein aufklärerischer Zweifel wie seine Humanität wendet sich manchmal gegen diesen Götzendienst und gerade gegen dessen höchst-ragende Kultbilder, eben um ihres Ruhms und seiner Gründe willen. Nur noch menschliche Tugenden und unblutige Wohltaten sollen gelten, nicht mehr blutige Schlachten und Eroberungen. Hier decken sich Voltaires Urteile ziemlich mit denen Montesquieus: dem Alexander verzeiht er seine Eroberungen wegen seiner Städte Kanäle Handelswege, wegen der alexandrinischen Zivilisation und verweist unwillig oder spöttisch einem Jean Baptist Rousseau oder Boileau die empfindsamen Schulmeister-deklamationen gegen den wahnwitzigen Weltverwüster. Alexander habe den asiatischen Barbaren Kultur und Wohlfahrt gebracht. Cäsars Kriege dagegen kannte er genauer, die ungeheuren Gemetzel in Gallien Thessalien Spanien Afrika standen seiner Phantasie näher vor Augen als die vom Märchenschimmer verhüllten Züge im fernen Asien. Von Cäsar sah er die Kämpfe deutlicher, von Alexander die Ergebnisse. Der Name Alexandria erweckte ihm wohlig helle Bilder, der Name Bellum gallicum oder civile oder die Namen der Cäsaren Tiberius, Caligula, Nero düster krasse. Um seines Ehrgeizes willen hatte ein Mann Millionen Menschen geschlachtet oder geknechtet! diese Formel kam ihm nicht aus dem Sinn und er spottet der Völker

am Rhein und in Frankreich, in Flandern und England die den Dränger ihrer Ahnen noch nach Jahrhunderten feiern. Was das Imperium Romanum für die Wohlfahrt der Völker bedeutete bemerkte Voltaire sowenig wie Montesquieu.. nur viele böse und einige gute Kaiser, nicht die Reichsordnung unter deren Schutz die Weltkultur sich vollendete. Außer den Ungeheuern auf dem Thron war für ihn das Cäsartum noch Opfer der Barbarei und Schoß der christlichen Kirche. Hier sah er keine Verdienste um die Menschheit die den römischen Welteroberer so rechtfertigten wie den mazedonischen der hellenistische Flor.

Zwar auch Cäsar gehört zu den Stiftern eines der vier großen Zeitalter: das perikleisch-alexandrische, das cäsarisch-augustische, das mediceische und das Siècle de Louis XIV. Wenn auch Eroberer, war er doch kein Barbar und unter den Mächtigen ein Muster der Bildung. Um seiner Bildungsgaben, um seines persönlichen Genies willen, um seiner Feinheit willen verehrt Voltaire, trotz der weltgeschichtlichen Heldenfrevel, bis in die sinnlichen Laster hinein den „einzigartigen Menschen", den Sieger, den Meister des Stils, den Staats- und Sprach- und Sternen-ordner, den Mann aller Weiber und das Weib aller Männer. Er scherzt einmal in einer Epistel an Friedrich den Großen.. er möge den Gebieter und das Orakel der Römer nicht, wenn er harmlose Völker metzle und zwinge, aber er habe nichts gegen ihn wenn er jung und schön bei Nikomedes liege.. eine unzart-zarte Huldigung an den mannliebigen Empfänger. Und eine neue Gnade fand Cäsar in seinen Augen: er war Freigeist. Wenn er den Pfaffen ein erhabenes und gefeiertes Beispiel für vollkommene Tüchtigkeit ohne Jenseitswahn, ohne Glaubenswut und dumpfen Gottesdienst vorhalten will, so nennt er neben der unchristlichen Tugend des heiligen Heiden Marc Aurel den begabtesten hellsten großmütigsten tapfersten und feinsten Römer, der im Senat die Unsterblichkeit der Seele geleugnet. Cäsar ist für den Geisterkönig des europäischen Rokoko ein allseitiges Genie das seine wunderbaren Gaben zum Ruhme seiner Person und zum Schaden der Menschheit verwendet, einzig an Geisteskräften Seelentugenden Sinnenlastern und großartigen Taten Freveln Schicksalen: der fröhliche gebildete gewissenlose Eroberer und Gebieter der römischen Welt.

Mehr düstrer Gesinnungsernst und enger Sitteneifer, weniger Geschmack und Gestaltenfreude, und man mußte auf der Ebene Montesquieus und Voltaires zur Verwerfung Cäsars gelangen: wie Rousseau, ein apokalyptischer Seher, der kränkliche Nachfahr Calvins, der inbrünstige freudlose herrsch- und rachsüchtige Widersacher der voltairischen Sinnen und Geistesgesittung, der doch ihrer Denk- und Redemittel mit feindseliger Meisterschaft sich bediente. Er stand zu Voltaire wie Luther zu Erasmus oder Savonarola zu Lorenzo von Medici: als der finstre Widerspruch der unbedingten Seele gegen die weltbedingte weltfrohe und weltgängige Bildung ihrer Zeit. Wie jene Reformatoren den Humanisten statt der tausend möglichen Güter und Werte das eine notwendige Heil aufzwingen wollten, so auch Rousseau. Sein Heil hieß nicht mehr Gott sondern Natur Tugend Freiheit — doch keine greifbaren wirkbaren genießbaren Lebensformen mehr sondern überschwängliche Ideale, der Menschheit beigelegte Attribute Gottes. Das Unbedingte ward jetzt vom Himmel auf die Erde verlegt, ohne seine Relation zu allem Endlichen zu ändern. Die Menschheit wurde gleichsam zu Gott ernannt und ihrer stammlichen geschichtlichen kulturellen Accidentia entkleidet. Der bedingte Einzelmensch mußte sich jetzt entstalten und entschränken, um so zur Macht zu gelangen, zur Natur an sich, zur selbstlosen Tugend, zur unbedingten Gesamtfreiheit wie voreinst zu Gott. Rousseaus Freiheit ist die Freiheit des Christenmenschen ohne Christus.. Rousseaus Natur ist das Paradies auf Erden, vollkommenes Glück ohne transzendente Seligkeit.. seine Tugend ist Heiligkeit ohne Willensabkehr und Entselbstung.. seine Menschheit ist die Civitas Dei ohne Himmel und Weihe: kurzum, ein paulinischer Trieb ersetzt hier mit stoisch römischen Idealen die christlichen Glaubensinhalte, indem er die christlichen Werte säkularisiert, die stoischen idealisiert, das heißt aus der gelebten Haltung auserwählter Weisen und Helden zu einem verbindenden Gesetz für Alle oder vielmehr für die Gesamtheit macht, aus dem geheimen echtchristlichen Wunsch und Wissen der Unerfüllbarkeit. Die Erlösungs-religion bedient sich hier heidnischer Bilder welchen nur in einer Erfüllungs- d.h. Gestalten-religion Sinn und Bestand bliebe. Die katholische Kirche hatte Gott verstaatlicht, der Protestantismus hatte Gott und Staat wieder getrennt, Rousseau brachte

die Transzendenz in die Gesellschaft und bereitete die Vergötzung nicht der Herrschermacht, sondern des Volks, der Gesellschaft, der Menschheit.

Die Menschheit, die Tugend, die Freiheit hatte Cäsar vor solchem Richter beleidigt, als Eroberer Genußmensch und Tyrann.. und die Gegenwerte die ihn bei Montesquieu und Voltaire gerettet, Genie, hohe Bildung und Freigeisterei, hatten für Rousseau, den Grundsatz-eiferer und Kultur-hasser kein Gewicht mehr: sein Ruhm selbst, ein Ergebnis der mürben Zivilisation, galt als Makel! Ähnlich wie die frühen Christen gegen den heidnischen Kaiserglanz fühlte Rousseau: lieber Cato mit zerrissenen Eingeweiden als Crösus mit seinem Reichtum und Cäsar mit seinem Ruhm. Und so weit ist er verchristlicht, daß er Cäsars Seele bereits nimmer lesen kann: er behaftet ihn mit dem bösen Gewissen, eine Rache die keiner der bisherigen republikanischen oder sittlichen Widersacher Cäsars hätte nehmen können, soweit er von der Antike auch nur einen Hauch verspürt hatte, weder Poggio noch Macchiavelli noch Montaigne und Montesquieu. Höchstens Hans Sachs war dazu fähig, doch genügte diesem der gewaltsame Tod.

Rousseaus Cäsar-haß verrät damit zugleich seinen Ursprung aus dem Ressentiment einer kranken, gedrückten und glühend ehrgeizigen Seele, die vergiftet was ihr unerreichbar ist: leichten und freien Wandel, hohen Stil des Tuns und irdische Macht — alles was Cäsar verkörpert. Auch am Alexander rühmte Rousseau geflissentlich nur den Glauben an die Tugend, die er durch sein Vertrauen in den verdächtigten Arzt bewährt. Doch war Alexander schon seit Montesquieu von den schlimmsten Flecken gereinigt und durch seine Reue Keuschheit Schwermut und romantische Ferne ohnehin dem Tugend-ressentiment Rousseaus erträglicher als der feste und helle Venus-enkel.

Cäsars Feinde, der strenge starre Cato und der ernste schwere Brutus, bekamen jetzt neue Ehren durch ihre Geste und Stimmung, nicht nur durch ihre römische Tat und sittliche Tugend. Sie wurden Gemüts-vorbilder für den grämlichen Feind des festlichen Daseins. Michelangelo hatte in Brutus die Schwermut einer titanischen Spannung gefeiert, Shakespeare die Würde eines tragischen Schicksals, Rousseau entdeckte in Schwärmern dieses Schlages

die Liebe der „Tugend", das heißt den Haß der Freude.. die Liebe der „Menschheit", das heißt den Haß des Menschen und der Menschen.. die Liebe der „Freiheit", das heißt den Haß der mächtigen Größe. Doch füllten die reichsten Jünglingsherzen, Goethe und Schiller, Hölderlin und Napoleon, gerade seine glühende Leere mit ihren Liebes- und Helden-gesichten.

Kein Wunder aber auch daß Rousseaus dröhnend laute und leidenschaftlich werbende Stimme gerade bei dem Kleinbürgertum empfängliche Ohren fand. In Frankreich rief er den gequälten Mittelstand zum Befreiungskampf gegen der Mächtigen Druck, der Stolzen Mißhandlungen, den Übermut der Ämter.. in Deutschland befriedigte man sich an seinem Gefühlsschwall und Gesinnungsdrang, froh der beredteren Gründe und der höheren Bilder die er dem geduldigen Unmut der Untertanen wider die Obrigkeiten bot. An römisch fernen Tyrannenmorden und an unverbindlich allgemeinen Freiheits-idealen hielt man sich schadlos.. die harte und nahe Tat brauchte man nicht, wenn man das schwellend hehre und weich berauschende Wort oder den gediegen sicheren Grundsatz und das gute Gewissen der Tugend hatte. Für Klopstock und seinen Troß, die Hainbündler, wurde der Mord Cäsars zu einem poetischen Gleichnis der Freiheit die sie meinten, aber nicht wollten, und die Tugend des Brutus zu einem Sternbild an dessen Pracht sie sich freuten ohne es zu begehren. Zwar auch Cäsar wird ihnen nicht so entwertet wie dem leidenschaftlicheren Hasser und gequälteren Neider Rousseau, der die Tat wollte und Rom noch gegenwärtiger spürte. Mindestens Klopstock hatte außer seinem jugendlichen Tugend-pfaffentum ein unverwüstlich männliches Würdegefühl für jede Art antiken Ruhms: „So groß war Cäsar, daß er nur Brutus nicht glich."

Er empfand reiner als Rousseau daß zum Adel des Brutus auch die Hoheit seines Opfers gehöre. Er war kein Feind der Bildung und ehrte wie Voltaire und Montesquieu den klassischen Stil des Tuns und Sagens auch im Tyrannen. Er spürte von Shakespeares Julius Cäsar den Schicksalschauer des Cäsar-mords, nicht nur den Tugend- und den Freiheitswert. Er empfand als gefühlvoller Deutscher nicht nur den Gegensatz zwischen Cäsar und Brutus sondern auch die Spannung. So blieb ihm Cäsar zwar blutiger Eroberer, un-

gerechter Zwingherr, überdies welscher Bedroher der freien edlen keuschen Germanen, doch auch großer Geist, antiker Heros und feierliches Opfer der Freiheit, ein Mahl der Götter, nicht ein Aas für Hunde.

Diese Gesinnung rang dann in Deutschland mit der rückhaltlosen Feier reichen Menschentums, mit dem „Geniekult", den der junge Goethe zwar nicht geschaffen, doch ermächtigt und verherrlicht hat. Bei Herder und bei dem jungen Schiller werden wir dem Kampf zwischen den rousseau-klopstockischen Brutus-gefühlen und der goethischen Cäsar-sicht noch begegnen, in die Shakespeares tragischer Welthauch und Friedrich des Großen überwältigende Herrschergestalt bereits eingewirkt haben. Das sind Wiederkünfte des petrarkischen Humanismus, wie Rousseau und Klopstock Nachschübe Calvins und Luthers.

Auch ein Nachzügler des Hans Sachs fehlt nicht: Bodmer hat die Bürgerei des lutherischen Reimers aus der Tonart Luthers in die Tonart Rousseaus übersetzt mit seinem politischen Trauerspiel Julius Cäsar. Cäsar, ein frecher bösartiger niederträchtiger Sultan, spricht in dürren Sätzen aus was der biedere Schulmeister und tyrannenfeindliche Ratsherr über ihn denkt: er schwört allen Männern von Verdienst und Ehre tödlichen Haß, seine Güte ist Maske, dem Cicero schmeichelt er und wünscht ihm den Tod.. das Los der Römer soll sein wie der Tiere, mechanischer Trieb Gehorsam Züchtigung.. nur Pöbel will er dulden, die Freiheitsschwärmer hinrichten oder als Soldaten listig in den Untergang schicken, sein Pferd soll man anbeten, alle Weiber ihm preisgeben: kurz, ein wüster Unmensch aus dem Puppentheater, den sämtliche Greuel der Despotie überhaupt, des Cäsarentums, des türkischen Serails und der französischen Hofverderbnis belasten. Eine Fratze des deutsch-bürgerlichen, protestantisch-pfäffischen und literarisch-empfindsamen Tyrannenhasses nach Rousseaus Vorschrift.

Wer zur Zeit Voltaires und Rousseaus Cäsar erwähnte, einerlei in welchem Sinn, dachte meist schon an den erstaunlichen König der Europa in Atem hielt: Friedrich der Große erinnerte über achtzehn Jahrhunderte hinweg durch die einzige Verbindung von Feldherrengröße Herrscherkunst und Schriftstellergenie wieder an den Römer, wie kein voriger Name der Geschichte: denn allen Seines-

gleichen fehlte entweder die europäische Bildungshelle oder das Ausmaß und die Wirkung oder der Reiz einer zugleich unheimlichen anmutigen und furchtbaren Person. Der einzige Herrscher seit Cäsar der ihn — nicht an spezifischen Talenten doch an allseitigem Genie und Zauber — erreichte, ja überbot, sein staufischer Namensvetter, war dem Gedächtnis der Aufklärung entschwunden. Ohne Cäsars reinen Stil, freudigen Schwung und kosmische Fülle, ohne die römische Wucht und gestaltige Dichte, ohne den antiken Einklang von Welt Werk und Wesen, hat Friedrich doch mitten in das weiche müde späte Rokoko wieder die Heldenstärke und den Schicksalsschauer gebracht den es eingebüßt hatte über der Pflege der gesitteten Gesellschaft und der tugendhaften oder gebildeten Seele.

Mit seinem Staatswillen reichte der preußische Eroberer bis in die Schichten hinab aus denen das Römertum stammte und sog aus Ursprüngen die seinem Bewußtsein und seinen Gefühlen so fremd waren wie dem übrigen Rokoko. Es unterscheidet ihn von Cäsar und Napoleon zum Nachteil seiner Monumentalität, daß seine Kräfte und seine Bildung, sein Blut und sein Geist verschiedenen Bereichen angehören. Als Schriftsteller ist er ein Schüler Voltaires, als Feldherr und Staatsmann ein Bruder Cäsars, und wenn ihm auch seine Herrschererfahrungen eigene Inhalte und Stoffe geben, und sein königlicher Verstand bis in seine matten Verse hinein sich kaum verleugnet, so sind doch seine Worte und Gedanken zu flach und zu glatt um sein Selbst auszudrücken: er schreibt nicht in seinem eigenen Stil, nicht in dem Stil worin er handelt und leidet und womit er Europa und Deutschland wieder staats- und schicksal-sichtig gemacht hat. Seine Schriftstellerei ist nicht, wie die Cäsars, eine Funktion seines Tätertums sondern (ebenso wie seine Musik) der Zuwachs, das Sondertalent eines Liebhabers der eigentlich und wesentlich Feldherr und Staatsmann war. Wenn man sie wegen ihres gewaltigen Umfangs und ihres hohen Niveaus über die Cäsars stellen wollte, dessen Kriegsberichte doch nur der „kleine Ausschnitt einer ruhmvollen Existenz" seien und nur der Politik dienten, so übersieht man gerade ihren Mangel im Vergleich zum antiken Vorbild: Cäsar war Weltmensch in seinen Commentarien wie in seiner Politik und drückte überall

sein ganzes Wesen und seine ganze Welt aus, Friedrich war Privatmann in seinen Schriften und Weltmensch in seinen Taten, und nur in seinen Taten ganz er selbst, ein tiefer Wirkungs-wille .. in seinen Schriften bald ein mäßiger Gefühls- und Klugheits-reimer vom Schlage des Lamothe oder des Jean Baptist Rousseau, bald ein „Philosoph" aus der Schar der Enzyklopädisten, bald ein Memoirenschreiber wie Retz und Larochefoucauld, nur mit größerem Stoff, bald ein Lehrer der Kriegskunde wie Herzog von Rohan oder Folard, nur mit reicherer Erfahrung, immer gescheit und gewandt, nie ursprünglich und noch in der Wiedergabe eigener Erfahrung bestimmt bald durch die Lehren bald durch die Formen Voltaires, auch da wo er ihm widerspricht. Wenn man von Cäsar nichts besäße als seine Commentarien, so bekäme man zwar nicht die volle Vorstellung seiner Art, aber keine falsche.. dasselbe gilt von Napoleon, ja noch von Prinz Eugen und von Bismarck. Wären uns von Friedrich nur seine Schriften erhalten und wir wüßten sonst nichts von seiner Geschichte, so stünde vor uns ein vielseitig angeregter und begabter, erfahrener und überlegener, witziger und empfindsamer, oft eitler und geschwätziger, oft zynischer und skeptischer Jünger Voltaires, der sich bis in die Kriegskunde hinein mit offenen Augen umgetan, aber kein leidenschaftlicher heroischer Dämon, und das war der wirkliche und der richtige Friedrich. Das andere war zwar kein kleiner Ausschnitt aus seinem Gesamtdasein, nur dessen dünner Firnis. Nur in einzelnen Briefen, meist aus den Unglückswochen des siebenjährigen Kriegs, bricht er durch. In seinen bissigen Antworten auf Eingaben spricht bald der harte Despot bald der witzige Zyniker, selten das gebieterische Genie das einen kleinen Staat aus dem Druck der furchtbarsten Übermacht gerettet und erhoben hatte.

Wenn die Zeitgenossen, Voltaire voran, ihn mit Cäsar verglichen, so bemerkten sie weniger die Art als den Umfang und die Stärke dieses Genies, weniger den Riß zwischen seinem Herrschertum und seiner Literatur als deren unglaubliche Verbindung, weniger den Stil seiner Taten als ihre Erfolge, weniger die Form seiner Schriften als ihre Gesinnung. Er war Eroberer und Weiser, heldenhaft und aufgeklärt, furchtbar und human, Täter und Melder seiner Geschichte: das genügte für den flachen Blick um ihn an Cäsar zu

rücken. Friedrich nahm von früh auf den Vergleich gerne hin und sich geflissentlich als den Nachahmer Cäsars, wenn er auch einmal abwehrte: er sei nur ein Schuljunge neben Alexander und nicht wert Cäsars Schuhriemen zu lösen. Dies gehörte zu der Höflichkeit des feinen Mannes, ob er innerlich den Unterschied anerkannte oder nicht. Auch als König war er zu sehr aufgeklärter Gesellschaftsmensch, um sich mit solch herrischem Stolz neben die mythischen Halbgötter zu stellen wie Napoleon, der sich selber mythisch fühlte, oder mit dem Anspruch der göttlichen Weihe wie die mittelalterlichen und katholischen Könige.

Zugeständnis an die Aufklärung der Montesquieu und Voltaire, leise selbstgefälliges Spiel mit ihr, und in späteren Jahren der zynische Zweifel des vielgequälten Verächters auch der Größe sind gelegentliche Ausfälle Friedrichs gegen das Handwerk und den Ruhm der Eroberer und sein Vorzug der friedlichen Musen. So schmeichelt ja Cäsar selbst einmal dem Cicero, indem er den Zuwachs des Geistes höher stellte als die Mehrung des Reiches, und ähnlich huldigt sogar Napoleon der Akademie. In seinem Anti-Machiavell mag der Kronprinz noch gutgläubig und ohne Ziererei den Wohlfahrts-ideen Montesquieus seine Heldenverehrung geopfert haben. Er rügt Cäsars Staatsstreich.. auch später findet sich hie und da ein Ton aus Cicero oder humanitäre Anklage der ehrgeizigen Eroberer. Doch um ganz seinen bewunderten Literaten zu folgen, dazu war Friedrich später zu sehr Fachmann als Gebieter und Feldherr.. und wie sehr er sich auch als Diener seines Volkes gab, zu sehr Gewaltmensch und Schöpfer. Wenn schon den Voltaire sein Geschmack zu Cäsar hinzog und die Freigeisterei ihn mit dem leidigen Eroberer verband, so kam bei Friedrich noch die Brüderschaft des Helden und das Verständnis des Staats- und Kriegshandwerks dazu, um Einwände der Menschheits-anwälte oder gar der Freiheits- und Tugend-schwärmer zu entkräften. Kein Machthaber, selbst kein legitimer König, hat jemals Cäsars Willen und Werk im Ganzen ehrlich verleugnet, obgleich manchen Irrtum oerd Mangel daran gerügt. Auch für Friedrich blieb Cäsar das immer wieder studierte Vorbild der Kriegskunst, der Inbegriff des Ruhms, und der trotz aller Bürden und Ermüdungen ersehnten und verehrten weltlichen Größe, der Eroberer und Herrscher ohneglei-

chen, jedem andren, sogar Alexander, überlegen durch seine stete Milde, seine vollkommene Bildung und seinen freien Geist. Nur den Marc Aurel, den wahren Herrscher-weisen, liebt er noch mehr, doch als philosophisches Ideal, nicht als geschichtlichen Meister. Cäsars einsame Büste schmückt sein Arbeitszimmer in Sanssouci und bis in seine letzten Tage hinein beschäftigt kein andrer Mann so oft sein Gedächtnis.

Wie der junge Ludwig XIV. den Alexander verkörpern wollte, so prägten sich selbst die Züge des märkisch harten, französisch feinen und germanisch tiefen Rokoko-königs nach dem klassischen Vollender der römisch-hellenischen Welt. Das Gemeinsame ist die Eintracht von zartem Geist und gewaltigem Willen. Wohl ist in Friedrich schon christliche Spannung und Unruhe, nimmer die marmorne Schlichtheit, doch Stärke Feuer Helle Weite Feinheit hatte kein Herrschergesicht seit dem Altertum mehr den Menschen gezeigt wie dies. Eine Erscheinung aus der verschollenen, oft angerufenen, viel gewußten, kaum geglaubten, nie gesehenen heroischen Vorwelt stand der greise König vor seiner schwächeren Zeit, bestaunt vergöttert verwünscht und fremd.. behaftet mit vielen vertrauten Zügen, ein Cäsar mit Zopf und Krückstock, Alexandrinern und Flötenspiel, Lakaien und Windhunden, eine Schicksals- und Naturgestalt in der Luft des Watteau und Voltaire, der sichtbar große Mann, nicht nur der gute weise kluge, nicht nur das Genie. Er weckte mehr als alle Bücher und Wünsche den Sinn für Cäsar und seine Art.

Die neuen Gedanken und Ereignisse auch des 18. Jahrhunderts sind umlagert von Monographien der Anwender oder Widersacher. Gegen Montesquieus Angriffe wurde Cäsar, nicht mit ausgesprochener Polemik, doch mit deutlicher Absicht, verteidigt in zwei redseligen Biographien untergeordneter Anwälte des Herrschertums. Sieur de Bury in Frankreich widmete sein zweibändiges Werk mit einer Abhandlung über die Freiheit der Madame Pompadour, Giuseppe Maria Secondo in Italien dem bourbonischen König von Neapel seine drei dicken Bände. Beide Werke sind umständlich geschrieben und dienen ohne neue Gesichtspunkte und Tatsachen dem Nachweis daß die Monarchie die heilsame Verfassung sei und daß Cäsar in jedem einzelnen Fall das Nötige und

das Richtige getan habe, als ein Ausbund aller Herrschertugenden. Burys Buch wurde wenig gelesen und in Melchior Grimms Briefwechsel verächtlich behandelt, weil seine Tendenz den Enzyklopädisten zuwider war, ohne daß es ihnen als schriftstellerische Leistung Eindruck machte. Das italienische ungefügig dicke Werk scheint spurlos vorübergegangen und bald verschollen zu sein. Beide blieben weit hinter den Ansprüchen an Stil und Geist zurück woran Montesquieu und Voltaire ihren europäischen Leserkreis gewöhnt hatten.

Dagegen fand teils um ihres Gelehrtenfleißes teils um ihrer tugendhaften und freiheitlichen Gesinnung willen die Cicero-biographie des Reverend Middleton europäischen Beifall. Middleton ist ein unbedingter Anhänger, ja fast Anbeter seines Helden und macht sich dessen sämtliche Urteile zu eigen. Auch den Cäsar sieht er völlig mit Ciceros Augen, als ein Wunder von geistigen und seelischen Gaben und als den schlimmsten Frevler Verderber und Verwüster. Nur bringt Middleton sein Urteil pfäffischer und schulmeisterlicher vor als Cicero.

Die Feldzüge Friedrichs des Großen gaben der Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte einen neuen Schwung, der auch dem von Friedrich selbst anerkannten Großmeister des Handwerks zugute kam. Begeisterte Bewunderer wie Turpin de Crissé, bedächtige Kritiker wie Quintus Icilius oder Puységur, emsige Mäkler wie Pécis wendeten die Erfahrungen des Siebenjährigen Kriegs auf die cäsarischen Berichte an, meist in Form erläuternder Übersetzungen. An Umfang und Genauigkeit überbieten diese Facharbeiten alle früheren weitaus. Dem geschichtlichen oder menschlichen Ruhm Cäsars haben ihre militärischen Analysen nichts hinzugefügt, so wenig wie die Bemühungen der Philologen um einen immer mehr gesicherten Text der Commentarien.

Über die bloße Handwerkskunde wie über das bloße Salon- oder Schulgerede hinaus wirkten die Strahlen Friedrichs, und durch diesen hindurch Cäsars, auf jenen bestgeratenen Edelmann seiner Zeit, den Prinzen von Ligne, der ohne schöpferisches Genie und überhaupt ohne auffallende, herausfallende Sondergaben doch das fridericianische Heldentum, die abgefeimt gute Sitte der alten Gesellschaft, die voltairische Bildung, die neue Humanität ohne Schwär-

merei und Getue in seinem reinen freien leichten Wesen wunderbar ausglich — kein großer doch ein vollkommen richtiger Mensch, gut und stark, zart und fest, hell und dicht. Es ist kein Zufall daß dieser glückliche und beglückende Letztling und Liebling des Zeitalters das sich in Mozart aussang den Julius Cäsar noch einmal verehrte wie er vielleicht nie wieder verehrt worden ist: nicht als Meister oder Führer oder Mythus oder Wunder, sondern eher als eine monumentale Urform seiner selbst: Vorbild weniger des Tuns als des unwillkürlichen Wuchses. Cäsar verewigte das als weltgeschichtlicher Heros was Prinz von Ligne sich der Art wenn auch nicht dem Grad nach fühlte.. er war die Gottheit zu Lignes Menschentum, wie ja zu jedem menschlichen Trieb der Mythus oder die Geschichte eine göttliche Gestalt vor-geprägt hat.

Menschheit und Person waren die beiden Forderungen des Zeitalters: die eine von Rousseau am lautesten verkündet, die andre von Friedrich dem Großen am hellsten verkörpert. Das Deutschtum, von jeher schwächer als die Nachbarn gebunden durch das Mittel zwischen Ich und Menschheit, das Volksgefühl, von jeher bald den unbedingten Punkt bald das unbegrenzte All oder Gesamt suchend, individualistischer und universalistischer als andre Nationen, ward auch jetzt wieder der Kampfplatz beider Züge und hatte die Spannung zwischen beiden am tiefsten zu leiden, empfänglicher als die zweck-mäßigen Franzosen für die ganze Weite von Rousseaus Anspruch, und am nächsten betroffen von der Gewalt Friedrichs. Nicht Friedrich hat erst das Nachdenken über den Wert der Person geweckt: der Protestantismus hatte schon jeden erzogen sein besonderes Seelenheil unendlich wichtig zu nehmen, aber erst er hatte in diese ichgenügsamen oder -ungenügsamen Zustände eine unausweichbare Geschichtsmasse geworfen, nach Goethe den Deutschen einen nationalen Gehalt gegeben: denn „Luft die wir atmen bringt nur der Lebendige". Nicht aus Büchern konnten die Deutschen erfahren wie Geschichte geschaffen wird, eh sie einen Schöpfer leibhaftig am Werk sahen, und mochten ihre Gedanken ihn einbeziehen oder umgehen: sein Schicksalshauch, sein Geschichtswind durchdrang noch die einsamen Arbeitszimmer Kants und Herders, auch ohne nachweisbare Einzelstöße. Mit Recht hat Kant dem König gedankt, mit Grund hat Goethe seinen Taten den

Aufschwung deutschen Geistes trotz seiner Kälte und Taubheit zugeschrieben: er ist kein Gärtner gewesen, aber ein Wetter.

Der Prophet des erwachten Geschichtsinnes in Deutschland ist Herder. Er hat sich nicht wie die Franzosen an Fragen der Gesellschaft entzündet sondern an Fragen der Gottheit. Von entgegengesetzten Seiten her gelangten sie zum Nachdenken über die Menschheit. Die Franzosen wollten unter äußerem Druck die Rechte des Volkes feststellen. Die Geschichte bot ihnen dazu Waffen und Stützen. Der Deutsche wollte unter einem inneren Drang die Bestimmung des Menschen nach dem Willen Gottes ergründen und erforschte, über die zu eng gewordene biblische Kunde hinaus, Gottes Wirken in der ganzen raum-zeitlichen Schöpfung: der Makrokosmos erhellte ihm den Mikrokosmos, die Geschichte der Menschheit das Wesen des Menschen. Wir haben diese Arbeit nicht zu verfolgen — genug, Herder ging aus vom einzelnen Menschen, der ihm von vornherein ein unendlich reicherer Wert und ein viel geheimnisvollerer Gehalt war als den gesellschaftlichen Franzosen, selbst als dem Einsiedler Rousseau.. dessen Einsamkeit war kein Ursprung sondern ein erzwungener Gegensatz zur Geselligkeit, genau wie seine Natur keine Schöpfungsfrische sondern ein Grenzschutz gegen die Zivilisation. Rousseaus Menschheits-gedanken entwerteten, trotz ihrer großen Werbekraft, in dem deutschen Menschheits-seher doch nicht das besondre, zumal das geniale schöpferische Menschentum, woraus er Gott und Menschheit am deutlichsten vernahm. Herder versöhnte Menschheits-dienst und schöpferische Selbstigkeit, gesellschaftliche Wohlfahrt und persönliche Bildung, Natur und Kultur, Gegensätze die Rousseau unvereinbar meinte.

Herder hat zuerst die Geschichte der Menschheit selbst als ein inneres Werden, d.h. als natura erlebt, nicht mehr als die Mache eines Urhebers, nach deren Gleichnis dann auch Staat, Kultur und Religion als Willensergebnisse der Menschen erschienen. Damit schon sah er Natur und Kultur zusammen und nahm vom Sternenhimmel bis zum Hausgerät, vom Gottesglauben bis zum Geschäft, von den Werken Shakespeares bis zum Gestammel der Kinder die geistige Einheit des wachsenden Lebens wahr, vor der die Trennungen Rousseaus verschwanden. Diese sich entwickelnde Ge-

schichts-Natur, eine pantheistische Gotterfahrung kraft inneren Werde-drangs, ist Herders neuer Gedanke, erweitert aus Hamanns Winken zur umfänglichsten Welt-sicht die Europa bis dahin gekannt. Rousseau gab ihm keine Ursprünge sondern höchstens einige humanitäre Gefühle und Ziele, keine Metaphysik sondern Metapolitik.. die Menschheitsrechte, nicht die Menschheitsgeschichte, ließ Herder sich von dem französischen Redner formulieren — sein Bild der Menschheit selbst ist ihm eigen und sein Gefühl für ihre Geschichte kommt aus deutschen Bedingungen. Es wäre vor dem Wirken Friedrichs zwar eine Geschichts-konstruktion, aber kein frisches Geschichts-gefühl der herderischen Art in Deutschland möglich gewesen.. oder es hätte sich vielleicht in den Raumbildern eines Spinoza oder Leibniz ausgelebt, nicht in der dynamischen Zeitsicht eines Herder.

Indem Herder das All von innen heraus nachspürte und seinen Werdungen bis in ihre Einzelformen hinein nachging, kam er zugleich über Nutzen und Moral hinaus und entdeckte eine neue Gerechtigkeit der Erscheinungen. Da er freilich nicht der formumformende Lebensgeist selber war, nur dessen zeit- und raum- und leibbedingter Nachdenker, so behielt er seine unwillkürlichen Zu- und Abneigungen. Statt zu richten und zu sichten, suchte er wenigstens zu erklären. Wo er nicht lieben und bewundern konnte da ehrte er den Werde-geist doch noch durch die Frage woher diese Mängel, jene Krüppel gekommen, wie sie kommen konnten, statt ihn nach der Art der Nützler und Verständler zu beleidigen durch die Frage wozu sie gut oder warum sie so unbrauchbar seien. Er sieht wie niemand vor ihm mit den Erscheinungen zugleich ihren besonderen Erscheinungsgrund und ihren einmaligen Erscheinungsakt, nicht nur ihr allgemeines Gesetz — Sitten- oder Naturgesetz — und den wandellosen Raum dem sie sich ein- und abheben. Damit ist überhaupt die Geschichte erst ganz frei von jeder Heteronomie, sei es der Moral, der Metaphysik oder der Politik, vielmehr werden all diese Wertreihen selbst, wenigstens grundsätzlich, zu Geschichts-erscheinungen. Was Petrarca begonnen, indem er die Geschichte aus der Fron der Theologie herausführte und sie zur Helferin des richtigen Tuns und schönen Redens machte, das vollendete Herder, indem er sie selbst auf den alten Thron der

Theologie setzte, und das ganze All als Geschichte begriff: durch ihn ward Geschichte die Königin und Führerin der Wissenschaften, der geradeste Weg der Welterfassung.

Dabei behielt Herder die empfindsamen und willensscheuen Gefühle seiner Umwelt. Wenn er auch alles gewahrte, so betrachtete er doch lieber das stille Reifen als das stürmische Geschehen, lieber das geduldige Wirken als das gewaltige Schaffen, lieber das gerundete Gebild als die prägende Tat. Bei den Griechen, dem Kunstvolk, wird ihm wohler als bei den Römern, dem Staatsvolk, doch ehrt er beide als Gewächse verschiedener Naturäcker und Schicksalsstriche. Den Widerwillen gegen den Eroberer teilt er gefühlsmäßig mit seinen humanitären Zeitgenossen, doch ohne die sittenrichterlichen und verständlerischen Ausfälle: er ahnt die Naturnotwendigkeit solcher Raubtiere Erdbeben Stürme und beklagt nur als weicher Mensch daß das Werden ihrer bedarf. Er hält sich schadlos durch den wollüstig wehmütigen Blick auf das ganze flutende Meer des Alls, in dem auch die Cäsar und Alexander nur einzelne Schaumkämme und Wellenspritzer sind.. durch die spinozistische Ruhe vor den Akzidentien der Substanz.

Doch gerade er hat für diese Akzidentien, für die Individualitäten, für die Einmaligkeiten reges Gefühl, oft scharfen Blick. Selbst den Cäsar, vor dessen blutigen Schlachten sein mildes Herz schaudert, wie vor der ganzen römischen „Dämonengeschichte", kennzeichnet er mit drei gesichtigen Worten, knapp und wahr wie kaum ein Cäsar-bewunderer vor ihm, geschweige die Cäsar-hasser. Seine Haltung: die unverwüstliche Heiterkeit mitten im Tatensturm.. seine Seele: die Großmut und den leichten Sinn.. seinen Rang: das Recht auf die Weltherrschaft. Gütig, munter, umfassend nennt er den Geist Cäsars, den er für alle Jahrhunderte dem höchsten Thron der Erde wie seinen Namen wünscht, und bezeichnet damit gerade die drei Gaben Cäsars die ihn dem Zeitalter der Humanität teuer machten.

Cäsars Ermordung hält Herder für ein tragisches Unglück, das mehr Gutes als Böses verhindert habe. Von dem engen Tyrannenhaß der Freiheits- und Tugendpfaffen hält er sich rein, er kennt die Kräfte der Geschichte zu tief, um sie allgemeinen Grundsätzen oder leeren Idealen zu opfern. Des Brutus ernste Gestalt, sein Glaube an

die Freiheit und sein Leiden für einen hohen Wahn, seine Schicksalsstimmung hat den Geschichteseher und den dichterischen Seelenspürer, den empfindsamen Melancholiker Herder ebenso angezogen wie vor ihm den Michelangelo und Shakespeare, nach ihm Goethe und Nietzsche. Ihnen war Brutus nicht der Vertreter oder gar die Allegorie eines allgemeinen Wertes, sondern der Träger und Ausdruck ihnen vertrauten besondern Zustands. Auch Herder mußte nicht Cäsar hassen, um Brutus zu lieben, im Gegenteil: erst Cäsars Größe steigert das Opfer das Leid das Edeltum des Brutus das er liebte. So hat er Shakespeares „Julius Cäsar", mit seinem untrüglichen Sinn gerade für dichterische Schwingungen und Spannungen begriffen und daraus einen Operntext gezogen. Das Gemüt und das Schicksal des Brutus, der seinen Freund, den herrlichen Mann umsonst erschlägt, hat er nach Shakespeares Wink vergegenwärtigen wollen, freilich nicht als weltgeschichtliche Heldentragödie sondern als Gemüts-melodram, zugleich als Elegie über den Erdenjammer.

Um himmlische oder dingliche, pragmatische oder empfindsame Zumutungen an die Geschichte abzuwehren, um ihren innewohnenden Eigenmächten gerecht zu werden, hatte Herder das meiste getan: nur um die eigentlichen Helden, die „Geschäftsführer des Weltgeistes", die tätigen Verwandler so echt zu erleben wie die leidenden Wachstümer und die Wirkungskräfte, fehlte ihm das herrische Schöpfertum, die starke Natur. Erst diese erfuhr im Innern was es heißt, vom gegebenen Punkt aus, mit dem unbedingbaren Ich sprödes Draußen zu zwingen zu prägen zu bilden. Solch ein Wesen ward Herders Schüler.

Als der junge Goethe in Straßburg Herder begegnete, war sein ungeduldiges Selbstgefühl schon erwacht, ohne einen gemäßen Wirkungs- und Formenraum. Herder erst gab ihm Geschichte als Stoffbereich Ausdrucksmittel Zeichensprache. Denn nach seiner Anlage war Goethe geschichtsfremd, fast -feindlich, ein Bildner der die Fülle des Lebens eher in der Natur und in der Seele faßte als in Taten und Leiden der Völker, eher im Werden als im Geschehen. Aber in seiner regsten Durchbruchszeit, begierig nach jeder Eröffnung und Weitung, beklommen von der Enge bürgerlichen Daseins in Gesellschaft Kunst und Wissen, bedürftig nach eben-

bürtigen Sinnenbildern seines sprengenden Schöpferdrangs, folgte er dankbar dem geflügelten Führer durch die Reiche der Welt. Erst Herder hat ihm in der Geschichte die Natur und die Kultur gezeigt, die seiner Sehart entsprach: zunächst das Wachsen und Weben der heimischen Bildung, die fruchtbare Vorzeit deutschen Volks woraus er mit dumpfen Wurzeln schwellende Säfte sog.. darüber hinaus dann die Werke in denen Weltgeschichte als dichterisches Wort erschien, Homer Bibel Shakespeare. So ward ihm Geschichte entsprödet. Dann aber suchte der junge Titan in dem frischen weiten Gebiet rasch was ihn zuvörderst anging und woran seinem Lehrer minder gelegen war: den großen Menschen.. nicht eigentlich den heroischen, den politischen, den die Geschichte zumeist verewigt, sondern den schöpferischen, gleichsam die Grundform der Größe noch vor allen Mitteln und Stoffen. Den fühlte Goethe sich verwandt und den spürte er als sein dichterisches Gleichnis überall auf wie mit Wünschelruten: in der Kunst wie in der Religion, in der Sage wie in der Historie. Der Schöpfer im Kampf mit der zu engen zu schwachen zu dumpfen Welt, das ist sein dichterisches Gesicht, seine dichterische Aufgabe von Straßburg bis Weimar. Unter den fruchtbaren Sinnbildern dafür fand er, neben dem Titanen Prometheus, dem Propheten Mahomet, dem Heiland Jesus, dem Magier Faust, auch den römischen Helden Cäsar: alle sind Riesen und Schöpfer, Gegner und Opfer der gültigen und fertigen Mächte.

Wir haben hier nicht die Geschichte dieser Pläne zu wiederholen sondern nur die Gesinnung zu verstehen der sie entstammen. Sie ist der äußerste Gegenstoß gegen die Gesinnung Rousseaus, doch sie hat die Stimmung, ja die Frage Rousseaus in sich aufgenommen. Die Stimmung: der Weitenhauch, Zug und Flug hoch über den Gesellschaftsräumen und -spielen, die Nacktheit, der Ernst und die Wucht der Entscheidungen, der menschheitliche Eifer, all das ist europäisches Rousseautum, durch Herder verdeutscht, zu Goethe gelangt. Der Leipziger Goethe atmet noch im Klima Voltaires, der Straßburger und Wetzlarer im Klima Rousseaus. Und erst Rousseau hatte die Frage „Menschheit oder Einzelner“ die schon den Montesquieu und Voltaire anging, so laut und unausweichbar gestellt, daß sie jeder beantworten mußte. Der freudige deutsche Bild-

ner entschied sich anders als der leidvolle Genfer Prediger: für das schöpferische Selbst. Dies hatte er, dies gewahrte er, damit wirkte er.. die Menschheit war dem Künstler, dem Sinnenmann ein leeres Wort, und mehr nannte er nicht sein als den Kreis den seine Wirksamkeit erfüllte. Diese Entscheidung für die Autonomie der schöpferischen Seele kam nicht aus Menschheitshaß sondern gerade aus freudiger Fülle des Herzens, reich genug die Fremdschaft zu durchfluten mit seinem Eigen. Rousseaus Entscheidung zugunsten der Menschheit kam gerade aus dem Ekel und dem Fieberdurst, aus dem Leiden am Ich, das sich heilen wollte im möglichst Weiten Hohen Fernen Andern. „Le moi est toujours haïssable": so wie der kranke Pascal, der in der Gottheit Heil und Heilung wollte, empfand auch der kranke Rousseau, als er in die Menschheit überschwang oder untertauchte. Rousseau ehrte das fernste Ziel, Goethe den festesten Grund, der eine ordnete die Welt nach dem was ihm fehlte, der andre um das was ihm eignete.

Auch als der junge Goethe den Cäsar fand, im Shakespeare oder im Plutarch oder in den Commentarien, lockte ihn daran nicht so sehr das Andre als das Verwandte: nicht Römermacht Römerstolz, am wenigsten Römerstaat, Senatus Populusque Romanus, Konsuln und Imperatoren mit dem Pomp von Purpur Lorbeer Schwertern und Beilen, nicht Schlachten und Triumphe mit dem Getümmel blutigen Steigens und Stürzens, sondern nur die Gestalt, mehr noch die Seele des reichen freien starken Menschen der in sich die Naturkraft fühlt alles zu wagen, jedes Schicksal zu zwingen, jedem Volk zu gebieten und eine Welt zu erringen und zu wandeln. In einem Beitrag zu Lavaters Gesichter-werk hat Goethe diesen seinen Cäsar, gesteigertes Gleichnis und Wunschbild seiner selbst, unübertreffbar knapp und klar gezeichnet: „Wahrhaft groß, rein und gut, mächtig und gewaltig ohne Trutz, unbeweglich und unwiderstehlich, weise, tätig, erhaben über alles, sich fühlend Sohn des Glücks, bedächtig, schnell — Inbegriff aller menschlichen Größe." Das ist der große Mensch schlechthin, nicht der große Römer, nicht der große Held, nicht der Weltherrscher.. nicht der Cäsar Petrarcas sondern der Cäsar Montaignes (um an die Entdecker der verschiedenen Cäsar-züge zu erinnern). Doch für Goethe waren die gesellschaftlichen oder sittlichen Gegenwerte nimmer in Kraft wel-

che dem Montaigne noch die reine Freude an der Naturgestalt Cäsars verdarben, und seinen Genuß an einem solchen Dasein verstärkte erstlich sein reines Bildnertum, kundig der geprägten Form die lebend sich entwickelt, beglückt vom sinnfälligen Ausdruck ursprünglichen Wesens.. sodann sein neuer Herderischer Geschichtssinn, der auch die Heroen aus ihrem eignen Grund verstand.. und endlich sein jugendliches Empörerherz, welches gerade dem kühnen Durchbrecher und selbst Verbrecher entgegenschlug. Nicht Cäsars ästhetischer Reiz, dem schon Montaigne beinahe widerwillig erlag.. nicht sein staatlicher Sinn, den die Monarchisten verehrten.. nicht sein historischer Wert, der die Humanisten erhob.. nicht seine praktische Meisterschaft, welche Herren und Helden erzog: sondern seine natürliche Seelenkraft hat Goethe von Grund aus erfahren, er zuerst und völlig ohne moralische politische oder humanitär empfindsame Seitenblicke.

Freilich hat er gerade durch den Mangel jeder Politik, der ihm den ersten unbefangenen Naturblick auf Cäsars Wesen ermöglichte, den Helden ohne die Welt gesehen die zu ihm gehört, ohne die Bedingtheiten wodurch ein Naturwesen zur Geschichts-gestalt wird. Die mythische Ferne eines Prometheus, vielleicht sogar noch die Entrücktheit eines Gottsehers wie Mahomet, die Ablösung (Absolutierung) der unbedingten Seele, ist nicht fruchtbar beim Bild des Täters. Als Goethe den Cäser, den er rhapsodisch gepriesen, dramatisch vergegenwärtigen wollte, da reichte seine schöpferische Teilnahme nicht aus um die römische Welt mit zu füllen, als deren Träger, Meister und Wandler der einzige Julius erst ganz ewiger Cäsar erscheint. Deshalb blieb es beim Plan, worin nur der feurige und leichte, begnadete und gefährdete Jüngling vorbeiglänzt an dem Schatten des hellaugigen Herren Sulla. Doch eben dieser außerpolitische Naturblick hat Goethe auch dem Mörder Cäsars gerecht gemacht, ohne Tyrannenhaß wie ohne Machtkult, ohne Tränen für das Opfer oder den Opferer. Auch Brutus ist ihm kein römischer Tugend- und Freiheitsheld sondern ein starkes lautres selbständiges Gemüt, ein zarter edler Mensch mit einer düsteren Bürde, ein gespannter zäher fester Wille mit dichtem Drang der erhaben schweren Tat. Es ist einerlei gegen wen die Tat sich richtet: am Brutus hat ihn allein der Zustand angesprochen, wie am Cäsar

das Wesen.. bei beiden weder ihre Welt noch ihre Richtungen, und nur die Natur-idee die jeder war, nicht die Staatsideen die sie hatten oder vertraten.

Die politische Tat oder die politischen Gründe und Grundsätze der Cäsar-mörder waren dem Gestaltenseher und Kräftefühler schon in seiner Jugend zuwider, wie jede Art starrer Grundsätzlichkeit, und sind es ihm sein Leben lang geblieben. Nur in der Zeit seiner überströmenden Herzensfülle war er fähig auch das Brutus-wesen als männlichen Drang und als Verhängnis brüderlich zu umfassen, wie er damals in jeder Kreatur die Gotteswirkung suchte bis hinauf zu Cäsar und Mahomet, bis hinunter zur Dirne. Doch schon damals reizten enge Grundsatz-pfaffen und muffige Schulmeister wie Bodmer, die ihm den Cäsar schmähten und seine Mörder der Freiheit und Tugend wegen lobten, zu Ausfällen gegen die feige Tücke und den schnöden Undank. Noch als alter Mann hat er die hirnlose Torheit verdammt, den Herrscher wegzuräumen, wenn man nicht weiß was regieren heißt. Cäsars Ermordung nannte er die abgeschmackteste Tat die je begangen worden. Goethes natürlicher Hang sprach für die seelisch Starken Reichen Wohlgeratenen, nicht für die unschöpferischen Eiferer und Schwärmer, Pfaffen oder Streber, die mehr aus der Leere als aus der Fülle handeln. „Mir gefällt zu konversieren mit Gescheiten mit Tyrannen." „Ich kann lieber eine Ungerechtigkeit ertragen als eine Unordnung." Er war Sinnenmensch und glaubte dem wahrnehmbaren Fug, nicht dem geforderten Zweck.

Cäsar ist ihm stets wert geblieben, auch nachdem er seinen Frieden mit der Gesellschaft gemacht hatte und den Besieger der Republik nicht mehr als Gleichnis seines eigenen titanischen Empörertums brauchen konnte. Später war ihm Cäsar eher der Begründer der Monarchie, d. h. der dem Weltreich gemäßen Ordnung. Freilich die Abneigung gegen die politische Ansicht der Helden, den Widerwillen gegen Geschichte überhaupt, soweit sie nicht Enthusiasmus regte und Gestalten zeigte sondern nur das Auf und Ab der Völker und Staaten oder gar den „Mischmasch von Irrtum und Gewalt", hat er behalten und verstärkt, seit in Italien die Kunst und die Natur seine sinnen-gesetzlichen Wirk-und Merk-welten geworden. Nur als Personen, nie als Staatsgestalten hat er die Helden gern erwähnt, die berühmten Alexander und Cäsar und Heinrich

und Friedrich etwa als Nebenbuhler seines beneidenswerten Liebeslagers. Im Alexander ehrt er wesentlich den Förderer der Kunst: Sein Weltenspiegel ist ihm gleichgültig. Unwillig wendet er den Blick von den Streiten der Tyrannei und Sklaverei. Nur als ein großes Beispiel dieses ewigen Kampfs beschwört er einmal im Faust das Nachgesicht der sorg- und grauenvollsten Nacht von Pharsalus: das mythische Muster wie Freiheit untergeht und der Gewaltigste sich den starren Lorbeer des Herrschers umbiegt. Doch hier ist kein Ton des begeisterten Mitschwingens mehr wie in der jugendlichen Cäsar-rhapsodie. Der reife Weise nimmt diese Geschichtskatastrophen gelassen, ein wenig unwirsch ironisch hin wie die Taten des Seismos. Seine Liebe und Andacht gilt fortan den Gebilden und ihren Formern, den Gesetzen und ihren Deutern, und allenfalls den dämonischen Mächten die ihm unmittelbar erschienen, wie Napoleon und Byron. Nur von da aus wollte er die überlieferten Heroen noch sichten: den Alexander oder den Timur als dichterische Gleichnisse des gegenwärtigen Weltstürmers, den Cäsar als seine Vorform, deren Zeugnisse erst Napoleon wieder aus dem Bann der Schulen erlöst habe. Um des sichtbaren Napoleon willen ließ er sich die Triumphe des nur lesbaren Cäsar gefallen, für die er seine Zeit schon zu human fühlte. Auch Napoleon erschien ihm nicht von der Geschichte aus sondern von der Natur aus, nicht als Franzosenkaiser und Zwingherr Deutschlands, nicht als Beendiger der Revolution und Begründer eines neuen Reichs und Throns sondern als eine außersittliche überstaatliche Urgewalt, eine weltschaffende Kraft, ein Daimon.

Dieser ungeheure Mensch hieß ihn einen Cäsar schreiben, als er ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, zur Verherrlichung des Cäsarismus. Für Napoleon war Person und Staat nicht trennbar wie für Goethe: ihm war der Heros eines mit der geschichtlichen Welt die er trug und schuf, ihm war die Politik nicht ein zufälliges Mittel um persönliche Gaben zu betätigen sondern das Schicksal der Welt, und sich selbst wußte er das verkörperte Verhängnis, den fleischgewordenen Staatsgeist, die staatgewordne „Weltseele" eines Zeitalters, wie sein Vorbild Cäsar. Goethe fühlte sich diesem politischen Anspruch an sein Dichtertum nicht gewachsen: er hätte vielleicht in seiner Jugend ein persönliches Cä-

sar-drama schreiben können, niemals — geschweige in seinem Alter — ein politisches wie der Kaiser es meinte. Das cäsarische Wesen als Urerscheinung hat ihm Napoleon noch einmal vergegenwärtigt: einst hatte er von innen heraus, vermöge seines titanischen Schöpfertriebs den römischen Helden erlebt, jetzt erinnerte ihn von außen her der heroische und dämonische Weltgebieter noch einmal an dies Wunschbild seiner Jugend. Es ist mehr als ein Zufall wenn der weiseste und der stärkste Erneuerer des antiken Gestaltenglaubens in der Stunde ihrer Begegnung gerade Cäsars gedachten.

Herder hatte Naturgeschichte und Menschheit zusammengeschaut, Goethe das All unter dem Bilde oder nach dem Gleichnis der gesetzlichen und bildnerischen Natur gefaßt, und die Geschichte zwar gewußt, aber nicht geglaubt. Die geschichtliche Menschheit, für Herder zugleich ein einheitliches Lebewesen und ein Ideal, erschien ihm nur im natürlichen Menschen und in den menschlichen Personen. Zwei andre große Deutsche verwalteten das menschheitliche und das geschichtliche Erbe Herders: Schiller und Johann von Müller.. wie denn über Herder alle deutschen Geisteswege seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert führen, ohne daß er selbst auf irgendeinem bis ans Ziel gelangt wäre: die Entwicklungslehren Goethes Schellings und Hegels, der geschichtliche Sinn der Romantik und der nachromantischen Geisteswissenschaften, Rankes Grimms Savignys, die poetische Einfühlung, die ästhetische Kritik der Gebrüder Schlegel mit ihrer gesamten Übersetzungskunst, der geschichtlich begründete Individualismus, der geschichtlich begründete Nationalismus, der geschichtlich begründete Kosmopolitismus — alle nähren sich noch aus Herders Grund oder schwingen weiter nach Herders Stößen.

Schiller kam von Kant und Rousseau her mit seiner Idee der sittlichen Freiheit und seinem Anspruch der politischen Freiheit in die durch Herder erregte, durch Goethe ermächtigte Geniebewegung. Wie der junge Goethe litt auch er am Widerstand der dumpfen Welt gegen das freie kühne schaffende Herz, doch wie Rousseau und Herder bejahte er die Menschheit und ihre ewigen Rechte. Nicht das bildnerisch naturvolle Schöpfertum des Ich sondern sein unveräußerlicher Anteil an den Allgemeinwerten Freiheit und Tu-

gend, seine menschheitliche Würde gerade über dem sinnlichen Haufen, sein sittlicher Aufschwung gerade über die Natur ist die Form unter der Schiller sein Genie fühlte und wehrte. Aus dem Widerstreit zwischen der Erdenschwere und dem Ideenflug ergaben sich seine Fragen, und zur Erdenschwere gehörte der Druck der Gesellschaft, des Staats oder der Sinne.. zu den Ideen gehörte das unbedingte Ich und die unbedingte Menschheit. Der Riß woran dies Genie litt ging nicht wie bei Goethe zwischen wirklichem Schöpfer und wirklicher Widerwelt sondern zwischen Wirklichkeit und Ideal überhaupt. Und das Genie, das schöpferische Hier und Jetzt, erst durch Herder und Goethe zu einem Eigenwert geworden, wägt Schiller gegen die unbedingten Werte des Droben und Drüben, die Goethe nicht sah, die Herder in den Erscheinungen selbst suchte, die Rousseau als die politischen Gesetze der Menschheit forderte und Kant als die sittlichen Gebote des Ich nachwies. Daß Schiller die Geschichte als den Kampfplatz zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal, zwischen Notwendigkeit und Freiheit, zwischen hiesigem Menschentum und erhabener Menschheit gewahrte, auch das ist Anhauch Herders. Von Herder und Goethe hat er ein neues Wertgefühl für den großen Menschen, für den Heros, das Rousseau und Kant fehlte.. von Rousseau eine Verehrung der Menschheit die Goethe fremd war, von Kant einen Eifer der sittlichen Ich-transzendenz weit über Herder und Rousseau hinaus.

Schiller erfuhr mittels der Ideale und Gefühle seiner Zeit jene Spannung zwischen Erdengröße und Seelenwürde die Shakespeare in seinem „Julius Cäsar" als den Kampf menschgewordener Weltkräfte vergegenwärtigt hatte. Herder entnahm dieser Tragödie ein Gemüts-melodram, Schiller eine Gedanken-elegie. Auch Klopstocks Vers „So groß war Cäsar, daß er nur Brutus nicht glich", Voltaires empfindsame Vater- und Sohnes-moritat haben dem jungen Dichter hier vorgeschwebt. Zugrunde lag seinem Zwiegespräch im Orkus doch weniger die Anschauung zweier Gestalten oder das Nachschwingen zweier Seelenzustände als die Rührung über zwei Ideen, die beide gleich stark nach entgegengesetzten Seiten an ihm zogen: das Erhabene der Herrschergröße, der menschenbezwingenden Kraft, vertreten durch Cäsar, und das Erhabene der sitt-

lichen Würde, der menschenadelnden Freiheit, vertreten durch Brutus: auch hier kein politischer Tyrannenhaß, eher ein empfindsamer Heldenkult nach beiden Seiten hin. Da aber Schiller doch in Cäsar wie in Brutus weniger ihre Erscheinung als ihr Ideal suchte, so hatte Brutus bei diesem Ringen mehr zu gewinnen, weil er ein unerreichbares Ideal, die Freiheit, die Tugend vertrat, statt ein erreichbares, die Macht, das Glück und den Ruhm ganz zu verkörpern. Auch Schiller liebte, wie der Brutus des Shakespeare, die Gestalt des Cäsar nicht weniger, doch die Idee der Menschheit mehr.

Das Glück, eine jener Dämonien die Goethe in den orphischen Urworten feiert, hat Schiller mit Cäsar zusammengesehen.. er ist ihm der sprichwörtliche Träger dieser Idee, der typische Liebling dieser Macht. Noch Wallenstein, sein sternengläubiger Schicksalsmann, denkt vor dem großen Wagnis an Cäsars Geist, den er sich zutraut, an sein Glück, das er beschwört und herausfordert. Das Glück hält die Wage zwischen der sinnlichen Notwendigkeit und der sittlichen Freiheit und in das Schwanken dieser beiden Werte hat Schiller den tragischen Helden gestellt.. in dieser Region suchte er auch den Cäsar.

In einem kleinen Gemeinwesen, wo Politik von den Bürgern nicht nur erlitten sondern gemacht wurde und alte Überlieferung noch in sichtbarer Kraft stand, und in Kabinetten deutscher Höfe reifte der Historiker heran der mit dem weiten Geschichtsblick seines Führers und Freundes Herder die genaue Sachenkunde und Bücherfreude des strengen deutschen Archivgelehrten verband, mit der schwellenden Begeisterung des edlen Jünglings ungeheures Gedächtnis und unermüdlichen Bienenfleiß, mit dem geduldigen Scharfsinn des geschulten Forschers die rege Umsicht und Geschäftserfahrung des Weltmanns, mit dem selbstgenugsamen deutschen Wissensernst das französische Wirkungsverlangen, mit der umfassenden Gelehrsamkeit eine an den Alten, zumal an Tacitus, erzogene und durch Rousseau erweckte Redegabe. Johannes von Müller hatte als Schweizer noch ein lebendiges Gefühl für das was Volksgemeinschaft heißt, einen aktiven Staatssinn, wie er deutschen Bürgern kaum wachsen konnte, und europäischen Fürsten nur, wenn sie Genies waren. Nur in England war das noch zu

Hause, und nur in England gedieh bezeichnender Weise ein geistesverwandter Geschichtsschreiber bei gleicher Lage Europas: Gibbon. Als Sohn eines zweisprachigen Vaterlandes bekam Müller zu den Anregungen der deutschen Seelenbildung die französischen des aufgeklärten Gesellschaftsdenkens: Herders all-eintauchende schwingende Schmiegsamkeit und Montesquieus sichtende Aufmerksamkeit. Er formte sich an dem festen lautern gesichtigen Stil der Alten, an Thukydides und Tacitus, die noch ursprüngliche Sachen und Taten zeigten mit einfachen Leitgedanken, ohne vom Stoff verwirrt und von Theorien verbaut zu werden.

Müller kam weder von einer religiösen Spannung noch von einem Denkproblem noch von einem Gesellschaftsdruck her zur Geschichtsbetrachtung sondern von der reinen Liebe zum Wissen dessen was eigentlich geschehen ist, zunächst in seinem Vaterland, dann in der Welt, und von der Sehnsucht nach den denkwürdigen Erscheinungen der Vorzeit. In dieser umfassenden Geschehnis-wissensliebe hat ihn nur ein Mann erreicht, sein Erbe und Vollender Ranke. In der Sehnsucht zu der erhaben gedachten Vorzeit ist er ein echter Nachfahr des Petrarca und ein Bruder des deutschen Klassizismus.. nur suchte er weniger das Schöne, wie Winckelmann Goethe Schiller Humboldt, sondern das Starke Mannhafte Große jeder Richtung und Farbe. Er war daher nicht nur auf die Griechen und Römer beschränkt, wenngleich diese beiden Völker, und zuvörderst die Römer, auch ihm die ewigen Muster boten. Doch hat er erst die Tucht, die Zucht und die bunte Fülle des mittelalterlichen Bürgertums und die geschichtlichen, nicht nur die religiösen Kräfte der Kirche dem Aufklärungszeitalter wieder vor Augen gebracht. Was Herder seherisch geahnt, Goethe dichterisch verklärt, das hat erst der Forscher und Geschichtsschreiber Müller genau und lockend in bunter Breite und körniger Dichte geschildert: das gesamte Mittelalter als eigenen Bereich voll Glut, Mark und Adel und unerschöpflichem Leben. Johannes von Müller ist der Entdecker des Mittelalters wie Winckelmann der antiken Kunst. Ohne ihn sind die Romantiker mit ihrer unabsehlichen Strahlung so wenig denkbar wie ohne Winckelmann unsere Klassiker.

Mehr als Ranke, der ihn an philosophischem Vermögen und an philologischer Schärfe, durch verfeinerte Mittel und erweiterten

Gesichtskreis, kaum an eigentlich historischer Einfühlung, geschweige an großem Sinn und darstellerischer Kraft übertrifft, wurzelt Müller, trotz seinem Reisläufertum, in einem engen, doch anspruchsvollen Gemeinwesen. Die Mär seines Landes und seines Volkes wollte er erzählen, das hat ihn zum Geschichtsschreiber gemacht und von diesem festen Punkt aus drang der leichterregte und allempfängliche, stoffhungrige, doch auch stoffmächtige Jüngling (sein Leben lang blieb er Jüngling mit der Seele) ringsum vor, bis er sämtliche Geschichtsüberlieferungen der Welt kannte. Dabei traute er lehrhaft den Beispielen anfeuernde oder abschreckende, den Erfahrungen warnende Kraft zu. Er selbst zog aus allem die Lehren und stellte sie in festen Sprüchen hin, wie Tacitus, Macchiavelli, Montesquieu. Doch hielt er sich frei von enger Sittenmäkelei wie empfindsamem Schwelgen.. das entsprach nicht seinem Gefühl für die Würde der Geschichte, die erhaben wie Natur Gottheit Schicksal über den Völkern und Fürsten thront und ihre ewigen Gesetze anwendet, ohne private Rührung, ernst und feierlich. Auch die Freiheit ist ihm nicht ein Gemütsgenuß oder ein sittliches Ideal sondern ein durch geschichtliche Erfahrung bewährtes Gut, dessen Versäumnis sich rächt wie schlechter Ackerbau. Die Hybris ist kein privates Laster sondern ein Unheil, die Frevel und Laster sind Verletzungen eines ewigen Maßes, das die Geschichte im Steigen und Sinken der Jahrtausende chiffriert hat: der Geschichtsschreiber hat es zu entziffern. Die Historie ist nicht unter der Moral und der Religion, sie ist selbst eine Sittenlehre, eine Theodizee, autonom wie die Staatskunst, die von ihr lernen kann, nicht sie lenken darf.

Herder hatte der Geschichte diesen Rang gesichert, Müller zuerst aus diesem Ranggefühl bestimmte Geschichte geschrieben, neben Winckelmann der erste Deutsche welcher Tatsachenforschung, Zeitenschau und Schreibekunst vereinigte, der erste europäische Universalhistoriker der nicht von einer Gotteslehre oder einer Gesellschaftstheorie sondern von der Geschehnisfreude und Gestaltensicht ausging, der erste deutsche Verfasser einer urkundlichen und geistig durchgebildeten Volksgeschichte und einer meisterlich geschriebenen erdgerechten Weltgeschichte, der die gesellschaftlichen Funde der Aufklärung schon eingearbeitet waren, doch ohne deren Zwecke. Dem Ideal des selbständig forschenden, unparteii-

isch wägenden, würdevoll kündenden Historikers, wie es im Altertum Thukydides, in der Neuzeit Ranke verkörpert, ist keiner sonst so nah gekommen wie Johannes von Müller, und die Ehren die ihm Goethe und Schiller, Herder und Jean Paul, Fichte und Schelling, Schlegels und Humboldts, ja noch Napoleon und das ganze gebildete Europa bis tief nach Rußland hinein erwiesen als dem großen Geschichtsschreiber der Deutschen in deren klassischem Zeitalter hat er vollauf verdient. Wenn seine Seelenweichheit und allzu schwanke Einfühlung ihn zum schlechten Politiker machten, so teilt er das mit allen Geschichtsschreibern die ehrgeizig oder wohlmeinend genug waren Staatenschicksale schaffen zu wollen statt sie zu schauen. Kein echter Historiker kann echter Politiker sein, obwohl jeder echte Historiker den politischen Drang fühlen muß. Müllers Werke sind nicht von dieser Willensschwäche befleckt worden, sein Geist ist weit und frei, sein Sinn gerecht und hoch, sein Herz lauter und gut geblieben. Vielleicht hat niemand seines Ranges, außer Ranke und Burckhardt, mehr ein solch feines und weites Verständnis für jede Art geschichtlicher Größe gehabt wie Müller, weder durch Partei- noch durch Glaubenseifer, noch durch Künstlerträume und entschiedene Geschmäcker, noch durch gelehrte Dürre oder Fläue gehemmt, noch auch durch den herrischen Zwang des Schöpferwillens der einer ausschließlichen Aufgabe dient. Petrarca und Montaigne hatten noch nicht diesen Umfang des Gesichtskreises, die objektiven Fachgelehrten des 19. Jahrhunderts selten mehr seine Energie allseitiger Teilnahme.

Da Julius Cäsar, wie man auch seine Richtung oder Leistung bewerte, die mannigfaltigsten Arten geschichtlicher Größe oder doch die vielseitigste Anwendung einer großen Natur zeigt, so mußte er gerade der Lieblingsheld Müllers werden. Von früh auf kehrt dieser immer wieder zu ihm zurück, kindlich begeistert schon von dem Ruhm.. als kundiger Lateiner und eifriger Lerner der historischen Redekunst hingerissen von der majestätischen Lauterkeit seines Stils, von der schlichten Meisterschaft große Taten nackt zu sagen.. als Geschichte-seher überwältigt von der Menge und Wucht der Taten selbst.. als Staatsdenker von der Stärke und Einsicht des Handelns.. als Kriegsforscher von der vielfältigen Feldherrenkunst.. als gefühlvolles Gemüt gerührt von dem Seelenadel und der Mil-

TAYLOR INST. OXFORD

de.. als ästhetischer Betrachter erhoben von dem monumentalen Bau und Gang seines Daseins.. als aufgeklärter Bildungsmensch bezaubert von dem freien Geist und der gesitteten Anmut.. als Schweizer Nachbar der Voltaire und Rousseau empfänglich für den Erdglanz und die Erdwirkung.. als deutscher Zeitgenoß von Herder und Goethe für die schöpferische Lebensfülle Cäsars. Alle Motive der Cäsar-verehrung von Petrarca bis Goethe — selbst die der Täter, zu denen er sich fälschlich eine Zeitlang zählte, schwankend zwischen Geschäften und Geschichte — finden sich bei Müller zusammen, ohne die Gegenmotive der Sittenrichter Freiheitsschwärmer Menschheitsempfindler, verbunden durch einen ganz eigenen Sinn für Geschichte als Schauspiel. Müllers Gedächtnis ist dicht mit Cäsar-erinnerungen geladen, wie das Petrarcas und Montaignes, und sprüht davon bei jedem Anlaß. Sein umfangreicher Briefwechsel ist durchsetzt mit Anspielungen auf Cäsars Ruhm, Taten, Schriften.. seine Reden rufen seine Gestalt auf, bald als pompösen Schmuck bald als erhebendes Beispiel, und wenn er vor den beiden Herren Europas steht, deren Gespräch ihm die Höhe seines Lebens bedeutet, vor Friedrich und vor Napoleon, da denkt er durch die Jahrhunderte hin an Cäsar, ja er verwickelt den Kaiser selbst in die Unterhaltung über seinen Liebling. Als Ludwig von Bayern mit ihm den Plan zur deutschen Heldenhalle bespricht und darin den Platz Friedrichs des Großen erörtert, da meint Müller: der stehe nicht bei den preußischen Fürsten sondern neben dem Diktator Cäsar, zum Zeugnis daß ein Deutscher „den Größten des Altertums“ erreicht.

An zwei Stellen seiner Hauptwerke hat er Cäsar genauer gezeigt: in der Schweizer Geschichte durch Erzählung des Helvetier-krieges, in der Weltgeschichte durch eine knappe Kennzeichnung seines Lebens und Wesens. Die Kapitel seiner Schweizer Geschichte übertragen den Bericht Cäsars aus dem planen Latein in ein gedrungenes markiges Deutsch — durch Einschuß gelegentlicher geographischer Notizen oder politischer Winke beschwert, durch andre Syntax verwickelter — mit dem deutlichen Bestreben die sachenreiche Einfalt und hohe Schlichtheit Cäsars nachzubilden. Das ist Müller fast gelungen: vom cäsarischen Stil gibt keine deutsche Übersetzung, ja überhaupt kein andres Stück deutscher Prosa ein so bestimmtes Gefühl wie dieser Abschnitt Müllers. Die leichte

Helle hat er nicht erreicht, aber gerade das was alle, nicht nur die deutschen Versionen vermissen lassen, den gewichtigen Ton, die markige Würde, die gediegene Ruhe bei raschem Nachdruck: das gibt nur Müller wieder, auch die gewählte Sprache ohne Stelzen und Wülste.. die meisten Übersetzer bedienen sich einer bereits geglätteten Alltagssprache, während Cäsars Latein zugleich erlesen und simpel, niemals abgegriffen oder salopp ist.

In seinen Vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichten hält Müller einen Augenblick den Atem an, als er zu Cäsar kommt: in schnellem Flug, der an Dantes Verse im Paradiso oder an Bossuets Worte über den Bürgerkrieg erinnert, überschaut er Raum und Zeit von Cäsars Taten, die unfaßbare Wirkensmasse seiner weltgeschichtlichen vierzehn Jahre.. mit Plinius' Formel umgreift er seine wesentlichen Züge, Geisteskraft Feuer Lebensfülle Seelengröße.. dann einzelne Gaben, Haltung Gesinnung Mittel: Selbstbeherrschung bei großer Leidenschaft und Lust, Vielfalt der Einfälle und entscheidende Einfalt des Sinnens Redens Schreibens Handelns. Müller charakterisiert am liebsten durch anschauliche Tatsachen, nicht durch bloße Eigenschaftsworte, am wenigsten durch psychologische Gründe oder gar metaphysische Leitgedanken, wie sie nach Kant, vor allem durch Friedrich Schlegel in die Geschichtsbetrachtung eindrangen. Cäsars menschenlenkendes Kriegsfürstentum kennzeichnet er durch vier fünf anekdotische Beispiele aus dem Plutarch. Seinen Rang über den Mitwerbern seiner Ruhmesart weist er ihm an: Alexanders Arbeit war leichter, Karls des Großen Zeitalter dunkler — Cäsar ist der stärkste und der hellste Eroberer. Dann berichtet er knapp, doch eingehender als sonst in seiner Weltgeschichte, die Taten und das Ende Cäsars, und zieht die Lehren daraus für Herrschaft und Freiheit. In dem Streit zwischen Cäsar und der Republik will er unparteiisch wägen. Empfänglich für jede Art Tugend ehrt er auch Cato und Brutus, beklagt den Mord des milden und weisen Herrschers, entschuldigt ihre unbeugsamen Grundsätze und belastet mit dem Unheil das folgte — Bürgerkriege, Kaisergreuel, Sturz des Reichs, Barbarei — die „ungerechte römische Eroberungssucht", die Quelle des Sittenverfalls wodurch die verderbliche Monarchie nötig geworden.. ein livianischer Gemeinplatz!

Müllers Lehren sind noch aufklärerische Pragmatik aus der Schule Montesquieus und stehen nicht auf der Höhe seiner Gestalt- und Ereignis-sicht, die seine echte Stärke ausmacht. Ihm fehlte die Gabe die klar gesehenen Einzelerscheinungen zu deuten aus einer einheitlichen alldurchdringenden Idee. Aber da ihm nicht, wie Ranke, genügte zu zeigen wie es eigentlich gewesen ist, sondern er auch noch lehren wollte weshalb es so kommen mußte, um zu mahnen was man tun und lassen sollte, so bezog er die Ereignisse auf Grundsätze, die weder als ewige Gesetze dem Geschehen zugrunde liegen noch unmittelbar dessen jeweiligen Sinn aussagen, sondern zwischen Geschäftserfahrung und Staatsmoral, Menschenkunde und Sittenlehre schwanken. Sie gehören in den Bereich des aufgeklärten Finalismus oder Kausalismus, dem Kants Philosophie ein Ende gemacht hat, indem sie statt der auf die Welt an-wendbaren Denkregeln die dem Geist innewohnenden Denkgesetze nachwies. Damit hörte die bequeme historische Pragmatik auf, und Müller wehrte sich gegen Kant und dessen Nachfolger nicht nur, weil sie ihm seine faßbaren Erscheinungen verflüchtigten in überschwengliche („transzendentale") Bedeutungen, sondern auch weil sie ihm seine Lehren entwerteten. Denn Geschichte hörte jetzt auf eine Schauspiel- und eine Beispielsammlung zu sein: sie wurde zur Zeichensprache ewiger eigengesetzlicher überzwecklicher und unergründlicher Ideen. Müller hat die idealistische Geschichtsphilosophie ähnlich empfunden wie ein schlichter Bibelgläubiger die gnostischen Schwärmungen.

Der Mann der zuerst mit der neuen philosophischen Gesinnung an Cäsar herantrat war Friedrich Schlegel. Die Verbindung der Geschichte, besonders des klassischen Altertums mit der idealistischen Philosophie, die Vereinigung der Wege Winckelmanns mit denen Kants und Fichtes war sein Streben. Mit mehr sinnlicher Lust an den Erscheinungen begabt als die Gesetze-sucher, mit größerem Abstraktionsbedürfnis als der formensichtige Winckelmann und der ereignissichtige Müller, ja selbst als der werdungssichtige Herder, keinem seiner Vorgänger gleich an gediegener Kraft und wirklicher Fülle des Wesens, allen überlegen an Feinsinn und freischwebendem Geist-reichtum, hat Schlegel zum erstenmal seit der Entdekkung der autonomen Geschichte versucht geschichtliche Gestalten

als Träger ewiger Ideen zu fassen, nicht als Allegorien von Eigenschaften oder bewußte Werkzeuge des persönlichen Gottes, wie dies von Augustinus bis Bossuet theologische Gepflogenheit war. Die Zurückführung der bunten Erscheinungsfülle auf die geistige Einheit, die Ausbreitung des unbedingten Geistes in die tausendfältigen Dingnisse, dies Ausziehen und Einziehen des All-odems wahrzunehmen war das romantische Mühen Schlegels, der weder im Unbedingten noch in den Dingen sich ganz heimisch fühlte. Die Wirklichkeit die er vorfand, Natur und Geschichte, wollte er zerlösen in den Geist.. den Geist von dem er besessen war wollte er verwirklichen in Staat, Kunst und Gesellschaft, in Menschheitsidealen und Vervollkommnungs-utopien nach dem Muster Rousseaus. Beides hat er mit gleicher Ungeduld, mit jenem vorwegnehmenden Ungenügen am eignen Hier und Jetzt, an wirklichem Dasein unternommen, welches immer den Mangel schöpferischen Lebens verrät. Für Platon waren die Ideen, für Jesus das Himmelreich, für Hölderlin Hellas gelebte Gegenwart, für die Romantiker waren sie die Ferne, das Andre, das Noch-nicht oder Nicht-mehr.

Aus dieser Grundhaltung versteht man die neue, die romantische Abwehr Cäsars durch Friedrich Schlegel. Sie kommt nicht mehr, wie alle bisherige, selbst die Rousseaus, aus Moral oder Politik sondern aus Metaphysik, oder vielmehr erst Friedrich Schlegel begründet das Ressentiment der Erlösungs-süchtigen gegen den Erfüllten, das sich noch bis Rousseau moralisch gegeben hatte, metaphysisch oder vielmehr metahistorisch. Er führt den großen Prozeß der geistigen Bildung oder des Kultur-Schönen (als welches ihm ein Transzendieren des Endlichen ins Unendliche ist, eine Auf-hebung der Sinnenwelt in den Geist) gegen das natürlich Große, politisch Wirkliche in Form einer Vergleichung des größten Römers mit dem größten Griechen. Römer und Griechen selbst sind nur geschichtliche Unterlagen der metaphysischen Wesenheiten Natur und Geist.. Cäsar und Alexander wiederum nur Sinnbilder des Römer- und Griechentums. Cäsar verkörpert ihm die in sich ruhende Natur-großheit die den Römern eignet, ganz im Irdischen verhaftet, hier aber vom riesigsten Ausmaß und reinsten Ebenmaß, umfassend nachhaltig klar stark feurig wie kein andrer, an Kraft der größte aller Herrscher, der geborne Gebieter mit dem imperatorischen

Verstand und dem imperatorischen Vermögen, mit dem vollkommenen Einklang all seiner Gaben und dem Genuß seiner eigenen Fülle. Er ist daher der einzige heitere Welteroberer und hat sein inneres Gleichgewicht selber genossen. So aber fehlt ihm auch jede feinere Sittlichkeit, das ist nach Schlegels Sprachgebrauch jener unendliche Vervollkommnungsdrang, das seelische Ungenügen, der Aufschwung des Herzens und die gefühlvolle Schnellkraft, ja selbst das schöpferische Staatsgenie des Gesetzgebers und Gründers, kurz jede Transzendenz des Wesens. Cäsar kann siegen und herrschen wie kein zweiter, kraft der Natur, doch die Weihe des unendlichen und unendlichkeitsdurstigen Geistes, die den unvollendeten Heldenjüngling Alexander verklärt, fehlt dem römischen lebensvollen und lebenssatten Mann.

Sieht man ab von der Blindheit für Cäsars Staats-genie, das ja erst Mommsen an der gesetzgeberischen Gesamtleistung aufgezeigt hat, von der Verzerrung der seelischen Züge zugunsten des philosophischen Gegensatzes Natur—Geist, so bedeutet Friedrich Schlegels Cäsar-bildnis eine Erweiterung des Blicks über die bloß aufreihende Eigenschaftskunde hinaus, ein Versuch den Cäsar als den Ausdruck einer einheitlichen Kraft, die zugleich ewige Weltkraft ist, zu fassen. Gewiß lag auch den früheren Cäsar-bildern einheitliche Sicht zugrunde, doch erst Schlegel versucht die einzelnen Eigenschaften auch der Wesensmitte unterzuordnen. Er ist darin methodisch ein Vorläufer Mommsens .. auch dessen Charakteristik Cäsars, die eindringlichste und eindrucksvollste der gesamten Geschichtsliteratur, geht von dem Grundzug der „genialen Nüchternheit" aus — sie ist sogar inhaltlich etwa dasselbe wie der „Einklang von imperatorischer Kraft und imperatorischem Verstand" woraus Schlegel die cäsarische Größe deutet.

Durch seine sinnbildliche Ideenschau wiederum ist Schlegel ein Vorläufer Hegels: nur trägt Cäsar bei Hegel wirklich reine Geschichtsideen, während Schlegel ihm ethische, metaphysische und psychologische Werte aufbürdet. Hegels Weltblick war, bei aller Gewaltsamkeit im einzelnen, nüchterner, umfassender und gerechter als der des romantischen Allgenießers, der die Geschichte zugleich mikroskopisch und teleskopisch betrachtete.

Als Friedrich Schlegel seinen cäsar-feindlichen Aufsatz schrieb,

war die französische Revolution schon im vollen Gang. Schlegel selbst begrüßte in ihr die Unendlichkeits-tendenz, den Willen zum Transzendieren, den er in der deutschen Philosophie und Dichtung seiner Tage fand. Wirklich ist die Revolution so eine Tochter Rousseaus wie die Romantik eine Tochter Herders. Die Unterschiede zwischen dem deutschen Menschheits-streben und dem französischen Menschheits-fordern, dem deutschen Werden und dem französischen Wandeln, der deutschen Entwicklung und dem französischen Umsturz haben wir öfter berührt: gemeinsam ist beiden das Allumfassungs-verlangen und der Kampf gegen das Bestehende, d. h. das Festgestellte Stehende Ständige Statische, seien es nun politische Zustände oder geistige Lagen. Bei den Erben Herders äußerte sich der Menschheits-drang mehr in der Flucht aus der engen Gegenwart in Fernräume, -zeiten und -träume, bei den Erben Rousseaus mehr in der Sucht nach vollkommener Freiheit Gleichheit Brüderlichkeit: beiden war zunächst das Seiende der Feind schlechthin. Aus der romantischen Flucht verdichtete sich allmählich der alldurchdringende historische Sinn, der in Hegels Geschichtsphilosophie, in Rankes und Burckhardts Geschichtsschreibung gipfelt. Aus der revolutionären Sucht gediehn die allseitigen nationalen und internationalen Spannungen des 19. Jahrhunderts, die Verfassungen, die Völkerkriege und die Massen mit ihren großen Lenkern seit Mirabeau.

Doch die ersten Zeiten des Ausbruchs waren weder historisch gesättigt noch politisch gebunden, sondern utopisch und polemisch mit dem Widerwillen gegen das Gestaltig Runde und Irdisch-Erfüllte. Wie das frühe Christentum und das Luthertum sind daher das Rousseautum und die Romantik aus demselben Grund, wenn auch mit verschiedenen Begründungen cäsar-feindlich oder wenigstens cäsar-fremd: es ist das römische Reich von dieser Welt das sie in Cäsar abwehren, bald als Imperium bald als Pontifikat bald als Herrentum überhaupt. Cäsar war zum Inbegriff der irdischen Macht geworden und eben die galt es zu entwerten und zu stürzen. In Deutschland nahm dieser Wille nie so radikale Formen an, gemildert durch die angeboren deutsche Scheu vor jeder hohen Überlieferung, durch „Fundament und Pietät“ (die Goethe ja den Franzosen absprach). Die französische Revolution machte praktischen

Ernst mit Rousseaus Gedanken: sie zerschlug zunächst einmal alle Götzen der gesitteten Macht zugunsten des unbedingten Volks und der nackten Menschheit. Cäsar, der Vertilger der Freiheit, der Verderber der Tugend, der mächtige Frevler, der selbstische Erobrer ward während der Schreckensjahre ein schlechthin verpönter Name, Feind der Völker und der Menschheit. Noch Bonaparte mußte vor seinem Staatsstreich die Verwechslung mit ihm wider seinen Glauben abwehren und dem Brutus huldigen, bis seine eigne Gestalt genug Glorie und Zauber gewonnen hatte um das Bild Cäsars zu erneuern. Brutus selbst wuchs damals bis in den Himmel der Freiheit, der Tugend und der Vernunft.

Im Ausland betrachtete man den französischen Taumel mit Bewunderung Staunen Abscheu, ohne selbst ganz mit hineingerissen zu werden. Das Nachdenken über die Fragen von Herrschaft und Freiheit ward indessen überall aufgeregt, am meisten in Italien und Deutschland. Dicht vor dem Ausbruch des Sturms, aber schon voll seiner Witterung, hatte Alfieri seine Brutus-tragödie geschrieben, im Geiste Rousseaus, doch um des tragischen Gehaltes willen — aus dem richtigen Dichtergefühl daß Brutus durch Cäsars Größe wachse—dem Cäsar noch die Herrscherwürde und die Seelengröße belassen, nach dem voltairischen Schema. Der Stil ist trocken feierlich mit dem Willen zur lapidaren Einfalt und erhabenen Strenge, wie man sich das Römertum klassizistischerweise dachte, nachdem es Winckelmann der barocken Bäusche und Rousseau der höfischen Königspracht entkleidet hatte. Doch gebrach es Alfieri an dichterischer Fülle um seine hohen Gedanken zu durchseelen.. sein Bruto Secondo überragt kaum die Redestücke aus der Nachfolge Murets. Es ist das einzige Brutus-drama eines grundsätzlichen Republikaners der sich mit dem Tyrannenhaß des Brutus doch noch in dessen Cäsar-verehrung einfühlte: Shakespeares „Julius Cäsar" ist ein Kampf der Weltkräfte hoch über allen Grundsätzen.. die humanistischen Cäsar-dramen sind nicht republikanisch sondern rednerisch antithetisch oder gar cäsaristisch.. Voltaires Mort de César ist ein heroisches Rührstück.. Bodmers Machwerk eine moralische Schmähschrift.

In Deutschland brachte die durch die Revolution angeregte Erörterung der Machtfragen zwei sehr weitläufige Biographien des

Imperators hervor, mittelmäßige und gedankenarme Kompilationen die nach Stil und Richtung die Schule Wielands bekunden, den gemäßigten Freisinn und die läßliche, allverstehende und allverzeihende Biederkeit, doch ohne die Eleganz, Gescheitheit und Bildung des Meisters. Beide sind Verehrer Cäsars und wollen unparteiisch nach den Quellen das Emporkommen Cäsars aus seinen großen Eigenschaften und den Zuständen der römischen Republik erklären. Meissners zwei Bände, die bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs reichen und später von Haken bis zum Tod Cäsars ergänzt wurden, sind flüssig und redselig, doch klar und verständig geschrieben, gelegentlich mit sittenkennerischen Winken im Ton Wielands oder mit politischen Maximen in der Weise Müllers durchsetzt, ohne Partei-eifer. Cäsars Fehler werden nicht beschönigt, doch seine Herrschergaben gefeiert, die Notwendigkeit seiner Monarchie im zerrütteten Römerreich dargetan.

Dieselbe Tendenz beherrscht die schlechter geschriebenen, verworreneren und ungebildeteren vier Bände Liebenroths „Julius Cäsar oder der Sturz der Römischen Republik, ein Pendant zum Fall der Französischen Monarchie" (Magdeburg 1797). Wie schon der Titel verrät ist dieses Werk aktueller gemeint, die lehrhaften politischen Abwege sind häufiger.. der Geschichtsbericht hat darunter gelitten. Selbständige Ansichten oder eindringlichere Fassung des bekannten Stoffs bieten diese beiden Werke nicht, es sind Unterhaltungen für den „gebildeten und denkenden Leser" der deutschen Mittelschicht welche Wieland ihren gesellschaftlichen Schliff und ihre sinnlich-sittlichen Vorstellungen dankte.

Wieland selbst gefiel sich als deutscher Voltaire mit dessen vielseitiger Weltkunde und wohlrediger Leichtigkeit, doch bürgerlicher sanfter behäbiger gerechter. Den Cäsar hat er etwa mit denselben Augen gesehen wie Voltaire, eher mit noch mehr individualistischer Bereitschaft für Cäsars persönlichen Zauber, minder grundsätzlich streng gegen den Eroberer oder Tyrannen. Die Revolution ließ ihn den Diktator weissagen der sie beende.

Der Verheißene Gefürchtete Erhoffte, Napoleon Bonaparte, der die Ernte der Revolution einheimsen sollte, ein bis in den Grund erschüttertes Volk, eine an das Ungeheure gewöhnte und für das Unbedingte bereite Menschheit, war persönlich ein anderes Wesen

als die gesamte Welt die er fand und benutzte: wie er selbst meinte: ein Fels in der Flut seiner Zeit.. wie Nietzsche, der wachste Kräftespürer sah: eine Antike mitten in der christlichen Gesellschaft. Auch Friedrich der Große wurzelte schon tiefer in dem klassischen Boden als das Europa das er bekämpfte und das Rokoko worin sein Geist sich heimisch fühlte: doch er war mit Genuß und Willen Zeitgenosse Voltaires und Montesquieus und fand sich in ihren Ideen trotz manchem einzelnen Widerspruch.. seine Taten und sein Geist gehörten verschiedenen Schichten an, keine seiner Bewußtseinsäußerungen beleuchtet seinen Lebensgrund, obwohl er mehr geschrieben als je ein andrer Herrscher. Die Helden des Altertums kannten den Riß zwischen Leben und Geist überhaupt nicht, oder vielmehr sie hatten den Geist ihrer Tat, der zugleich der Geist ihrer Welt war—nur gedrungener stärker heller. Die mittelalterlichen Täter waren ohnehin nur Vertreter und Vollstrecker eines Gesamtgeistes und bedurften keinen persönlichen Ausdruck. Erst Friedrich II. von Staufen durchdrang diesen Gesamtgeist mit seiner Person. Seit der Renaissance hat erst Friedrich der Große wieder Mächte gehegt die seinem Zeitgeist, zugleich seinem Personalgeist, fremd waren: er ist durch diesen Zwiespalt ein Einsiedler, Friedrich der Einzige auch noch in einem tragischen Sinn geworden, nicht die Wiedergeburt antiker Welt sondern der letzte Führer der sterbenden Kultur, zu der er nicht völlig gehörte.

Napoleon erlag nur in einer kurzen Frist seines Lebens, im Wirbel der Revolution jünglingshaft auf der Suche nach seinem gemäßen Raum und Mittel, Rousseaus mächtigem Wort. Sonst hat er seine antike Welt schon als Knabe in der Seele gehegt, mit dem Geist gesucht und früh gefunden, sie schon völlig im Wort besessen, eh er sie mit der Tat dem ganzen Europa nicht nur zeigte sondern aufzwang — er für sich allein ein Gesamt antiker Kräfte gegenüber der andren Menschheit. Er war nicht mehr ein einzelnes Genie das sich klassizistischer Gleichnisse bediente sondern eine verkörperte Macht, ein menschgewordenes Lebens-reich worin die antikischen Worte und Taten wuchsen wie um Cäsar, als in ihrem natürlichen Klima. (In seinem Napoleon-buch hat Berthold Vallentin den Unterschied zwischen dem europäischen Klassizismus und Napoleons echter Antike geklärt.) Kein Einsichtiger wird heute noch

gerade Napoleon aus Um-ständen und Ein-flüssen ableiten, ihn, das wahre Beispiel für die Gewalt des ursprünglichen Menschen, ihn der erst wieder gezeigt was Ein Mann vermag und an dem sich das neue Wissen seit Nietzsche erst entzündet und erleuchtet: daß Geschichte nicht nur Mache sondern auch Schöpfung ist, nicht nur Gewächs sondern auch Zeugung, nicht nur Ergebnis sondern auch Tat.

Die französische Revolution war nicht der Grund woraus Napoleon wuchs sondern nur der Boden den er mit seinen Blöcken bebaute oder mit seinen Saaten bepflanzte.. ihre Ideen, zumal die Rousseaus, hat er, zur Macht gelangt, kaum mehr als Mittel benutzt. Ihnen dankt er nicht seine Stimme oder seine Worte sondern nur den menschheitlichen Schallraum. Seine Stimme ist die eines Italieners der Renaissance der bis in die römischen Schichten hinuntergreift, seine Worte sind die eines geborenen Imperators der eine aufgeklärte ruhmsüchtige selbstbewußte „Nation" zu lenken und deren Machtwillen, getragen durch ihre revolutionären Volks- und Menschheitsansprüche, im widerstrebenden Europa zu verwirklichen hat. Dabei schweben ihm die weltumfassenden römischen oder römisch-fränkischen Reiche als verwandte Raumbilder, die Taten Alexanders oder Cäsars als verwandte Gebärdenbilder vor. Er ist nicht ihr klassizistischer Nachahmer sondern ihr klassischer Nachfahr, nicht der Wiederholer ihrer Werke sondern der Erneuerer ihrer Art.. oder wehrt man sich gegen solche Wiederkünfte: er hat seine vom Weltgeist schwangere Phantasie an der Antike so versehen, daß die Geburten deren echtes Gepräge tragen. Er verhält sich zur cäsarischen Antike wie Hölderlin zur pindarischen und äschyleischen. Darin allerdings ist er ein Kind, nicht nur ein Genoß seines Zeitalters daß er sein Wesen und seine Sendung denkerisch erhellte und aussprach, und dies ist ein einziger Glücksfall für den Geschichtsschreiber: nie wieder war ein Wirker seiner Art zugleich der Wisser seiner Gründe, das heißt nachdenkendes Ich und vollziehendes Es desselben Lebens, objektiver und subjektiver Geist desselben Schicksals. Nur die großen Dichter haben derart ihren Sinn im Wort nicht nur dargestellt sondern ausgesagt, ihr Dasein nicht nur gelebt sondern erlebt, nicht nur gefühlt sondern gewußt. Nur er hat uns die Seele des welthaf-

ten Täters offenbart im unmittelbaren Bekenntnis. Karl und Alexander sind stumm, Cäsars Wort bekundet sein Selbst, ohne sein Ich zu bekennen oder zu verkünden, Friedrichs des Großen Geständnisse verdecken ihn eher als sie ihn erschließen, Bismarck, Eugen, Richelieu sind Wesen andrer Ebene. Nur Napoleon eint das persönliche Genie, das erwachte Ich-bewußtsein der neuen Zeit mit dem antiken Weltgehalt derart, daß weder sein Tun ihn verschließt noch sein Wortgeist selbständig spielt als Literatur oder Privatgeplauder. Er ist bis in seine Schlachten hinein nicht nur sachlicher Vollstrecker eines Verhängnisses sondern gleichsam Lyriker, weltbewegtes und welthegendes, in Taten schwingendes Ich, und bis in seine Urteile und Träume hinein der schicksalshaltige Wille. All seine Worte, auch soweit sie nicht bewußte Staatsakte sind, sprühen nur von dem was er jeweils zu schaffen hat.. es sind elektrische Funken seines Tuns, Strahlen seines Pragmas, und nur pragmatisch soll man sie deuten aus seiner jeweiligen Wirkstunde und Werkstatt heraus, nicht als freischwebende und beschauliche Ansicht: er hat nur gemeint wo er gewollt hat und sein Schauen Schaffen und Schreiben sind vom gleichen Stil.

An unbedingtem Tätertum übertraf Napoleon alles Dagewesene: er ist nicht wie Alexander ein ungeduldig schwellender Götterjüngling den es hinaustreibt und dessen dämonischer Weiten-drang sich in Zügen Schlachten Eroberungen entlädt, nicht wie Cäsar ein überreiches und volles Gesamtwesen das alle Stärken hat und dem seine Weltstunde gerade die des Handelns aufgibt und ausbildet, sondern er ist von vornherein tatbesessen. Das Tun ist die angeborene unentrinnbare Naturform seines nach Kraft und Masse ungeheuren Schöpfertums. Er kann gar nicht anders als tuend leben. Er hat auch nicht ein gesondertes Feldherrn- oder Staatsmanns- oder Schriftstellertalent, sondern seine Gaben sind Stöße seines alldurchwaltenden Tatwillens. Sein Kriegertum ist nur dessen dichteste Stoßkraft. Sein Tatfeuer trieb die geschichtlichen Wunschbilder wie leuchtende Wolken hervor und vor sich her und seine Belesenheit setzte sie in klare Vorstellungen um, die seinen Schritt beflügelten, seinen Weg schmückten und seinen Raum in die Vor- und Nachwelt hinein dehnten. So sehr er in der Gegenwart mit aller Wucht seines Willens lebte, so reichte der

Überschuß seiner Bildung und Phantasie immer aus, sein Handeln mit fast dichterischen Gesichten zu umlagern, wozu ihm die Geschichte, vor allem die der drei Welteroberer oder der ihm jeweils wichtigen Länder, den Stoff bot. Er ist nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv poetisch.. darin ist er wohl Alexander verwandt, der Homer und die Mythen immer in sich trug. Romantik, Flucht aus der Gegenwart in eine schönere Zukunft oder Vergangenheit ist das nicht gewesen, auch nicht müßiger Zeitvertreib oder Nebenarbeit, sondern vorwegnehmendes Tatbildnertum des überschüssigen Augenblicks!

Schon den Knaben haben Plutarchs Gestalten und Cäsars Tatberichte mit Vorgefühlen seiner eignen Fähigkeiten geschwellt und sein scharfsichtiger Gönner Paoli hat die Verwandtschaft des ungestümen, dunkelglühenden eigensinnigen Schwärmers mit den klassischen Männern gespürt. Ehe Napoleon den sicheren Ansatzpunkt seines unbändigen Willens gefunden, litt er raumlos, das heißt maßlos, und häufte mit dumpfem Trieb gewaltige Kenntnismassen, deren Verwendung er noch nicht wußte, oder schwelgte im weiten Raum, in Rousseauischen Menschheits- oder Naturträumen. Doch gerade aus dieser Zeit des unbeschäftigten Wirkungsdrangs (den Kleingeisterei immer als unbefriedigten „Ehrgeiz" auslegt) steigt Cäsar zuerst als sein höchstes Vorbild auf. Sein korsischer Jugendfreund Nasica wollte sich später erinnern daß Napoleon, Leutnant in Auxonne, ganze Nächte über Cäsars Commentarien zugebracht und in langen Gesprächen ihn verteidigt und verherrlicht habe: mehr als Pompejus, ebenso wie Cato habe Cäsar sein Rom geliebt und die Macht ergriffen, um es zu retten, der größte Feldherr und der größte Bürger. Brutus' Dolch habe ihn daran verhindert, doch schon ein schwacher Strahl seines Ruhms entschädige für den verfrühten Tod. Montesquieu, der sonst so Einsichtige, ziehe mit Unrecht ihm den Alexander vor, einen Despoten dem tragischen Bezwinger seines eignen Volks. Dies geht über die Gemeinplätze hinaus und spricht für die Ächtheit des Berichts, das andre könnte aus der Kenntnis des späteren Kaisers stammen. Doch das leidenschaftliche Mitgefühl mit Cäsars „herzzerreißender" Not, sein Heer gegen Rom zu führen, kann der dürftige Zeuge nicht aus sich haben. Der Schicksalsblick und die Selb-

ständigkeit des Gedankens entspricht nur dem feurigen Jüngling der noch an Rousseaus und Montesquieus Freiheitslehren glaubte, den Königshaß der Revolution teilte und doch einen Helden brauchte, der zugleich seine tragische Schwermut, seinen gebieterischen Ungestüm und seine Ruhmliebe erhob und verklärte. Das traf bei Cäsar zusammen.

Cäsar hat ihn mehr durch seine Gestalt Eigenschaft Haltung Stellung, Alexander mehr durch seine Taten Züge Erfolge angezogen, eben weil beide nur Wunschbilder seiner eigenen jeweiligen Triebe und Lagen waren. Cäsar begleitet Napoleons mittebildende und raumgliedernde Bewegungen, sein Emporsteigen Herrschen Gründen Walten Lenken, Alexander seine fernsuchenden und grenzensprengenden raumerweiternden, sein Ausgreifen Schweifen Erobern. Nur in zwei Fristen seines Lebens überwiegt seine Erwähnung und Bewunderung Alexanders die Cäsars: während des ägyptischen Feldzugs und während des russischen: in der östlichen Traum- und Zauberluft, die grenzenlosen Räume vor Augen, fühlt er sich selbst Alexander, da preist er seinem Bourienne die Feldzüge des Mazedoniers vor denen des Römers, da rügt er auf dem Weg nach Moskau Cäsars Mäßigung als Schwäche und rühmt Alexanders Selbstvergottung als Staatsweisheit, mit dem verlangenden Blick auf eroberte Fernländer und weltweiten Glanz des Namens. Doch wenn er seine Macht erringt festigt erhöht oder seine Gestalt verherrlichen will, fällt ihm Cäsar ein. Als Jüngling plant er eine Cäsar-tragödie, vielleicht aus dem Pathos der Nasicagespräche. Zur Vorbereitung seines Konsulats läßt er die Öffentlichkeit versuchen durch den Vergleich mit Cäsar und Cromwell. Sooft er europäischen Notabeln als Kaiser Europas gegenübersteht, einem Goethe Wieland Johannes Müller Canova, spricht er von Cäsar, meist mit deutlichem Wink. Goethe sollte einen napoleonischen Cäsar dichten, der besser als der voltairische das Unheil des Herrschermords und die Segnungen eines echten Weltgebieters einpräge.. dem guten Wieland nannte er Cäsar den größten Mann der Geschichte, wäre er nicht zu mild gegen seine Feinde gewesen — eine Neckerei für den humanitären Alten. Mit dem Schweizer Geschichtsschreiber, dessen Wissen und Geist er bestaunte, wetteiferte er im Lob Cäsars und verriet dabei seine eige-

nen Pläne: da Müller erörterte ob Cäsar zuletzt das Reich geordnet oder den Osten angegriffen hätte, wiederholte der Kaiser mehrmals heftig, als rede er von sich: „Er hätte die Parther bekriegt." Seinen Bildhauer Canova, der mannesstolz des Kaisers Römerlob einschränken wollte auf die Republik, wies er zurecht: „Cäsar! Cäsar ist der große Mann." Als das Institut ihm einen Ehrentitel vorschlug nach klassizistischem Muster, Augustus, Germanicus, da meinte er, Cäsars Name sei der einzige der ihn ehren könne durch das Gedächtnis herrlicher Taten und Eigenschaften, doch haben ihn die Cäsaren entwürdigt, die Habsburger (ähnlich wie Augustus im Sema von Alexandreia nur den König sehen wollte, den Alexander, nicht die Leichen der Ptolemäer). Cäsars Büste allein schmückte sein Arbeitszimmer in Saint-Cloud. Als er in Sankt Helena keine Taten mehr fand, da trat erst recht das Gestaltenbild ihm näher als das Tatenbild, ja in der Ungeduld nannte er wohl einmal den Alexander einen braven Soldaten und klugen Politiker — das Genie sei Cäsar gewesen. Oder er verglich ihren Wandel: Alexander begann mit Trajans Tugend und schloß in neronischem Taumel, Cäsar, ein müßiger und lasterhafter Jüngling, endete als die schönste tätigste erhabenste Seele.

Immer ist ihm dies Paar das oberste Gleichnis der Herrschergröße und des Feldherrntums. Ihnen hat er sich durch Art Werk Raum und Ruhm am nächsten gefühlt.. eine Zeitlang stand neben ihnen Karl der Große, als er sein fränkisches Kaisertum rüstete und im Kampf mit dem Papst. Doch blieb Karl eher ein prachtvolles Sinnbild seines Amts als ein Vorbild seiner Person und seiner Taten. Das konnten nur Feldherren werden, denn das Feldherrentum war die bestimmte Kunstform seines Schaffens. Hier rühmte er Meister und Lehrer, außer Alexander und Cäsar noch Hannibal, Gustav Adolf, Eugen, Turenne, Friedrich. Alexander und Cäsar waren ihm alles zugleich: Wunschbilder als Herren der Welt, Vorbilder als Helden, Meister als Kriegsführer.. Karl der Große war ihm nur Wunschbild als fränkischer Kaiser Europas.. die andren, auch Friedrich, nur Lehrer der Schlachtenkunst.

Seinen sieben Meistern wollte er in der qualvollen Muße von Sankt Helena Denkmale setzen, zugleich zur Beschwichtigung seiner immer noch tatgespannten Phantasie, die sich im Nachsinnen

seines Lieblingsgeschäfts einigermaßen entlastete, und zur Lehre für andere, bis zuletzt begierig zu wirken und zu lenken. Fertig geworden sind nur die Abrisse von Turennes, Friedrichs und Cäsars Kriegen.

Der Précis des Guerres de César, den Napoleon seinem Kammerdiener diktierte, erzählt markig gedrängt, klar und schmucklos, mit dem Wunsch sogar Cäsars Stil an Nachdruck Schnelle Einfalt Dichte zu überbieten, die gallischen und bürgerlichen Feldzüge nach den Commentarien und beurteilt jeweils ihre militärischen manchmal ihre politischen Vorzüge und Fehler vom Standpunkt des umfassendsten Sachkenners, des ebenbürtigen vielleicht überlegenen Meisters. Es ist Kritik eines obersten Kriegsherrn, hart und scharf, nicht aus feindseligem Unmut sondern um der Sache und Lehre willen, welcher nur nachsichtslose Strenge dient. Dies gehört zur Gattung: auch in den Schriften über Turenne und Friedrich schweigt die persönliche Verehrung.. nur der Fachmann redet, mit kargem Lob und entschiedenem Tadel, ohne Rücksicht auf Eigenschaften und Motive der Helden, vom abgrenzbaren Werk.

Nur den Schluß seiner Cäsar-schrift füllt eine Geschichtsbetrachtung mit wärmerem Ton, ja mit leidenschaftlichem Anteil. Da spricht wieder der Napoleon der bei Goethe ein Cäsar-drama bestellte. Er zählt Cäsars Pläne auf und verdammt die feigen blinden undankbaren Mörder die solch große Zukunft abschnitten. Er verteidigt den Herrscher gegen die Anklage die den Vorwand des Mordes bot: er habe König heißen wollen. Cäsar brauchte nicht den entwerteten Titel der besiegten Orientalen, das sei verleumderischer Unsinn, Decke für Neid und Parteisucht. Cäsar der Schützer aller Römer, auch des Adels, habe die römische Weltherrschaft verbürgt.. so sah Napoleon sich selbst.

Napoleons Cäsar-buch hat den hohen Stil seines Verfassers wie seines Helden und wird diesem deshalb, ohne erhabene Worte Gedanken Gefühle, nur durch natürliche Höhe, vollkommen gerecht — neben Dantes Versen und Shakespeares Drama sein oberstes Mal. Mögen andre ihn reicher schildern, tiefer deuten, prächtiger rühmen: keiner war so seinesgleichen und hat ihn so schlicht gezeichnet nach seinem eigenen Bild. Napoleon begriff den Geist dem er glich und hat die Welt ihn wieder begreifen gelehrt.

Nach Goethes Wort haben Napoleons Kriege die Cäsars erst erschlossen. Doch nicht nur die Kriege: seit dem ersten italienischen Feldzug und gar nach dem 18. Brumaire fühlte Europa cäsarische Luft um diese Gestalt und ist von der Ähnelung besessen geblieben. Diesmal war es keine klassizistische Formel für verwandte Eigenschaften, kein Ausdruck des Staunens, wie noch bei Friedrich, sondern die echte Ahnung daß dieser Mensch antike Welt mitbringe. Zwar gab schon Laufbahn Umfang Stil seiner Taten auch blöderen Augen Anhalt um Cäsar zu vergegenwärtigen, mehr als je frühere Nachfolger Cäsars und Vorgänger Napoleons getan. Doch alle Merkmale Taten Ereignisse Napoleons sind nur Einzelzüge einer Art die einst Kosmos war und jetzt nochmals Person ward — ihre berühmtesten Gestalten hießen eben Alexander und Cäsar. Das meinte schon Paoli, wenn er den Knaben zum Schlag der plutarchischen Helden zählte, das bezeichnet Stendhal mit der Einleitung seiner Chartreuse de Parme: nach achtzehn Jahrhunderten habe Alexander und Cäsar einen Nachfolger erhalten. Nicht nur den kaiserlichen Schmeichlern und den freiheitlichen Schmähern sondern fast allen europäischen Dichtern und Denkern die Napoleon oder Cäsar berühren, Goethe und Hegel, Scott und Byron, Victor Hugo und Balzac, hat diese Verwandtschaft sich aufgedrängt. Ob sie Ähnlichkeiten oder Unterschiede betonen, den Napoleon vorziehen, wie Béranger Thiers Mickiewicz Heine, oder den Cäsar, wie Byron Comte Courier Macaulay Treitschke: die Dauer des Vergleichs selbst bezeugt (wie schon der immer wiederkehrende zwischen Cäsar und Alexander) die echte Nähe, über literarisches und rednerisches Spiel hinaus. Wenn Napoleon der neue Cäsar heißt, nicht nur häufiger sondern auch prägnanter als je ein Früherer, so bezeichnet dies eine Art Wiedergeburt,

In Cäsar kehrte Alexander wieder
Und alle Beide in Napoleon. (Hebbel.)

In Napoleon vereinen sich erstlich und endlich die Suche des heroischen Altertums als einer wirklichen erreichbaren Lebensform wie sie dem Humanismus vorschwebte, der Herrschersinn der europäischen Despoten von Friedrich dem Staufer über Karl V. bis zu Ludwig XIV. und Friedrich dem Zollern, das Menschheits- und

Volksgefühl der Aufklärung von Rousseau bis zur Revolution. Wie das römische Volk seine Macht und Majestät dem Cäsar übertragen hatte, so war Napoleon eine Zeitlang der Träger erst der französischen Volkheit, dann fast der europäischen Menschheit in dem Sinn wie Rousseau und die Revolution sie gemeint, und war dabei ein antikischer Held in dem Sinn wie Petrarca geträumt, und ein Macht-mensch des modernen Staats: in ihm gipfelten die europäischen Tendenzen eines halben Jahrtausends.

Doch indem er sie voll-brachte hob er sie auf: als er verschwand, hinterließ er statt des Heroentums klassizistisches oder romantisches Theater, statt der leibhaftigen Staatsmacht den legitimen oder konstitutionellen Apparat mit mehr oder minder fähigen Bedienern, statt der durchdrungenen oder verkörperten Volkheit und Menschheit die bürgerliche Gesellschaft und Wirtschaft. Wir sind ihm zu nah um zu überschauen welch neues Leben von ihm noch kommen mag: erst Jahrhunderte bringen die Saat solcher Wesen zur Reife. Heut erscheint er uns der letzte Gebieter einer menschlich gefügten Welt, einerlei ob ein End oder ein Beginn, und nur eine solche Welt empfängt noch wirklichen Ruhm im Sinn des Altertums und der Renaissance: mythische Bildwerdung, Vorbildwerdung der Gestalt. Napoleon ist der letzte der solchen Ruhm erlebt und Vorbilder derart nachgelebt hat, zumal den Cäsar. Seitdem gibt es wohl noch Berühmtheit, fliegendes Weit- und Oftgenanntsein, und die großen Männer „spielen Rollen" oder „machen Schule", wie etwa Cäsar und Napoleon von Louis Bonaparte verwendet wurden — das ist romantische Staatsmimik auf dem Boden der bürgerlichen Wirtschaft.

Wir schließen daher die Geschichte von Cäsars Ruhm mit Napoleon, ohne die viel umfangreichere Geschichte seiner Berühmtheit im bürgerlichen Jahrhundert zu beginnen. In diesem Jahrhundert hat man mehr über Cäsar geschrieben als in allen früheren zusammen. Die philosophische Deutung seiner Tat durch Hegel und die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung seines Werks durch Mommsen sind die beiden mächtigen Beiträge dieses Zeitalters zur künftigen Geschichte des cäsarischen Ruhms, beide noch Erbschaft Napoleons. Die Gewaltigen als Träger und Vollstrecker des Weltgeistes, als wandelnde „Weltseelen" derart zu schauen

wie Hegel, dazu bedurfte es — bei allen Denkvoraussetzungen seiner Philosophie, Kant Herder Romantik — doch noch die sinnliche Schicksalsluft: die gab Napoleon. Was in Mommsen über die zahllosen philologischen Einzelfünde hinausreicht, das Wissen um staatliches Wesen und Geschehen, das stammt noch aus dem europäischen Schauer des letzten Heroen, empfangen von einem feurigen und strengen Geist. Doch betrachten wir diese beiden Leistungen nicht mehr im einzelnen, weil wir den Kreis nimmer betreten wollen den ihre Wirksamkeit erfüllt. An fleißigen einsichtigen genialen Äußerungen über Cäsar ist das 19. Jahrhundert nicht ärmer sondern reicher als die früheren, doch sie bezeugen im besten Fall die persönliche Gnade gebildeter Einzelner, im schlimmsten Fall die schöngeistige Alltagsmeinung wechselnder Publica, in keinem Fall mehr eine geschlossene Menschheitsbildung, wie noch die Floskeln der Humanisten, kein tätiges Verlangen nach antiker Lebensart, keine Verwandtschaft und Seelensuche. Die stoffsammelnde Fachforschung und die beziehungslose Belletristik, die objektive Wissenschaft und die Parteischreiberei hatten in den Jahrzehnten des Historismus gleicherweise die seelische Bindung zur Geschichte verloren die sie behandelten. Einzelne Genien wie Ranke und Burckhardt änderten an dieser Gesamtlage nichts. Viele empfanden zwar den Ernst der Forschung, aber nur die wenigsten den Ernst des zu Erforschenden.. sie fühlten sich pflichtig vor ihren Lesern, aber nicht vor ihren Helden.. sie ehrten die wahllose Wahrheit, nicht die wesensvolle Wirklichkeit.

Erst Nietzsche rief wieder die Historie als Bildnerin des Lebens und kannte die Wucht der Aufgabe abgeschiedene Geister zu wekken, erst er sah wieder Völker und Führer der Zeiten als gegenwärtige und als ewige Mächte. Erst durch ihn wissen wir wieder daß wir unser eigenes Schicksal entscheiden mit jedem Ja und Nein zu den jahrtausendalten Bildern, und er beschwor wieder die großen Wesen der Vorwelt mit Blut. Den Übermenschen den er forderte, damit die Untermenschen auch nur erst Menschen würden, nährte er aus seiner eigenen Glut und formte er nach Gestalten die waren. Ihm erschien neben Napoleon, dem jüngsten Heroen, der ihm noch Hoffnung gab aus der Nähe, am dringlichsten Cäsar „der herrlichste Mensch". Es ist nicht nur ein tiefer geschichtlicher Blick in Cä-

sars Art sondern ein geheimnisvoller Wink an die Zukunft wie dieser Seher seinen überschwenglichen Wunschheiland vollenden will: „Mit der Genesung Zarathustras steht Cäsar da, unerbittlich, gütig — zwischen Schöpfersein, Güte und Weisheit ist die Kluft vernichtet."

NAMEN

Ablancourt 133. 191. 201.
Abraham 46.
Absalon 92.
Achill 23. 71.
Addison 204. 208. 210.
Aeneas 56. 79.
Aeschylus 257.
Aesop 159.
Aëtius 60.
Alarich 81.
Alba 125.
Alberti L. B. 127.
Aldrovandi 148.
Alexander der Große 7. 8. 10ff. 23ff. 26. 28f. 31. 39ff. 42. 45. 46. 49. 53. 55. 56. 68ff. 71ff. 75. 89. 95. 98. 99. 113. 115. 121. 127. 133. 136. 138. 143. 153. 156. 158. 160. 167. 169. 188. 191. 192ff. 197. 198. 200f. 203f. 214f. 217. 221f. 224. 229. 230. 235. 240f. 249. 251ff. 257—263 passim.
Alexander Neckham 73. 77.
Alexander III. Pabst. 72. 89.
Alexander Severus 45. 46. 48. 138.
Alfieri 186. 204. 254.
Alfonso, von Neapel 133f. 139. 141. 145. 163.
Alkibiades 91.
Amyclas 35. 114.
Ammian 48.
Ampius 22.
Annolied 60. 61. 63. 66. 101.
Anselm v. Canterbury 73. 95.
Antiochus 113.
Antonius Marcus 14. 180. 221.
Appian 28f. 31. 71. 177. 178. 202.
Archipoeta 89.
Ariovist 59. 60. 61. 114. 156f.
Aristides, Aelius 39.
Aristophanes 160.
Aristoteles 28. 99. 107. 153. 172.
Arminius 56. 60. 61.
Arndt 156.
Arnold v. Brescia 119.
Arrian 30.
Artus 55f. 59. 69ff. 158.
Augustinus 37f. 61. 74. 81. 82. 95. 96. 97. 111. 195f. 250.
Augustus 24ff. 27. 33. 39f. 41. 44f. 58. 66. 71ff. 74. 77. 82f. 84ff. 90. 91. 96. 118. 138. 145. 156. 188. 192ff. 197. 207. 221. 222. 261.
Aventinus 156f.
Bacon 116. 163. 169f. 171—174. 175. 186. 189—191 passim. 213.
Balzac 263.
Bayle 194. 198f.
Bebel 137.
Benvenuto v. Imola 63.
Benzo 86.
Béranger 263.
Bernhard von Weimar 129.
Bernini 193.
Bismarck 8. 228. 258.
Boccaccio 116—118. 157. 159.
Bodinus 169ff. 173.
Bodmer 226. 240. 254.
Boethius 62f. 72.
Boileau 195. 218. 221.
Bonifaz VIII. 74. 135.
Borgia, Cesare 126. 134. 141. 145.
Borso d'Este 145.
Bossuet 38. 74. 191. 194. 195—198. 200. 202. 214. 217. 249. 251.
Bourienne 260.
Brancaccio 127. 128f. 191.
Brülow 175. 178f.
Brunetto Latini 98. 103. 117.
Brünhild 65.
Bruno, Giordano 123.
Brutus 7. 19. 25. 31. 39. 76. 97. 102ff. 108. 109. 114. 122. 149. 170. 175. 178. 180—186. 204. 207f. 210. 219ff. 224ff. 235ff. 239. 243f. 249. 254. 259.
Büchner, Georg 34.
Buffon 173.
Burckhardt, J. 91. 110. 246. 253. 265.
Bury 230f.
Byron 99. 123. 168. 241. 263.
Caecina 22.
Caligula 221.

Calpurnia 115. 117.
Calvin 115. 150. 152 155. 219. 223. 226.
Canova 260f.
Cartesius 190. 191. 198.
Cassiodorus 62f.
Cassius 39. 102ff.
Catilina 21. 126. 220.
Cato major 113.
Cato v. Utica 7. 13. 19ff. 26. 34ff. 74. 76. 90. 97. 102ff. 108. 109. 122. 143. 170. 175. 179. 180. 204. 207f. 219f. 224f. 249. 259.
Catull 14. 18f.
Caxton 70.
Cedrenus 54. 66.
Cervantes 160.
Chapman 175. 179f.
Charron 188.
Chaucer 75. 157f. 159.
Chlodwig 81.
Christus 46. 51. 138. 223. 237. 251.
Cibber 211.
Cicero 9. 12. 14—17. 18. 19. 25. 28. 33. 35. 41. 64. 71. 97. 107ff. 111. 114f. 120. 122ff. 143. 150. 153f. 159. 166ff. 177. 180. 196. 207. 216ff. 218ff. 221. 226. 229. 231.
Clarke 133. 211.
Claudius Kaiser 44.
Clausewitz 129.
Clitus 215.
Clodius 161.
Colet 138.
Colleoni 132.
Colonna 65.
Comte 263.
Condé 133. 191f. 200. 203.
Constantin 41. 43. 47. 48. 49. 55. 71. 77. 78. 80. 82. 156. 188.
Constantinus Manasse 66.
Corneille 35. 191. 194. 204—208. 211. 218. 219f.
Cornelia 178. 205. 207.
Courier 263.
Crastinus 115.
Crissé, Turpin de 126. 231.
Cromwell 210f. 260.
Crösus 224.
Cueva 116. 161f
Curio 103.
Curtius Rufus 30. 203.
Cyrus 23. 55. 95. 156. 188.
Daniel 130. 155.
Dante 8. 13. 35. 42. 63. 76. 77. 92. 99—105. 108. 109. 111. 116. 117. 130. 140. 143. 164. 169. 174f. 180. 197. 249. 262.
David 70. 82. 92.
Dejotarus 14
Demosthenes 120.
Denk 155.
Descartes, s. Cartesius.
Deschamps 157.
Desfontaines 205.
Dezembrio 156.
Dietrich v. Bern 56.
Dio Cassius 27f. 54. 177. 178.
Dio Chrysostomus 39.
Dio Zonaras 54.
Diocletian 47. 78. 80. 82.
Diodor 27f.
Domitius 92.
Dschemschid 59.
Dürer 89. 148.
Eginhard 82.
Ekkehard v. Aura 54. 67.
Enenkel 61.
Epaminondas 39. 167. 169.
Ephraëm 66.
Erasmus 110. 120. 124. 138. 152. 153. 223.
Eratosthenes 215.
Etzel (Attila) 56.
Eugen v. Savoien 133. 228. 258. 261.
Eutrop 54. 66.
Eybe 151.
Fatti di Cesare 63.
Fazio degli Uberti 117.
Federigo v. Montefeltro 133f.
Fénélon 213. 218.
Ferdinand I. 140.
Fichte 247. 250.
Fischart 160f.
Flaminius 113.
Floridus 127.
Florus 36. 66. 113.
Folard 126. 228.
Forest 63.
Franck, Sebastian 129. 155f. 195.

Franz I. v. Frankreich 138. 145. 170. 187. 204.
Franziskus 85.
Frezzi 117.
Friedrich Barbarossa 72. 78. 87. 88 ff. 91 f.
Friedrich II., Kaiser 57. 72. 74. 77. 78. 85 f. 90—92. 93. 94. 99 ff. 118. 130. 131. 135. 137. 139. 140. 145. 227. 256. 258. 263.
Friedrich d. Große 10. 11. 32. 42. 49. 126. 188. 193. 202. 206. 211. 213. 222. 226—230. 231. 232 f. 241. 248. 256. 261 f. 263.
Frischlin 156. 175. 179.
Galilei 213.
Ganelon 65.
Garnier 177 f. 204. 220.
Geiserich 81.
Gengenbach 137.
Gerbert (Sylvester II.) 85.
Germanicus 27.
Gesta Romanorum 73. 160.
Gesta Trevirorum 67.
Gibbon 245.
Giotto 104.
Giovanni delle Bande Nere 132.
Giraldus 71.
Goeler 133.
Goethe 8. 19. 35. 42. 99. 103. 110. 120. 154. 186. 211. 217. 218. 232. 236—242. 243. 245. 247. 248. 253. 260. 263.
Goltzius 125 f. 141. 142.
Gonzaga Federigo 145.
— Fernando 141.
— Francesco 121.
Gothein, E. 169.
Gottfried v. Bouillon 70 f.
Gottfried v. Straßburg 57.
Gottsched 156. 204. 208.
Gower 73.
Grabbe 34.
Graphia 62. 86.
Grazian 201 f.
Gregor d. Große 77.
Gregor VII. 88. 135. 140.
Grévin 175. 177. 204. 219 f.
Grimm, Jacob 242.
Grimm, Melchior 230.
Gryphius 178.
Guarini, G. 122 f. 127. 143. 161.
Guarino, A. 143 f.
Guischard (Guintus Icilius) 126. 231.
Guise, Kardinal 125.
Gustav Adolf 191. 261.
Hadrian 45.
Haken 255.
Hamann 234.
Hannibal 71. 83. 95. 112 f. 118. 127. 261.
Hartlieb 151.
Hartmann, M. 58.
Hasdrubal 118.
Hebbel 263.
Hegel 216. 242. 252. 253. 263. 264.
Heine 263.
Heinrich III., Kaiser 75. 84. 88. 90.
Heinrich IV., Kaiser 73. 86. 88.
Heinrich VI., Kaiser 71. 90.
Heinrich, Sohn Friedrichs II. 92.
Heinrich VII., Kaiser 135.
Heinrich VIII. v. England 138 f. 170.
Heinrich IV. v. Frankreich 140. 163. 170. 187 ff. 190. 192. 193. 205. 210. 240.
Heinrich der Löwe 89.
Hektor 70 f.
Herder 61. 155. 186. 210. 211. 213. 226. 232. 233—236. 237 f. 242 bis 247 passim. 250. 253. 265.
Herkules 56. 59. 156.
Herodot 10. 106.
Herric 82.
Hildebrand 56.
Hirtius 22.
Hölderlin 154. 225. 251. 257.
Holinshed 176.
Homer 10. 32 f. 99. 106. 167. 237. 259.
Honorius, Papst 92.
Horaz 26.
Hugo, Victor 35. 99. 120. 263.
Humboldt, A. 245. 247.
Humboldt, W. 247.
Hüon 65.
Hutten 152.
Innozenz III. 130.

Innozenz XI. 197.
Intelligenza 63.
Isidorus 96.
Jacopo della Lana 76.
Jean Paul 247.
Johannes Malalas 66.
Johannes von Salisbury 71. 74. 77. 94. 95. 96—99. 111. 119. 122. 123.
Johannes von Sizilien 66.
Jornandes 61.
Josua 70. 71.
Juba 114.
Judas 102. 104.
Judas Maccabäus 65. 70.
Julia 115.
Julian 41. 48 ff. 73. 78. 99. 131.
Julius II. 134 f.
Justinian 71. 77. 78 ff. 81. 100.
Kaiserchronik 61. 63.
Kant 232. 242 f. 249. 250 f. 265.
Karl d. Große 7. 55. 56. 59. 62. 63 f. 69 ff. 77 f. 80—83. 84 ff. 88 ff. 90. 156. 188. 193. 217. 249. 258. 261 f.
Karl IV., Kaiser 109. 118. 136.
Karl V., Kaiser 125. 129. 131. 137. 138—141. 142. 144. 163. 170. 188. 263.
Karl V. v. Frankreich 136.
Karl VIII. v. Frankreich 70. 136.
Karl d. Kühne 136. 141.
Katharina II. 200.
Kirchhoff 159 f.
Kleist, Heinrich v. 156.
Kleopatra 30. 35. 76. 98. 115. 148. 204 ff. 208.
Klopstock 156. 217. 225 f. 243.
Knox 152.
Labienus 163.
Labruyère 191. 198. 200 f. 214.
Lafontaine 191. 203 f.
Lamartine 15.
Lamothe 228.
Lamprecht, Pfaffe 70.
Larochefoucauld 191. 198. 199 f. 201. 214. 217. 228.
Lavater 238.
Lebrun 194.
Leibniz 234.
Leonardo da Vinci 91. 105. 127.
Lessing 186.
Libanius 48.
Libro de los enxemplos 63.
Libro Imperiale 67. 76.
Liebenroth 255.
Ligarius 14.
Ligne, Fürst 143. 231 f.
Lionello d'Este 123.
Livius 15. 26. 27. 35. 64. 111. 115. 166. 216. 249.
Lohengrin 65.
Lohenstein 156.
Lope de Vega 116.
Lorenzo Magnifico 145. 223.
Lothar II., Kaiser 75.
Lucan 32—36. 54. 56. 66 ff. 89 f. 92. 97. 98. 100. 111. 115. 118. 150. 161 f. 175. 178. 206.
Ludwig XIV. 74. 170. 187. 190 f. 192 ff. 195. 200. 201. 204. 206. 213. 214. 222. 230. 263.
Ludwig I. v. Bayern 248.
Luise v. Savoien (Mutter Franz' I.) 138.
Lukian 49.
Luther 115 f. 130. 140. 149. 150. 151 ff. 155 ff. 158 ff. 223. 226.
Macaulay 263.
Macchiavelli 10. 21. 104. 110. 126. 132. 224. 242.
Mahomet 237. 239. 240.
Malalas 66.
Malatesta, Sigismondo 134.
Mamurra 19.
Manfred 92. 135.
Manilius 26.
Mantegna 131. 145 ff. 163. 194. 211.
Marc Aurel 24. 44. 45 f. 49. 78. 217. 219. 222. 230.
Marcellus 14.
Marius 113. 127. 173.
Marlborough 133. 211.
Marlowe 34. 205.
Masaccio 104.
Maximilian I. 136 f. 138. 187.
Maximinus Thrax 46.
Mazarin 191.
Meißner 255.
Melanchthon 115. 129. 152. 153 f. 155.
Merlin 55.

Metellus 92.
Methusalem 71.
Mexia **141 f.** 189.
Michael Glykas 66.
Michelangelo 8. 125. 135. 146. **149.** 224. 236.
Mickiewicz 263.
Middleton **231.**
Milton 34 f. 115. **210.**
Mirabeau 253.
Mirabilia 62. 86.
Mohammed II. 144.
Molière 218.
Moltke 133.
Mommsen 21. 110. 124. 143. 186. 216. 252. 264 f.
Montaigne 29. 116. 123. 141. 143. 163. **164—169.** 170—175 passim. 186 bis 191 passim. 194. 198 f. 201 f. 203. 210. 214. 217. 218. 224. 225. 238 f. 247. 248.
Montefeltro, Federigo **133 f.**
Montesquieu 110. 126. 191. 202. 211. **213—217.** 218 ff. 222 ff. 229 ff. 245. 247. 250. 256. 260.
Montluc 133.
Moscherosch 156.
Mozart 232.
Müller, Johann von 21. 123. 143. 211. 242. **244—250.** 255. 260 f.
Münzer, Thomas 119.
Muret 175. **176 ff.** 204. 219 f. 254.
Napoleon 7. 8. 9. 10. 11. 20. 32. 42. 57. 58. 99. 103. 130. 138. 159. 171. 191. 193. 197. 198. 202. 206. 210. 212. 213. 214. 217. 225. 227 ff. 241 f. 247. 248. 254. **255—265.**
Napoleon III. 264.
Nasica 259.
Nebukadnezar 188.
Nero 33. 44. 73. 157. 221. 261.
Neumair **129 f.**
Newton 213.
Nicephorus 66.
Nicolaus Damascenus 27.
Nicomedes 17. 115.
Nietzsche 91. 154. 181. 184. 236. 256. 257. **265 f.**
Niklas von Wyle 151.
Ninus 83. 188.
Odin 56.
Opitz 116—129.
Oppius 22.
Oranien, Moritz v. 126.
Oranien, Wilhelm I. v. 125.
Oranien, Wilhelm III. v. 211.
Orosius 36. 38. 54. 61. 65. 95.
Orpheus 46.
Ortica della Porta 136.
Otto I. 84. 88. 90.
Otto III. 78. 84—87. 88 ff. 103. 118. 137.
Otto v. Bamberg 59.
Otto v. Freising 66. 87. 89.
Oudendorp 211.
Ovid 26.
Palladio 129.
Paoli 263.
Paris 71.
Pascal **194 f.** 196. 200. 218. 238.
Pauli 159.
Paulus Diaconus 54.
Pécis 126. **231.**
Perceforest 59.
Perikles 8. 222.
Pescetti 175. **178.**
Petrarca 75. 77. 94. 96. 97. 98. 104. **105—115.** 116—132 passim. 136. 138 bis 153 passim. 155—161 passim. 163—171 passim. 186. 191. 234. 238. 245. 247. 248. 264.
Petrus 77. 85. 88. 134.
Petrus von Ebulo 71.
Phalaris 83.
Philopömen 39.
Piccolomini s. Pius II.
Pico della Mirandola 155.
Pindar 257.
Pirckheimer 152.
Pius II. (Enea Silvio Piccolomini) 120 f. 132. 134.
Pius IV. 125.
Platon 28. 251.
Plinius **28 f.** 72 98. 114. 123. 129. 159. 160. 249.
Plutarch 14. 22. 29. **30 ff.** 35. 39. 48. 49. 50. 71. 129. 159. 161 f. 166. 168. 173. 175. 176 ff. 183 f. 186. 189. 202. 215. 230. 259.
Poggio **122 f.** 127. 161. 224.

Pollio 22. 27.
Polybius 12.
Pompadour 230.
Pompejus 10. 13. 28. 34ff. 65. 70. 76. 90. 92. 113. 115. 127. 145. 148. 161. 173. 178. 179. 194. 204ff. 209f. 259.
Properz 26.
Ptolemäus v. Lucca 95.
Ptolemäus Philadelphus 138.
Puységur 231.
Pyrrhus 113. 127.
Quintus Icilius (Guischard) 126. 231.
Rabelais 160f.
Racine 194. 204f. 218.
Radolf 71.
Raleigh 195.
Ramses 59.
Ramus 127. 133. 141.
Ranke 188. 196. 216. 242. 245f. 247. 250. 253f. 265.
Ravaillac 190.
Remus 83.
Retz 228.
Ribadeneira 209f.
Richelieu 140. 170. 187. 190. 191. 204. 205. 258.
Rienzi 109. 118f.
Ringmann 136f. 151.
Rohan, Herzog 126. 191. 228.
Rolandslied 65.
Romulus 79. 87. 113.
Romulus Augustulus 51.
Ronsard 116. 204.
Rousseau, J. B. 211. 228.
Rousseau, J. J. 21. 211. 217. 219. 223ff. 226. 232ff. passim. 237ff. passim. 242ff. 248. 251. 253ff. 256f. 259f. 264.
Rubens 147. 148. 189.
Sachs, Hans 115. 157ff. 160ff. passim. 224. 226.
Sainte-Beuve 200.
Saint-Evremont 201. 202f. 204. 214.
Saint-Simon, Herzog 199.
Saladin 89. 90.
Sallust 10. 14. 19ff. 36. 66. 111. 113. 221.
Salmasius 210.
Salomon 59. 70. 71f. 76.
Salutati 120.
Sargon 59.
Savigny 242.
Savonarola 105. 119. 145. 223.
Saxo 176.
Scaliger, Julius Caesar 143. 199.
Scaliger, Joseph 211.
Schedel 55. 155f.
Schelling 242. 247.
Schiapollaria 141. 142.
Schiller 34. 103. 225. 226. 242ff. 245. 247.
Schlegel, A. W. 242. 247.
Schlegel, F. 20. 242. 247. 249. 250ff. 253.
Schönaich 156.
Schottel 156.
Schwenckfeld 155.
Schwendy 133.
Scipio 12. 87. 109. 112ff. 120. 122ff. 127. 131. 133.
Scott 263.
Scudéry 205.
Secondo 230f.
Seneca 176.
Septimius Severus 46.
Servilia 115.
Shakespeare 8. 19. 30. 31. 34. 35. 42. 70. 76. 99. 116. 140. 141. 163. 172. 174—186. 204. 205ff. 219ff. 224. 225f. 233. 236f. 243. 254. 262.
Siegfried 56.
Sigismondo Malatesta 134.
Silius Italicus 123.
Simson 153.
Sleidan 129f. 195.
Soliman, Sultan 144.
Solinus 72.
Spartian 47.
Spinoza 234.
Steinhöwel 151.
Stendhal 263.
Stephan von Rouen 72. 74.
Stilicho 60.
Strabo 27.
Strada 129.
Sueton 14. 22. 29f. 36. 54. 66. 82. 98. 100. 114. 116. 119. 148. 156. 168. 173. 177. 178. 189.
Sulla 12. 31. 173.

Sully 188. **189 f.**
Sylvester, Papst 85.
Syméon **128 f.**
Syncellus 66.
Tacitus 20. 28. 33. 106. 244 f. 247.
Taliesin 59.
Tasso 219.
Tertullian 70.
Theoderich 60. 62 ff. 80 f.
Theodora 79.
Theodosius 71. 77. 138. 156.
Theophrast 20. 200.
Thiers 263.
Thomas v. Aquin 74. **95 f.** 98 f.
Thomas Becket 94.
Thukydides 245. 247.
Tiberius 20. 27. 44. 221.
Tibull 26.
Timur 241.
Titus 71.
Tizian **148.**
Trojan 24. 40. 42. 45. 71. 78. 97. 113. 138. 145. 188. 261.
Treitschke 263.
Tuim, Jehan de 63.
Turenne 191. 200. 261 f.
Turpin de Crissé **231.**
Valerius Maximus 27. 96. 113.
Valla 125.
Vallentin 256.
Vaugelas 201.
Vauvenargues **199 f.**
Vega, Lobo Laso de la **161 f.**
Vega, Lope de 116.
Vellejus Paterculus 27. 28. 71. 113.
Vergil 10. 26. 32 f. 54, 64. 65 ff. 71. 76. 89. 111. 112. 154. 167. 218. 219.
Vespasian 45.
Vico, Enea **125.**
Vinzenz v. Beauvais 98 f.
Virdung 175. **178.**
Visconti, Filippo Maria 136.
Vitellius 44.
Vittorino v. Feltre 133.
Voltaire 57. 110. 120. 164. 186. 192. 199. 204. 211. **217—223.** 224—230 passim. 237. 248. 254. 255. 256.
Wagner, Richard 181.
Wallenstein 244.
Walter v. Chatillon 70.
Watteau 230.
Wieland 255. 260.
Wilhelm III., s. Oranien.
Wimpheling 156.
Winckelmann 124. 154. 245. 250. 254.
Wolfram 57. 90.
Xenophon 128.
Zeno 215.



BEI GEORG BONDI IN BERLIN SIND ERSCHIENEN:

WERKE DER DICHTUNG
AUS DEM KREISE DER BLÄTTER FÜR DIE KUNST

STEFAN GEORGE

DICHTUNGEN: HYMNEN, PILGERFAHRTEN, ALGABAL * DIE BÜCHER DER HIRTEN UND PREISGEDICHTE DER SAGEN UND SÄNGE UND DER HÄNGENDEN GÄRTEN * DAS JAHR DER SEELE * DER TEPPICH DES LEBENS UND DIE LIEDER VON TRAUM UND TOD. MIT EINEM VORSPIEL * DER SIEBENTE RING * DER STERN DES BUNDES * DREI GESÄNGE

ÜBERTRAGUNGEN: BAUDELAIRE, DIE BLUMEN DES BÖSEN * DANTE, GÖTTLICHE KOMÖDIE * SHAKESPEARE, SONNETTE * ZEITGENÖSSISCHE DICHTER I UND II

DEUTSCHE DICHTUNG

I. JEAN PAUL * III. DAS JAHRHUNDERT GOETHES

KARL WOLFSKEHL

GESAMMELTE DICHTUNGEN

FRIEDRICH WOLTERS

DICHTUNG: DER WANDRER, ZWÖLF GESPRÄCHE

ÜBERTRAGUNGEN: HYMNEN UND LIEDER DER CHRISTLICHEN ZEIT. I. LOBGESÄNGE UND PSALMEN * II. HYMNEN UND SEQUENZEN * III. MINNELIEDER UND SPRÜCHE



BEI GEORG BONDI IN BERLIN SIND ERSCHIENEN:

WERKE DER WISSENSCHAFT
AUS DEM KREISE DER BLÄTTER FÜR DIE KUNST

FRIEDRICH GUNDOLF

SHAKESPEARE UND DER DEUTSCHE GEIST
GOETHE * GEORGE
HEINRICH VON KLEIST
CAESAR

ERNST BERTRAM

NIETZSCHE

WILHELM STEIN

RAFFAEL

BERTHOLD VALLENTIN

NAPOLEON

FRIEDRICH WOLTERS

HERRSCHAFT UND DIENST

EDITH LANDMANN

TRANSCENDENZ DES ERKENNENS

BEI GEORG BONDI IN BERLIN IST ERSCHIENEN:

SHAKESPEARE

IN DEUTSCHER SPRACHE

NEUE AUSGABE IN SECHS BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN · ZUM TEIL

NEU ÜBERSETZT VON

FRIEDRICH GUNDOLF

ERSTER BAND: Coriolanus — Julius Cäsar — Antonius und Cleopatra — Romeo und Julia — Othello — Der Kaufmann von Venedig

ZWEITER BAND: König Johann — König Richard der Zweite — König Heinrich der Vierte, Erster und Zweiter Teil — König Heinrich der Fünfte — König Heinrich der Sechste, Erster Teil

DRITTER BAND: König Heinrich der Sechste, Zweiter und Dritter Teil — König Richard der Dritte — Verlorne Liebesmüh — Die beiden Veroneser — Die Komödie der Irrungen — Der Widerspenstigen Zähmung

VIERTER BAND: Die lustigen Weiber von Windsor — Viel Lärmen um nichts — Ende gut, alles gut — Wie es euch gefällt — Was ihr wollt — Maß für Maß — Troilus und Cressida

FÜNFTER BAND: Hamlet — Macbeth — König Lear — Ein Sommernachtstraum — Cymbelin — Wintermärchen — Der Sturm

SECHSTER BAND: Timon von Athen — Titus Andronicus — König Heinrich VIII. — Venus und Adonis — Lucretia — Sonette

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 JUL 2000
OF OXFORD
LIBRARY



579

